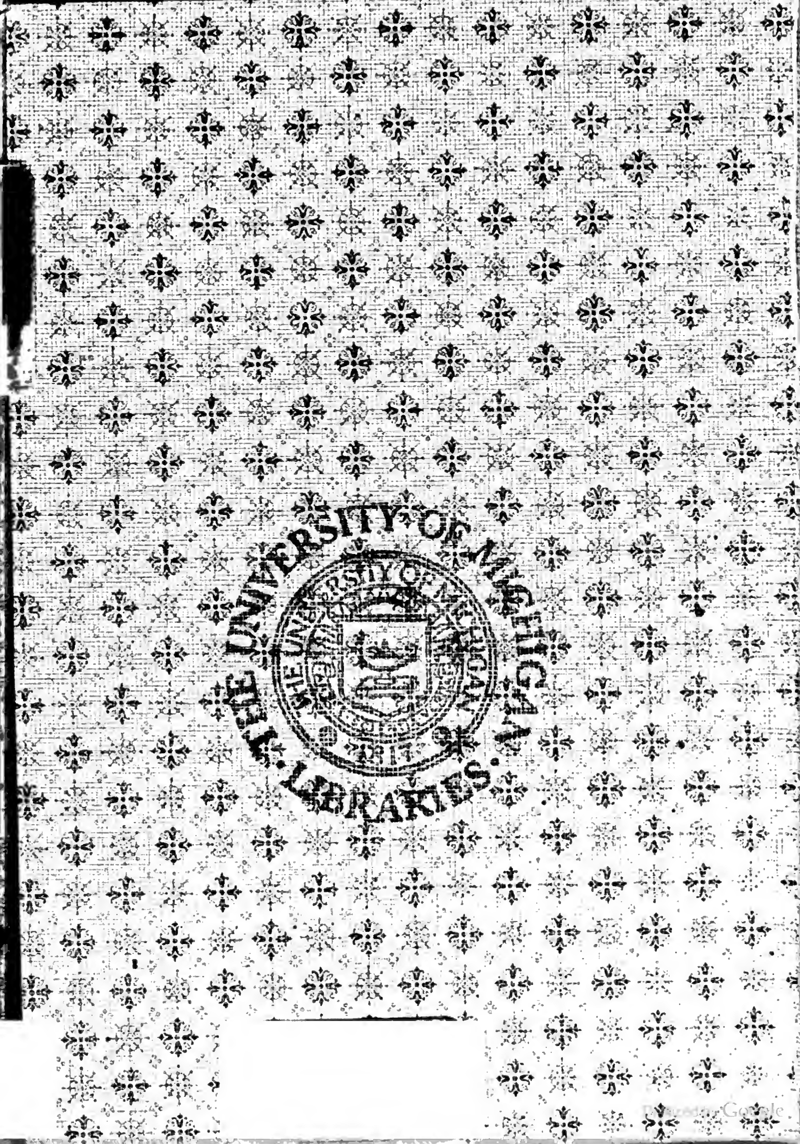
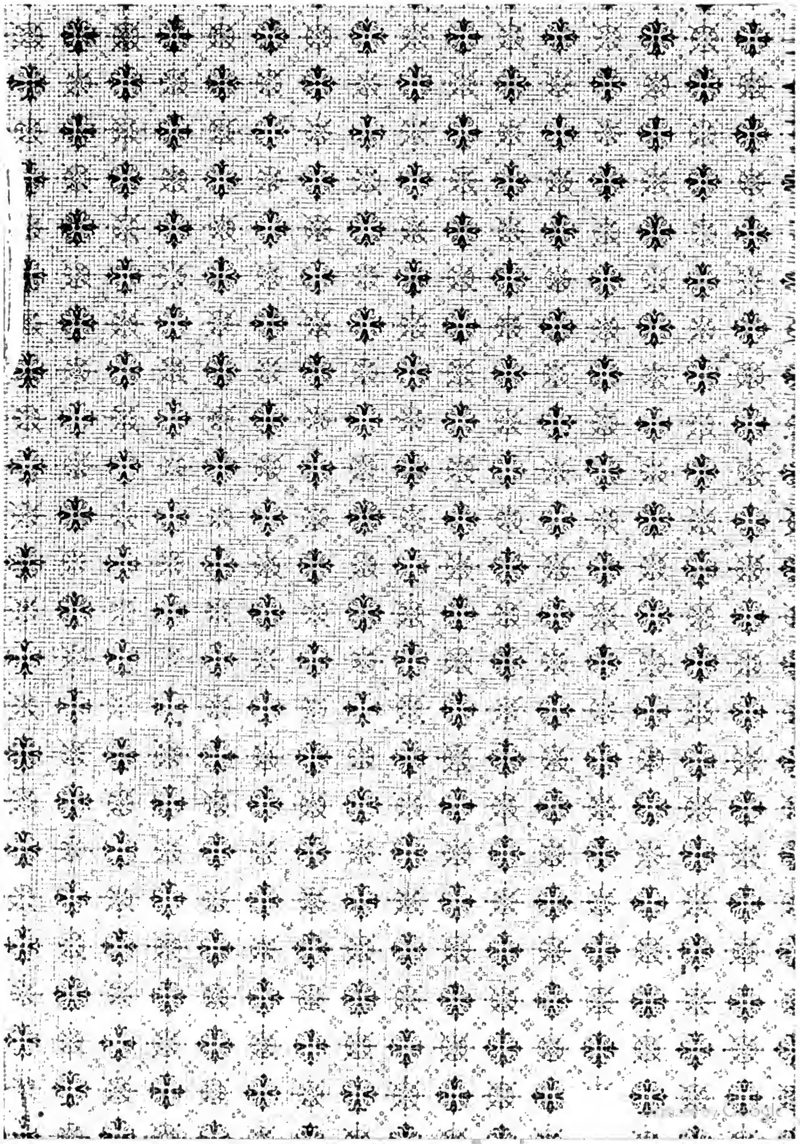
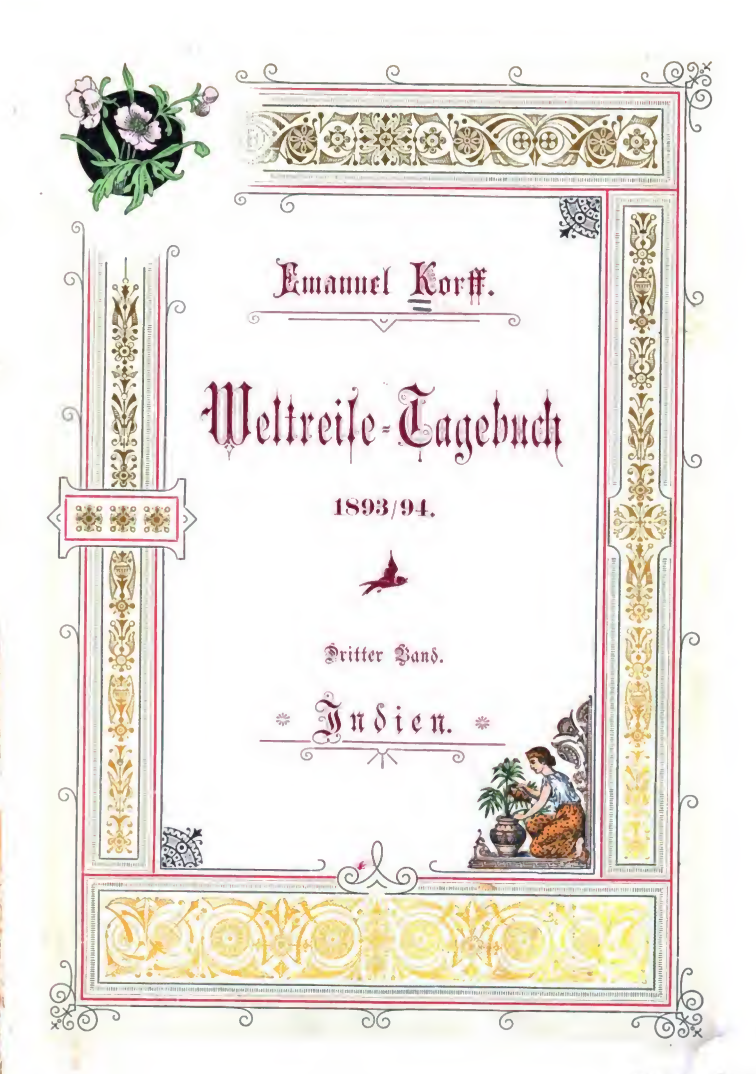
Weltreise Tagebuch, 1893-94

Emanuel Korff


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES



März 1894



Emanuel Korff.
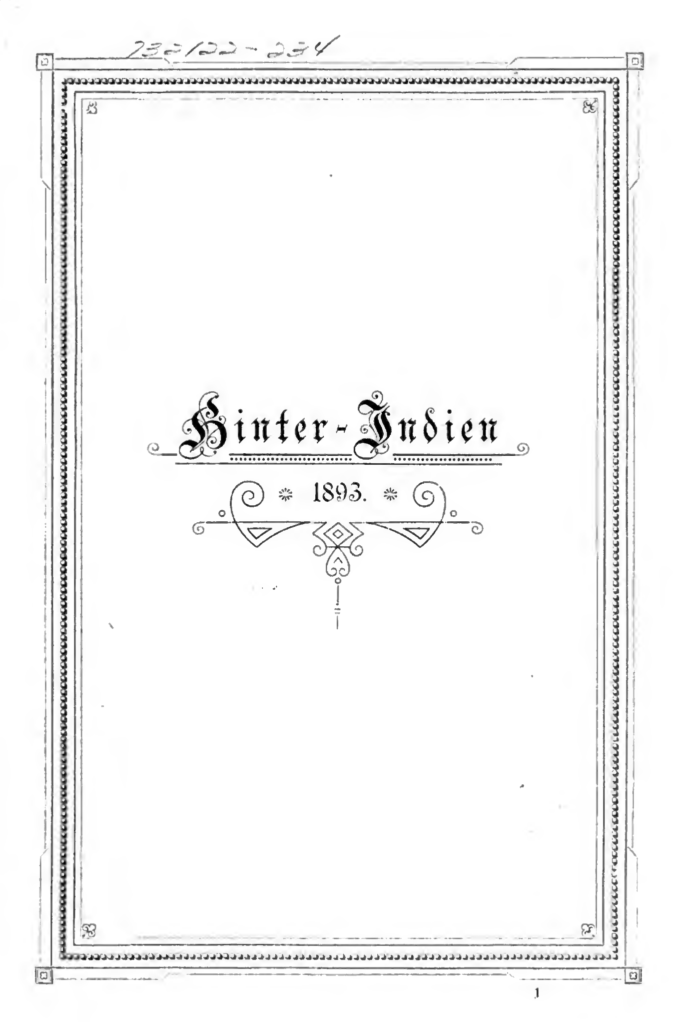
Weltreise-Tagebuch

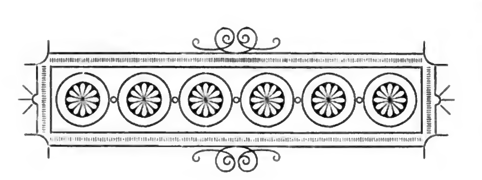
1893/94.

Dritter Band.

Indien.

Als Manuscript gedruckt.


Hinter-Indien
1893.



Ein Wort über Tongking, Anam, Siam und andere hinterindische Staaten.



Erst die Ursache — dann die Wirkung! Gebirge senden den geschmolzenen Schnee in die Ebene, Flußnetze befruchten die Thäler, der Mensch entwickelt sich aus den Eigenthümlichkeiten des Landes, und wo, wie hier, aus Sonne und Wasser Ueberfluß an Wachsthum entsteht, blüht in Kraft die Natur, aber auch die Phantasie und der Neid der Nachbaren. Letzteres ist der Grund, daß die Völker in Indien sich nicht haben fremdem Einfluß entziehen können. Die Jagd nach dem Glück und die Habsucht sind seit 400 Jahren bestrebt, hier Schätze zu heben, wozu das Recht stets gefunden wird. Wer die Gewalt hat, hat das Recht, und keine Kathedergelehrsamkeit wird das ändern. China hatte die Macht, und sicher ist es, daß Fürsten Geschenke und Tribute an China machten, nur um unbehelligt leben zu können. Auf

solche Thatsachen hin betrachtet China sich als Besitzer von Ländern und Staaten, die ihm selbst sehr dunkel sind; die Zugehörigkeitsverhältnisse der Staaten von Hinterindien aber finden heute noch getheilte Auffassungen, und unserer Diplomatie bleibt eben nichts übrig, als mit dem Stärkeren zu paktiren oder sich selbst zu helfen.

Ganz Hinterindien wurde vor 2000 Jahren als Provinz Tongking von chinesischen Gouverneuren verwaltet. 1428 machte Leh sich unabhängig. 1476 wurde Kotshintshin erobert und aus dem Ganzen das Königreich An-nam gebildet. Dynastische Kämpfe beunruhigten das Land. 1790 wandte sich der Usurpator Ghia-long an Frankreich um Hülfe und anectirte 1802 Tongking. Unter seinen Nachfolgern fanden grausame Christenverfolgungen statt, welche Frankreich zum Einschreiten veranlaßten. 1874 wurde Anam vom Lehnsverhältniß zu China frei erklärt, unter die Protection (!) von Frankreich gestellt, welches die gute Gelegenheit wahrnahm, Theile von Kotshintshin und Tongking den französischen Colonien einzuverleiben. Der Me-khong, etwa 500 geographische Meilen lang, wie der Nil, mit befruchtenden Ueberschwemmungen, durchströmt das Land und theilt sich in viele Arme und bildet im unteren Lauf die Grenze von Siam. Das von Frankreich besetzte Land hat ungefähr die Größe von Frankreich selbst und zwei Millionen Einwohner. Das

heiße Klima und Sumpffieber, sowie die Bösartigkeit der Bevölkerung haben den Franzosen, die mit großen Anstrengungen diese Colonie zu verwerthen suchen, viele Kräfte geraubt. Zollplackereien der siamesischen Beamten auf dem Me-khong, welche an einer Stelle sogar ein Zollfort auf der französischen Seite des Flusses besetzt hatten, gaben schon lange zu Beschwerden Veranlassung, denen die siamesische Regierung leere Ausflüchte oder gar keine Antwort entgegensetzte. In Folge dessen wurde der Zollmandarin aus dem Fort durch einen Officier und 14 Franzosen aufgehoben und auf das andere Ufer des Me-khong abgesetzt. Bei dieser Gelegenheit wurden die 15 Franzosen ermordet. Darauf Ultimatum, drohende Beschießung von Bangkok, und, da der Klügere nachgiebt, Frankreich alle Rechte am Me-khong, sowie ein Länderstrich, etwa von der Größe wie Oesterreich-Ungarn, zuerkannt. Glück muß der Mensch haben! In England, wo der Jammerlappen Gladstone am Ruder ist, geschah nichts, und die Großmächte blieben in gegenseitiger Furcht der Völker neutral. Der Coup wäre also gelungen! gloire de la patrie!

Der Handelsverkehr auf dem Me-khong weist für England 200 000 Tons, für Deutschland 40 000 Tons und für Frankreich 15 000 Tons nach; für England muß dieser Erfolg des Nachbars ein Dorn im Fleische sein, der mit der Zeit wachsen wird!

Das große Birmanische Reich und auch das Königreich Kambodsha lasse ich hier außer Betracht, da es mit meiner Reiseroute weniger in Berührung tritt, füge aber noch ein paar Notizen über Siam ein.

Eigentlich sollte es Shan heißen, aber die Portugiesen, die hier so viel – auch Sprachliches – verbrochen haben, nannten es Siam, und so ist es auch für uns geblieben. Es ist anderthalb mal so groß wie Frankreich, hat aber nur etwa acht Millionen Einwohner, an denen in 41 Provinzen so viel Erpressungen als nur möglich ausgeübt werden. Davon sind nur zwei Millionen Siamesen, die übrigen eine Million Chinesen, eine halbe Million Malayen, zwei Millionen Láos, sowie ferner Kambodsher, Peguaner, Karener und andere Völkerschaften. Es ist überhaupt eigenthümlich, was hier, in Hinter-Indien, überall für ein Zusammengeflicke von verschiedenen Völkerresten vorhanden ist! Eine Völkerbewegung nach NO. ist unverkennbar. Man kann in der Verbreitung des Buddhaismus über China und Corea nach Japan deutlich hinterindische Traditionen und Formen erkennen. Das Land ist trotz der Baupracht und dem bischen Eisenbahn heute noch fast in jungfräulich-walddursprünglichem Urzustand. Im Norden wird es von den Láos-Stämmen bewohnt, die, in fast wildem Zustande, nur da bekannt werden, wo ihren Räubereien mit Gewalt

ein Ziel gesetzt werden muß. Undurchdringlicher Urwald und eine Unmasse wilder Thiere haben den Lustreisenden hier noch einen Riegel vorgeschoben. Die sogenannte schwarze Flagge in Tongking, die dort den Franzosen so viel Ungelegenheiten bereitet, steht auf gleicher Stufe wie ihre Nachbaren, die Láos. Hier findet man in Flußbetten auch Saphire und Rubine, die aber Monopol des Königs sind. Der König steht so hoch über dem Volk, daß sein Name sogar nie genannt werden darf; er ist der Höchste der Edeln, d. h. P'hra-P'hutti-Tschao-Jn-Hua – Khun Hluang. Ich denke, das genügt! Mit den Staatseinkünften versucht er, das Nöthigste seiner Bedürfnisse zu bestreiten; dazu gehören die Königin-Wittwe, der zweite oder Vice-König mit seinem Hofstaat, die Königin, 200 Palastdamen, 600 Elephanten, sowie 2 bis 300 Prinzen ohne Beschäftigung, und endlich die anbetungswürdigen weißen Elephanten. Wer einen solchen fängt, bekommt den Titel „Mandarin", Leibrente und so viel Land, soweit nur der Ruf des Thieres gehört wird. Die Armee ist so so la la nach europäischem Muster in Umbildung, doch ist eine Amazonengarde noch durchaus nothwendig; so daß der weibliche Haushalt im Königsschlosse zu Bangkok auf 3000 Frauen angenommen wird. Ou est la femme? Daß da ein Krieg unmöglich ist, versteht sich wohl von selbst! Die Damen hätten lieber alle Provinzen

des Landes, nicht aber ihren Schmuck eingebüßt! Diesmal hat der König sich im Bewußtsein seiner Würde mit Anstand zurückgezogen — bald dürfte er überhaupt gar nicht mehr zum Vorschein kommen! Wenn die Frauen nur ihren Spaß haben! Mich wundert es nur, daß die Franzosen diesen niedlichen Hofhalt nicht nach Paris verlegt haben! Jede Ausfahrt des Königs zu Wasser oder zu Lande setzt immer bis 15000 Menschen in Bewegung und kostet Vermögen, den Unterthanen aber ist strenge geboten, sich bei solchen Gelegenheiten hübsch zu Hause zu halten!

Siam muß in früherer Zeit eine höhere Cultur oder bessere Verwaltung gehabt haben; die Bauüberreste aus der großen Zahl untergegangener großer Städte bezeugen in Steinmaterial, Construction und Skulpturarbeiten einen höhern Standpunkt, als ihn die Gegenwart aufweisen kann. In der Construction tritt wie noch heute der säulenumgebene Terrassenbau hervor, mit der Neigung, über aufgeschweifte Dachverzierungen eine thurmartige Spitze aufzusetzen, die außerdem noch mit Ringen, Stacheln und anderen Ornamenten geziert ist. Zahlreiche Pagoden werden vom König in gutem Stande erhalten. Merkwürdig ist die große Zahl der in Quadern mit Bogenspannung ausgeführten Brücken im ganzen Lande aus früheren Jahrhunderten, Brücken, denen kein neueres Werk

an die Seite zu stellen ist. Oft stehen sie jetzt mitten im Urwald ohne Straße.

Nordöstlich von Bangkok liegt der freie Staat Korat, mit etwa 10000 nackten Einwohnern, berühmt durch den jährlich stark besuchten Elephantenmarkt. An alte, verschollene Pracht und Größe erinnert noch die von den Birmanen im Kriege gänzlich zerstörte alte Hauptstadt Krung-Kao, mit Ueberresten von Hunderten von Tempeln. Die Sieger führten eine Buddhastatue mit fort, welche gegen 30000 Pfund Kupfer und 400 Pfund Gold enthielt. Die neue Stadt, welche sich dann am Flußufer entwickelte, hat 600 Klöster und ist ein sehr merkwürdiger Pfahlbau im Großen. Der Verkehr geschieht überhaupt nur in Booten. Mitten im Urwald ohne Steg und Weg liegen die Ueberreste von Indraprasthapuri. Eine dreizehn Kilometer lange Mauer, 10 Meter hoch, mit fünf phantastischen Thoren, umgiebt den alten heiligen Wallfahrtsort, der im Laufe der Jahrhunderte derart in Vergessenheit gerathen ist, daß die auf einige Tagereisen nächsten Anwohner sich selbst des Namens nicht mehr erinnern.

Auch der berühmte Kleinodien-Palast Prasat-Keoh, am Platze der alten Hauptstadt Patentaphrom, ist Ruine. Man erblickt einen kreuzförmigen Thurm von 55 Meter Höhe in kunstvollster Steinmetz- und Mosaikarbeit. Es war eben eine andere Zeit und ein anderes

Geschlecht! Vielleicht hatten die Könige noch nicht für 3000 Frauen zu sorgen!

Die Engländer sind kluge Leute, gerade wie die alten Römer. Wenn sie einen Weg zu gehen hatten und eine Thür passiren mußten, nahmen sie dieselbe durch eine Befestigung in Besitz, um da nicht ungestraft fremde Leute zu finden. Alle Römerstraßen in Germanien und Gallien zeigen da die festen Lager und dazwischen die verwallten Blockhäuser, zwischen denen sogar Unterschlupf für Verkehrsdienst etablirt war. Die kluge Voraussicht der englischen Politiker hat zur rechten Zeit für ihren nothwendigen Handelsverkehr nach Indien, Ostasien und Australien durch Befestigung der Straßen gesorgt, im Ausbau von Gibraltar, Malta, Cypern, Aden und Perim, und über Ceylon hinaus in Singapore, Hongkong und Shanghai. Schon vor 100 Jahren nahmen die Engländer dem Herrscher von Queda eine Insel ab. 1802 wurde ein Stück der gegenüber liegenden Halbinsel Malakka erworben, und im Laufe der Zeit der wachsende Besitz an der Straße von Malakka, unter dem Namen der Colonialprovinz Wallesley, von einem englischen Gouverneur, unabhängig von Ost-Indien, verwaltet. Das befestigte Georgetown ist Sitz der Regierung. Auf der einen Insel an der Welt-Wasserstraße entwickelte sich das zum Freihafen erklärte Singapore sehr schnell, so daß es heute eine Stadt von fast

100000 Einwohnern repräsentirt; die eine Hälfte besteht aus Chinesen, die andere aus Malayen, Indiern und Europäern. Die Hauptstadt der Eingeborenen ist Kedah geblieben. Auf dem Zipfel der Halbinsel Malakka liegen außerdem die mehr oder weniger noch unabhängigen Staaten Perak, Salangore, Johore, Pahang, Kananam, Zingán, Rumbowe, Johole, Jelse und Saganet. Das Fürstenthum Johore hat 150000 Einwohner, einen prachtliebenden, europäisch gebildeten Sultan und repräsentirt noch ein kleines Märchen-Fürstenthum im altindischen Styl. Armee, Schaustellungen, Thierkämpfe, Bayaderen und Glockenmusik würden einen Festdichter hinreichend beschäftigen!

Im 12. Jahrhundert siedelten die ersten Malayen aus Menang Kabau in Sumatra nach Singapore über, dann wuchs diese Bevölkerung so an, daß sie im Lauf der Zeit sich die Sundainseln, Borneo und die Philippinen unterwarfen. Man sagt, sie seien gegen Feinde hart, gegen Freunde launisch, gegen Fremde verrätherisch. Sie treiben Mißbrauch mit Hahnenkämpfen, Opium und dem Messer. Sie sind Mohamedaner, die wilde, schwarze Bevölkerung in den Wäldern nennt sich selbst Orang utang, d. h. Waldmenschen. Im Uebrigen aber ist diese Halbinsel Malakka eine Musterkarte aller Racen und Secten, und kaum ist ein Stamm im Laufe der Jahrtausende hier vorübergestreift, der hier nicht Vertreter zurück-

gelassen hätte, ohne daß ich damit sagen will, daß es immer die besten Vertreter waren, welche zurückblieben. Man findet hier Bugis, Javanen, Sundanesen und Klings, d. h. Bewohner von Vorder-Indien. Araber, Perser, Parsis, Armenier, Siamesen, Birmanen, Anamesen, Tagalen und Juden, die möglichst bei einander wohnen, bestimmte Stadtviertel bilden und Gewerbe treiben. Mitten in der Stadt, auf einem 130 Meter hohen Felsen, steht das Gouvernement. Ein Fluß theilt die Stadt. Man sieht auf jedem Schritt, ebenso wie in Hongkong, den Einfluß der herrschenden Nation: Hallenhäuser, Straßenordnung, Polizei, Clubs, lawn tennis und Rennplätze, Weltverkehr im Hafen und die feste Hand auf der Thür nach Ostasien! Während der Zeit, daß Old Gladdy mit seiner Homerule-Bill das Gefüge des britischen Reichs lockert, spielt ein X-beliebiger Generalconsul in Bangkok ihm einen solchen Streich! Sie werden Old Gladdy noch in Westminster begraben. In Singapore spricht man von Liverpool und Neu-Seeland, von Japan und Bremen in einem Athem. Die großartige Weltbedeutung des Suezcanals tritt hier so recht augenscheinlich dem Beobachter entgegen. Der ganze Schiffsbau hat durch ihn eine Umgestaltung erfahren, indem im ganzen Handel und Verkehr mit der größtmöglichsten Schnelligkeit des Umsatzes gerechnet wird. Sobald die Ladung hier

eingenommen und versichert ist, ist sie schon in London börsenfähig. Ein Schiff verwerthet sich selbst durch sechs bis acht Fahrten im Jahr. Alle Einrichtungen in Ladeplätzen, Docks, Kohlenraum, Stärke der Maschine sind nur darauf gerichtet, in größtmöglichster Schnelligkeit alle Aufträge zu absolviren. Nur wenn das Schiff in Bewegung ist, ist es in Ruhe. In den Hafenplätzen gleicht es einem Ameisenhügel. In Singapore werden Kohlen und Passagiere genommen, Waaren, Briefe und Depeschen aufgegeben und man verweilt nur so lange, als es durchaus nöthig ist, denn die Sonne des Aequators schadet dem Schiff, der Ladung und den Menschen! Also weiter! weiter! weiter!





Java.

Im Süden des Aequators setzt sich Hinter-Indien in Form von großen und zahllosen kleinen Inseln im Meere weiter fort. Einige hundert Vulkane, von denen heute noch ein großer Theil in sehr gefürchteter Thätigkeit ist, verschuldeten wohl die jetzige Formation der Länder. Wer will aber sagen, ob hier früher ein festes, zusammenhängendes Land in directer Verbindung mit dem asiatischen Continent in vulkanischer Bewegung gesunken und zu Inseln gebildet wurde, oder ob durch vulkanische Thätigkeit das Land aus der Meerestiefe als Inselspreu herausgehoben wurde? Für die erstere Ansicht spricht die Gleichartigkeit der Flora und des Thierlebens der Inseln mit dem Festlande, der gewohnte Flug der Vögel und der zwanglose Wanderverkehr der Menschen. Es ist dies bemerkenswerther, als es zuerst erscheinen mag, aber der Vergleich mit dem doch nicht so weiten Australien zeigt dazu ganz im Gegensatz, daß Pflanzen und Thierleben gar keine Beziehung zu den Sundainseln

haben und ihnen so schroff getrennt gegenüber stehen, als läge Australien auf einem ganz andern Planeten. Australien hat zahlreiche Arten von Beutelthieren, Känguruhs, Opossum, Wombat und auch Vogelarten, die weder auf dem asiatischen Continent noch auf den Sundainseln vorkommen. Die Pflanzenwelt der Sundainseln ist in Australien unbekannt. Eine Meerestiefe vom 1000 Fuß scheidet die fremden Welten, und nur dem Menschen war es vorbehalten, diese Wasser-Scheide zu überschreiten.

Auf Sumatra, Java und andern Sundainseln leben in Wildniß der Elephant, das Rhinoceros, der Tiger, der malayische Bär, sechs Hirscharten, der wilde Stier, die große Fledermaus und zahlreiche Vögel. Alles ist wie auf dem gegenüberliegenden asiatischen Festlande, und wenn auch Tiger im Wasser schwimmend angetroffen werden, ist es wohl ausgeschlossen, daß Elephant und Rhinoceros den Wasserweg benutzt haben sollten. Es ist wohl anzunehmen, daß diese Länder früher ein ungetrennter Continent gewesen sind, um so mehr, als die ganze Meerestiefe von Malakka bis zum Süden nicht mehr als 100 Fuß Tiefe hat. Java allein hat 28 Vulkane, manche bis zu 10000 Fuß Höhe. Im Süden ist die Insel steil ins Meer abfallend, mit ein paar guten Häfen. An den andern Seiten lagert sich den Küsten ein sumpfiger, ungesunder Streifen vor, der den Reis und

Hirsebau sehr begünstigt. Java — sprich Djava — heißt malayisch Hirseinsel. Der Sommer, von October bis März, ist sehr naß und die niedrigen Gegenden sind sehr ungesund. Durch Arbeitsamkeit ist ein Viertel des ganzen Bodens dem Landbau zugewiesen. Außer Reis und Hirse gedeihen Thee, Zucker, Indigo, Zimmet, Cochenille, Tabak, Kaffee, Kokos und Chinarinde. Ein Theil der Insel ist vollkommener Urwald, und von der wuchernden Ueppigkeit des Wachsthums kann keine Beschreibung uns eine Vorstellung geben. Es giebt Riesenbäume bis zu 200 Fuß Höhe, Lianen bilden ein vollständiges Netz zwischen Arong- und Pinango-Palmen und Baumfarren zahlloser Arten. Der Waldboden ist ein ununterbrochener Teppich von Lycopoden, Musen, und in den Zweigen hängen Tausende von Orchideenarten. Kokos- und Arekapalmen und die Arenga, aus welcher der Zucker gewonnen wird, wachsen aller Orten, wie auch der herrliche Rasamalabaum. Die Palmenwälder treten im Westen am geschlossensten auf, und Teakhölzer befinden sich mehr im Osten der Insel. Die Küsten sind von Mongrovewäldern eingenommen und die Vulkane mit Akazien besetzt.

Ganz gleich, welcher Name hier auch genannt wird — nicht die Art des Baumes oder der Pflanze ist's, die das Auge blendet, sondern die fabelhafte, überschwengliche Weise, wie sie im Wachsthum ge-

schaffen ist. Die jungen Triebe scheinen über Nacht zu entstehen, und die Blätter, Zweige, der Umfang der Kronen, die Stämme und die riesigen Wurzeln bieten hier eine solche Ueberfülle von Gesundheit, Kraft und Gedeihen, wie man in dieser Art in der Welt nichts Aehnliches zu sehen bekommt. Es scheint eine Urbevölkerung hier gewohnt zu haben, die den Láos in Shan nicht unähnlich ist, doch findet man nur geringe Reste in Bergschluchten, wie scheues Wild, verschlagen vor. Sie scheinen rechte Brüder jener Waldmenschen zu sein, die in Celebes und Burnah sitzen. Die Portugiesen haben uns gelehrt, Borneo zu sagen. Im 6. Jahrhundert überflutheten vom Festlande her Hindus die Insel, setzten sich in deren Besitz, führten den Buddhaismus mit seinem ganzen indischen Glanz und seiner Pracht ein, drängten die vorhandenen Sundanesen nach dem nördlichen, die Maduresen dagegen nach dem südlichen Theil der Insel; alles Malayische Stämme, nannten sie sich nunmehr Javanen und blieben die herrschenden Sie fühlten sich stark genug, ihre Herrschaft über das Meer nach Borneo, den Philippinen und zahlreichen Inseln zu tragen. Im Lande selbst geben prachtvolle buddhistische Tempelbauten heute noch in Ruinen Zeugniß von dieser Größe. In Boru Bodur steht noch eine sechsstöckige Pagode mit Säulengallerien und einer Bauart, als sei sie für die Ewigkeit errichtet. Bei Magelang am Progo-

flusse steht aus dem 6. Jahrhundert ein phantastischer Thurmbau schachtelartig über einander, 72 Tempel mit 500 Buddha-Altären enthaltend. Die gänzlich sculptirten Steinflächen enthalten 20000 Reliefffiguren zu Ehren Buddhas und auch bemerkenswerthe Trivialdarstellungen aus dem gewöhnlichen Leben, den ägyptischen Wanddarstellungen ähnlich. Alle Herrlichkeit aber war nicht von Bestand, denn um das Jahr 1400 eroberten die Araber Java und führten den Mohamedanismus ein, der heute noch die herrschende Religion geblieben ist. 1600 zerfiel das Land in zahlreiche kleine Fürstenthümer, die es den Portugiesen und Holländern leicht machten, durch Handel, Zwistigkeiten und Krieg der Landstriche sich zu bemächtigen. Den Besitz, welchen die Engländer dort hatten, tauschten sie gegen andern von den Holländern ein. Fortwährende Arbeit und Kämpfe haben die Holländer mehr oder weniger in den Besitz der ganzen Insel Java und Sumatra gesetzt. Nachdem der Hauptwiderstand der Atjeh's durch Kämpfe und Verhandlungen gebrochen ist, wird die Autorität der Holländer von allen den kleinen Sultanen anerkannt, und beide stehen sich ganz gut dabei. Darin ist der Sultan von Solo mit einbegriffen, der in seinem Wasserpalast zu Surakarta einen Hof mit 10000 Frauen zu unterhalten im Stande ist. Java hat 30 Millionen Einwohner. Nebenbei bemerkt, ist die Insel Sumatra

so groß wie Deutschland und die südlich liegende Insel Timor so groß wie Holland. Die ganze Osthälfte von Java bewohnen Javaner. Körperlich sind sie den Malayen ähnlich; sie haben zwei Sprachen, welche jedoch keine Aehnlichkeit mit einander zeigen; es sind dies die Sprache des Volkes und diejenige der höheren Klassen, der Gebildeten. Ein Mann aus dem Volke dürfte niemals wagen, einen höher stehenden Javanen in der Volkssprache anzureden. Es weist dies auf die Eroberung der Insel im sechsten Jahrhundert hin, da es nicht Dialekte, sondern zwei grundverschiedene Sprachen sind. Die Urbevölkerung redete die Basakawisprache, welche heute kaum noch eine historische Erinnerung ist. Der Javane trägt den Sarong, ein buntgestreiftes Tuch, um die Hüfte geschlagen bis an die Knöchel. Hinten im Taillengurt den vergifteten Kries. Der Mann trägt ein Kopftuch – die Frau bindet das Haar auf. Die Javanen halten etwas auf sich, gehen leicht und, so klein sie sind, hoch aufgerichtet. Sie sind sehr friedfertig, in Sprache und Wesen sympathisch.

In der Mitte der Insel und an der Küste wohnen Malayen, die den Sundanesen sehr ähnlich sind, aber eine andere Sprache reden. Ein dritter, körperlich kräftiger Volksstamm, der sich hier noch findet, sind die Maduresen. Beide Volksstämme stehen geistig

unter den Javanen, tragen sich nachlässiger, den Sarong kürzer und nicht den Kries, sondern ein Messer, Klewang, das sie zur Arbeit brauchen. Daß außerdem in der Musterkarte der Völker halb Asien vertreten ist, und fast 300000 Chinesen dabei sind, versteht sich wohl von selbst. Eigenthümlich ist es, daß so gut wie gar keine chinesische Frauen bei diesen Auswanderungen nach Arbeit sich betheiligen! Man findet dies Verhältniß überall. In China giebt es zu viel Chinesen auf einem Platze, und der Kuligebrauch ist überall da dringend erwünscht, wo Widerstand gegen Klima und billige Arbeit in Frage kommen. Die Holländer verwalten leidenschaftslos und sehr ruhig, und obgleich die Verfassung für Indien die Kluft zwischen den Holländern und den Eingeborenen unübersteiglich macht, hat man sich doch des lieben Friedens wegen ins unvermeidliche Schicksal gefügt. Speciell will ich hierbei zum warnenden Rath anführen, daß nur Holländer in Stellung, Amt und Würden sowohl im Civil- als im Militärdienst Aussicht auf Anstellung haben, und daß andere Fremde hier nur in untergeordneten Stellungen den Kampf gegen das Klima aufnehmen können. Eine glänzende Ausnahme bildet der Herzog Bernhard von Weimar, der als General-Gouverneur dieser holländischen Colonie ruhmreich und nachhaltig gewirkt hat.

Von Singapore aus fährt man mit kleinen Dampfbooten in zwei Tagen bis zum Hafen Priok. Nichts unterstützt die große Erwartung von dem erträumten Wunderland. Gespräche über frühere Atjehkämpfe und vulkanische Ausbrüche müssen Ersatz schaffen, da dem Auge absolut nichts geboten wird. Die flache Küste ist am Horizont kaum zu erkennen und die Wasserstraße selbst wie ausgestorben. Endlich erreicht man die Hafeneinfahrt, die ebensogut Geestemünde sein könnte; mit der Unbequemlichkeit der Ueberführung nach dem Zollhaus und noch allerhand unnöthigen Manipulationen fährt man in



ein. Man glaubt in Holland zu sein! Comtoire, Speicher – Speicher und Comtoire, rothe Ziegel, blanke Fenster, die Häuser wie ausgestorben! Der Europäer kommt zu den Geschäftsstunden in die Stadt, lebt sonst aber in Weltevreden. Südlich der Stadt Batavia wohnen in einem geschlossenen Viertel die Chinesen, daneben ebenso die Araber – auf den Straßen ein Durcheinander aller asiatischen Figuren und Trachten. Gegen Süd-Osten hin haben sich, etwa wie in Hamburg, Villenvorstädte mit schön gehaltenen

Gärten, entwickelt. Da liegen Molenoliet, Rijswijk, Nordwijk, Konigsplein, Weltevreden, Gunung-Sahari und Tana-Abang.

In Konigsplein promenirt Abends in den schönen Alleen die elegante Welt. In Weltevreden steht ein riesiges Denkmal, den Niederländern und dem Prinzen von Oranien gewidmet, der 1815 die Schlacht bei Waterloo gewonnen hat. Wellington und Blücher sind dabei gar nicht erwähnt! In dem eine Stunde entfernten Ort Meester Cornelis hat sich ein ganz chinesisches Dorf etablirt. Im Süden von Batavia, eine Stunde davon entfernt, befindet sich am Fuße der 6—8000 Fuß hohen Gipfel Pangerange und Gede der Ort Buitenzorg. Es liegt 1000 Fuß höher als Batavia und ist sehr bequem mit der Eisenbahn zu erreichen. Dort wohnt der General-Gouverneur, und jeder Europäer, der es nur vermag, um der Fiebergefahr der Küste zu entgehen! Prachtbauten, Kasernements, Villen, Parks, Alleen — Alles schön gehalten —, machen Buitenzorg zu einem sehr angenehmen Aufenthalt. Der Glanzpunkt aber, der allein schon eine Reise verdient, ist der von einem Baron Capellen angelegte botanische Garten, welcher mit einem zoologischen verbunden ist. Dieses Etablissement hat kaum seines Gleichen in der Welt, da es alles enthält, was zum Studium des Landes von Interesse ist. Zum Beispiel will ich erwähnen, daß dort über

600 Orchideen- und mehr als 50 Bananen-Arten zu finden sind. Man könnte ja in Kew und anderen Orten sich auch dieselbe Zahl kommen lassen, doch würde die eine Hälfte nicht weiter kommen und die andere ein kümmerliches Dasein fristen. Hier ist Alles von so urgesunder, strotzender Pracht in Formen und Farben, daß man solche Exemplare gesehen haben muß, um zu verstehen, was manche Pflanzen bei uns in den Treibhäusern bedeuten sollen! Man wird nicht müde, wieder und immer wieder in dieser Zauberwelt zu promeniren, und jeder Blick entfesselt neuen Freudenrufe der Ueberraschung! — —

* * *

28. September. Ich muß hier noch etwas einschalten, was am besten noch bei Hongkong gelesen werden kann. In Shanghai und Hongkong gelten mexicanische Dollars. In Kanton existiren eine Menge Falschmünzereien, die uncontrollirbar sind. Die Folge davon ist, daß jedes Geldstück, welches dort in die Hand genommen wird, durch Werfen, Feilen und mit Säuren auf seinen Werth geprüft wird. Es existiren also gar keine glatten Dollars, sondern alle sehen so aus, als ob man danach geschossen oder allerhand Stempel darauf probirt hätte. Sie werden auch an keinem anderen Ort in Zahlung genommen als in Shanghai und Hongkong. Da ich noch einige solcher Prachtsilberstücke im Besitz hatte, auch nichts

mehr kaufen wollte, ließ ich mich den halben Tag umhertragen, bestieg in Hongkong die oberste Flaggenstation des Victoriapeaks, das Austiahotel, den Kennedyroad, den öffentlichen Stadtgarten, den Rennplatz, durchkreuzte die Chinesenstadt in allen Richtungen, so daß es in Hongkong kaum einen Ort gab, den ich zum Abschied nicht noch wieder gesehen hätte. Dann wurde noch ein kleines Dampfboot bestiegen, und zwei Stunden lang wurden alle die herrlichen Orte aufgesucht, welche von der Höhe gesehen in Farben zu schwimmen schienen.

Heute früh sah die Luft wie weißes Papier aus, als um 9 Uhr früh der verhängnißvolle Schuß Teifun meldete. Mit Verwunderung sah man Hunderte und aber Hunderte von chinesischen Djonken und Böten nach der Nordseite des Hafens die Flucht ergreifen, die durch Canton- und Macao-Dampfer signalisirte Fahrt wurde eingestellt, und an den Flaggenstangen ging es hastig auf und nieder. Der Hotelwirth erschien und empfahl, sofort an Bord zu gehen oder lieber ganz im Hotel zu bleiben. Wir entschlossen uns zum ersteren, weil wir nicht wußten, wie der P. & O.-Dampfer Rosetta, der uns nach Singapore bringen sollte, es zu halten gedächte, da die Abfahrt auf 1 Uhr angesetzt war. Es hatte sich ein Wind mit unregelmäßigen Stößen aufgethan, und wir erreichten Rosetta so mit Noth und viel Wasser.

Das Einladen und Umhertragen der Everführer und Abschiedsboote nahmen alle Aufmerksamkeit in Anspruch; die Mail wurde eingenommen, alles Hals über Kopf expedirt und nun erst merkte man, daß alles, was nicht niet- und nagelfest war, vom Deck geschafft oder stark verfestigt wurde. Fenster und Luken wurden geschlossen. Der Wind hatte während der Zeit bedenkliche Formen angenommen, der Himmel sah pechschwarz aus, und was im Umkreis von kleinen Schiffen zu sehen war, schien sich in wirklicher Gefahr zu befinden. Trotzdem lichteten wir die Anker, gingen mit vollem Dampf im Hafen hinter die sogenannte Steininsel und — der Anker fiel. Unser Schiff hatte einen besser geschützten Winkel aufgesucht, und nun begann ein wirklicher grauenvoller Teifun über uns herzufallen und so zu toben, daß die meisten der Passagiere sehr erschreckt in die unteren Cabinen flüchteten, um abzuwarten, wie die Sache sich weiter gestalten würde. Auf Deck fiel ein langer Schiffsstuhl hin, und indem ich ihn aufheben wollte, wurde er mir vom Sturm aus der Hand gerissen, und, so weit das Auge reicht, durch die Luft getragen. Ich schlich auch in die Cabine, aber das Heulen des Sturmes und das Krachen und Fallen von Schiffstheilen auf Deck war so beängstigend, daß man immer wieder den Versuch machte, nach Oben zu sehen.

Draußen war es fast dunkel geworden. Man

hörte Hülferufe und sah nichts, aber das große Schiff tanzte an den Ankerketten, daß man sich's nicht denken konnte, daß sie halten würden. Obgleich es ein englisches Schiff ist und so geladen hatte, daß leere Passagier-Cabinen sogar mit Ballen von Seide gefüllt waren, war kaum ein halbes Dutzend Engländer an Bord. Die ganze Besatzung von 80 Mann bestand aus Arabern oder vielmehr aus mohamedanischen Indern, die auffallend klein und zierlich aussahen, es waren zuweilen Kinderfiguren mit schwarzen Bärten, alle barfuß, und manche mit Ringen geschmückten Zehen. Für Noth und Gefahr schienen mir aber diese nicht die richtigen Leute zu sein, um den Kampf mit den „Alimenten" aufzunehmen. Der Capitän lugte mit langem Fernrohr umher und machte darauf aufmerksam, wo irgend ein Unglück geschah und was die Signalflaggen redeten — dann wurde es Nacht, und alle 10 Minuten hatte man an den Ankerketten so das Gefühl, bald auf dem Grund des Meeres, bald im Himmel zu sein. Das Geheul des Sturmes war so grausig, daß es auch für Augenblicke gar nicht möglich war, das Deck zu betreten. Da die Aufregung nun schon volle 12 Stunden gedauert hatte, trat die Natur in ihre Rechte, und in der luftlosen Cabine vom Sturm hin und her gepeitscht, träumte ich von Sonnenschein, Musik und Blumen, und Frieden war um mich her.

Freitag, 29. September. Als ich des Morgens früh erwachte, wäre ich fast aus dem Bett geschleudert worden. In der Cabine lag alles durcheinander, oben auf Deck hörte man Commandiren und Laufen. Es schien Nacht zu sein, die Uhr aber zeigte 8 Uhr; der Sturm heulte und stoßweis wurde das Schiff auf- und niedergerissen. Wie erstaunte ich aber, als ich zur Luke hinaussah und Hongkong vor mir lag. Das Schiff hatte eine Seidenladung von über einer Million Werth, ohne daß ein Paar globe trotter dabei in Anschlag kamen; der Capitän würde ja selbst nicht gern ertrunken sein, und so lagen wir denn 24 Stunden im Hafen, vom Teifun an den Ankerketten gezaust. Endlich gegen Mittag signalisirte der Semaphore: „Teifun SW. an Land gegangen". Im Augenblick waren die Anker gelichtet und mit vollem Dampf ging es hinaus in die wogende See. Amtlich waren wir ja verständigt, daß der eigentliche Teifun vorüber sei, aber für eine Landratte war das schwer zu glauben.

Die ganze Natur befand sich in einer ungeheuren Aufregung, die auf die ganze Tagesfahrt bis in die Nacht hinein auf dem Schiff den größesten Schrecken und die größte Unordnung hervorrief. Das ganze Firmament sah fahl aus und halbe Stunden lang fuhr man fast wie in der Nacht. Was vom Deck irgend nur zu bergen war, war beseitigt oder be-

festigt. Der heulende Sturm stürzte oft so plötzlich auf das Schiff, daß es um 45° aus seinem Curs gedrückt wurde. Mit Schrecken sah man dann Inseln und Felsriffe so dicht am Schiff, daß man ganz beunruhigt nach der Commandobrücke blickte. Man hatte dabei aber das Gefühl, recht wenig ändern zu können. Alle 10 Minuten ging eine Sturzwelle über Deck, daß man nicht begriff, daß alles noch so glücklich abging! Eine Sturzsee riß einen David, das ist einer der eisernen Bügel, in dem die Boote hängen, herunter, und beängstigend war es, die schwächlichen, kleinen Indo-Araber dabei arbeiten zu sehen! Die See war so erregt, daß sich bald hier, bald dort complette Wasserberge aufthürmten, um in weißem Gischt in der Tiefe zu versinken. Ab und zu erfaßte der Sturm ganze Wasserflächen und trug sie sichtbar durch die Luft. Dabei war keine einheitliche Wellenbewegung vorherrschend, sondern Wetter und Wogen schienen sich überall zu begegnen. Das große Schiff war ein Spielball der Naturkräfte und wie es in allen Fugen krachte, sank auch der Seemannstrotz in uns armen Landratten. Ich selbst wurde zwar nicht seekrank, aber ich kann nicht behaupten, daß mir sehr angenehm dabei zu Muthe war. Weder beim Tiffin noch zum Diner war ein Mensch erschienen, außer dem Schiffsdoktor, der die Gelegenheit wahrnahm, alle Tomaten, allen Gurkensalat und eine Masse gräßlich fetter Sachen

zu essen und so zu thun, als ob es das schönste Wetter sei. Wie geknickte Lilien lag alles umher und seufzte Stuart, Stuart! Niemand aber dachte an die unglückliche Maria.

Sonnabend, 30. September. Am frühen Morgen drangen Zimmerleute in die Cabine, und unter viel Gerede und Klopfen wurden endlich wieder die Fenster geöffnet, und linde laue Luft durchströmte den Seufzerkasten, in dem sich seit zwei Tagen eine verpestete Luft aufgestaut hatte. Kleider, Wäsche, Möbel, Portieren — alles war feucht, klebrig geworden, und man war wie aus dem Wasser gezogen. Es war ja genügend, was wir von tosender See gestern kennen gelernt hatten! Zufälliger Weise war es in derselben Gegend, wo wir vor dreißig Jahren die „Frauenlob“ durch einen Teifun verloren, aber die gestrige Bewegung war immerhin nur der Ausdruck der Peripherie des wirklichen Sturmes gewesen, der während der Zeit die Insel Hainan auf den Kopf gestellt haben mußte. Danke für Obst! Natürlich hatte jeder nur eine kleine Magenverstimmung oder Kopfweh, keineswegs aber die Seekrankheit gehabt und mutton chops mußte schon beim break feast dreimal nachgeholt werden.

Nach mildem Regen von warmem Wasser glättete sich das Meer wie ein Spiegel, sah wie Berliner Blau aus und Barometer und Thermometer kletterten

wie Laubfrösche in die höchsten Punkte. Klappkragen, wie für Tenöre, bis auf den Busen ausgeschnitten, ersetzten die Cacheznez von gestern. Crêmefarbene Tropenanzüge lagerten sich auf Deck, der Fächer trat wieder in Thätigkeit, und wenn man reden hörte, war es gewiß: „Jott, diese Hitze!" Es war, als führe man zum Stralauer Fischzug! Hier aber die Natur, so weit, so groß, so gewaltig und so leer! Kein Fisch, kein Vogel, kein Schiff — nur die Erinnerung und nur die Hoffnung!

Sonntag, 1. October. Wie doch die Zeit vergeht! Der Uebergang in das bei uns übliche Octoberwetter hat hier gefehlt und nun überrascht es, daß der Herbst schon da ist. Der Eindrücke der letzten drei Monate waren so viele und so lebhafte, daß ich mich glücklich preise, sie in meinen Tagebüchern niedergelegt zu haben! So bleibt die Erinnerung wie angenehme Klänge, und der Geist ist frei und unbelastet, um sich mit der Zukunft ungestört befassen zu können.

In den letzten 24 Stunden haben wir es nicht über stündlich 10 Knoten gebracht. Die alte Rosetta stöhnt wie ein überladenes Kameel. Die Reisegesellschaft ist durch die Teifunerregungen etwas mürbe gemacht. Auf der Tafel stehen Sellery, Curry und die tollsten schärfsten Sachen, kein Mensch rührt aber was an. Portwein mit Ei und sonst noch Thee

reichen aber zur Ernährung nicht aus und so wandelt alles in gelinder Mißstimmung umher. Einige suchen mit Gläsern die Philippinen zu entdecken, andere finden in jedem dunklen Punkt auf der andern Seite Saigun. Es hat sich wieder ein unbequemer Wind aufgethan, und jeder fliegende Fisch wird als sehr dankenswerthe Unterbrechung der Langenweile angesehen. Unter großer Betheiligung wurde der Gottesdienst abgehalten. Vorn im Schiff beteten die Hindu-Mohamedaner nach Mecca gewendet. Der englische Zimmermann hatte mir meinen Schiffsstuhl reparirt; als ich ihm einen Dollar geben wollte, bat er, ich möchte ihn ihm Morgen geben, da heute Sonntag sei. Eine auf das Schiff verflogene wilde Taube nimmt schon Futter an. Diese Fahrt von Hongkong bis Singapore dauert so lange wie von Bremen nach New-York. Ein Bischen viel Wasser!

Montag, 2. October. Der zweite Bootsmann ist ein Danziger, der schon 25 Jahre hier in Ostasien umher fährt. Er spricht malayisch und andere indische Sprachen und übermittelt die Befehle an die Hindubesatzung. Bei Tagesanbruch passirten wir das Tonkincap Padarang, und unsere verschlagene Taube bekam durch eine zweite Gesellschaft. Ich habe aber nicht bemerkt, ob sie für unsere Noaharche einen Oelzweig mit französischer Inschrift trug. Die Nacht war wieder sehr bewegt gewesen. Die Teifune treiben

sich hier herum, wie bei uns die Handwerksburschen. Mitten in der Nacht großer Spectakel, Zuschlagen aller Oeffnungen und Verfestigen aller Gegenstände, nur nicht der Passagiere, und nachdem dann eine Weile wieder alles durcheinander geschüttelt war, so eine Art schöner Morgen. Nach einem Teifun wird man ja sehr bescheiden! Es ist Octoberwetter und regnet den halben Tag. Man weiß kaum, wo man sich lassen soll, oben schwimmt alles und unten ist eine unerträglich dicke Luft!

Dienstag, 3. October. Diese Droschke zweiter Klasse kommt nicht über zehn Knoten! Dabei tröstet uns Jeder mit sicherer Ankunft morgen in Singapore. Es ist die höchste Zeit! Man darf nicht mal die Geduld verlieren, denn erstens nützt es nichts und zweitens hilft es nichts! Also mit zehn Knoten immer munter so weiter! — uff! Die Nähe des Aequators macht sich sehr bemerkbar. Die Hitze steigt recht empfindlich. Alles sitzt mit Soda auf dem Deck an Plätzen, wo etwa ein bischen Zug zu erwischen ist. Wir fuhren dicht an einer Stelle vorüber, wo eine Mastspitze aus dem Meer hervorsah. Der letzte Teifun mußte doch wohl seine Opfer gefordert haben. Da wir uns der Meerenge von Makassar nähern, zeigte sich am Horizont hie und da Rauch von Dampfbooten, auch einige Inseln sind in der Entfernung zu sehen.



Singapore.

Mittwoch, 4. October. Erst kurz vorher traten Inseln, Bergkämme und tropisch bewaldete Landstrecken auf, und nach langem Hin- und Herfahren, Wenden, Pfeifen, Signalisiren gelangten wir endlich nach dem P. & O.-Quai, um mit Vergnügen den alten Kasten zu verlassen. Der Teifun, der uns einen ganzen Tag in Hongkong zurückgehalten, und die elende Maschine der alten Rosetta haben uns einen häßlichen Streich gespielt, denn das Schiff nach Java war vor einer Stunde abgefahren. Da das nächste erst in acht Tagen geht, werden wir uns hier die Zeit wohl mit angeln kürzen müssen. Bei der Einfahrt war das Dampfboot durch zahllose Einbaumböte mit nackten Malayen umschwärmt, die mit merkwürdiger Gewandtheit ins Meer geworfene Münzen aus der Tiefe holten. Alles war hier neu und anders als wir bisher gesehen. Zwanzig Menschen, die nebeneinander standen, gehörten gewiß zwanzig verschiedenen Racen an. Die Chinesen kennzeichnen sich ja schon von Weitem durch ihren Zopf als solche. Sogenannte Europäer muß man sich schon etwas deutlicher ansehen, und wenn man das thut,

findet man gewiß, trotz der Weiße der Haut, die bräunlicher gefärbte Iris im Auge und kann den Verdacht, einen Mischling zu sehen, nicht beseitigen. Neger sind da Australneger und Afrikaner, grobknochiges, ungeschlachtes Vieh, Sundanesen, Malayen, Javanen. Am Ufer stehen nette bedeckte Wagen, nach allen Seiten mit Jalousien zum Schutz gegen die Sonne geschlossen. Sie werden von einem sehr kleinen, niedlichen Pferdchen gezogen. Der eine Malaye führt es im Trabe, schwingt sich dann auf den Bock, der andere hilft durch Klatschen in die Hände und steht dann hinten auf. Ein zweirädriger Karren mit zwei Zebukühen nahm das Gepäck auf. Kein Mensch spricht ein Wort englisch. Die Europäer gehen nie ohne Peitsche, stoßen, schimpfen und hauen ihre Wünsche in das Volk. Jeder Eingeborne sucht den Befehl zu verstehen und führt ihn so gut aus als er vermag. Vom Hafen fährt man eine halbe Stunde nach der Stadt Singapore und ist erstaunt, eine nette, hübsche englische Provinzialstadt zu sehen, mit dunkler Bevölkerung, denn der Europäer läßt sich unnöthig nicht auf der Straße sehen; Highstreet, Gouvernement place, Hafen road, mit grünen Plätzen, Denkmälern von Leuten, die sich sehr hinten überlegen und in menschlicher natürlicher Größe gehalten sind, Palastbauten, als da sind: Theater, Agenturen, Consulate, Banken, Niederlagen. Es ist durchaus nicht so heiß,

als man glauben sollte, und es muß hier viel regnen, denn die Vegetation ist dunkelgrün, üppig und gesund. Das Hotel Europe ist ein Complex von mehreren Villen, die durch eine Gallerie mit einander verbunden sind. Mein Balkon wird durch einen Riesenbrodbaum dicht beschattet, nur der lawn tennis-Platz trennt mich vom Hafen mit seinem regen Verkehr. Im Garten stehen 40 Fuß hohe Fächerpalmen, die so unnatürlich schön aussehen, als ob sie ein großer Berliner Tapezierer zu irgend einem Gesangfest gemacht hätte. Das Auge wird eigenthümlich durch die rothe Farbe berührt in dem Flickchen, das die Sundanesen um die Hüfte geschlungen haben. Seit Amerika war diese Farbe vollständig verschwunden. Auch das lebhafte Thierleben überrascht hier, da man in Japan und China es ganz verloren hatte. Ein Borneohirsch stolzirt im Garten umher und läßt sich mit Bananen füttern, und Vögel schwingen sich von Baum zu Baum. Ich bin von Baden-Baden aus verwöhnt. Dort kommt man meiner botanischen Unkenntniß durch Täfelchen zu Hülfe, auf denen die Namen der Bäume und Pflanzen stehen. Ich denke aber, im hiesigen botanischen Garten in den nächsten acht Tagen noch einige Lücken in meinem Wissen auszufüllen. Ein Chinesenschneider ist mit meiner ganzen Garderobe abgezogen, um sie auf Stockflecke und dergl. zu untersuchen. Als er den Pelz sah, bekam er einen Schreck — ich mußte

3*

ihn anziehen, um ihm zu zeigen, daß es ein Kleidungsstück sei. Es wundert mich dies um so mehr, als soeben vor meinem Fenster ein Malaye eine Straßenvorstellung mit drei kleinen Bären giebt. Jerickschahs mit nackten Leuten sind hier auch im Schwange.

Soeben setzt die olle Rosetta ihre Bummelei nach Bombay weiter fort. Adieu, alter Rumpelkasten!

Donnerstag, 5. October. Sehr eigenthümlich sehen halbnackte Gestalten mit Blech am Turban und dem Groß-Cordon des würtembergischen Friedrich-Ordens oder dem großen grünen Band des Osmanji-Ordens über der Schulter aus. Diese hohen Würdenträger sind Consulatscavassen, und damit die anderen Farbigen die nöthige Hochachtung vor ihnen haben, hauen sie rechts und links in das arglose Volk, dem dadurch eine sehr große Meinung von dem betreffenden Staat eingeflößt wird. Donner und Doria! hier ist es verwünscht fein, und alles vor meinem Fenster ohne Entrée! Um 5 Uhr entwickelt sich um die Wiese der schönste Corso. Alle Consuln und Agenten machen die Bude zu, setzen sich mit der Gattin, die hier, mager, energisch, mit langer Nase, oft die Zügel führt, in sehr niedliche Wägelchen und fahren bald rechts bald links um die Wiese. Eine Großmacht immer feiner als die andere! Das feinste aber leistet der Gouverneur mit der Gouvernante, die haben hinten zwei gepuderte Neger in rothen Fracks mit rothen Strümpfen. So

hatte ich mir immer den Kaiser von Haiti gedacht! Das ist wie im Hydepark in London, und wenn unwissende Abgeordnete sehen würden, wie nöthig die Consuln die Repräsentation haben, sie würden gewiß sich beeilen, ihnen doppeltes Gehalt zu bewilligen. Die kleinen Pferdchen sind ganz reizend und überraschend leistungsfähig. Interessant ist es doch, zu sehen, wie die Engländer überall, wo sie auch hinkommen, ein kleines London schaffen und unentwegt bei ihren heimatlichen Gewohnheiten bleiben. Jede freie Stunde wird dem Athletiksport gewidmet und dessen ungeachtet giebt es doch auch gute englische Bücher! Den Tag über schlägt die Uhr mit einer solchen Langsamkeit, daß man sich vor langer Weile dabei immer verzählt, aber um 5 Uhr spielt sie ein lustiges Stückchen, und dann hört man ordentlich, wie alle Pulte und Bureaux zugeklappt werden, und die crêmefarbene Jugend sich in die verschiedenen Sports stürzt. Am frühen Morgen erweckte mich der so lange ungewohnte Vogelgesang. Alles klingt und schwirrt im Garten, bunte Drosselarten und natürlich muß unser geliebter Spatz auch dabei sein! In Norddeutschland ist Sang und Klang am 24. Juni vorüber; da sind die Vögel mit Familienangelegenheiten in Anspruch genommen, höchstens daß ein alter Garçon noch mal sich auf ein Liedchen besinnt. Welche Brutzeit hier unter dem Aequator der Musik ein Ende

macht, ist mir noch unbekannt. Der Geldverkehr ist hier in der Gegend recht unbequem; zwar gilt der mexikanische Silberdollar auch hier noch, aber die Centstücke und die Bankpapiere sind alle lokalisirt. In Shanghai wurde kein Hongkong-Schein angenommen und in Singapore von beiden nichts. Die Hotels entledigen sich an die arglosen Fremden aller Scheine, die sie nicht los werden können, und jene müssen dann von Haus zu Haus laufen, um sie mit namhaftem Verlust wieder in currente Münze zu setzen. In der Mittagsstunde wollte ich nach dem Schatten eines hohen trockenen Baumstammes die Himmelsrichtung controlliren und es überraschte mich doch, als ich den Schatten nicht länger als etwa sechs Zoll fand. Man glaubt, die vertikale Sonne müßte alles versengen, dem ist aber durchaus nicht so! Die Tropenregen, in der Nacht der kühlende Thau, und am Tag die erfrischende Luftbewegung des Monsoon machen das Dasein sehr erträglich!

Eine Partie nach den Wasserwerken zeigte uns auf dem Wege dorthin die ganze Pracht tropischer Vegetation. Die meisten Pflanzen hat man ja schon in Treibhäusern gesehen. Was sind das aber für Krüppel gegen diese Exemplare in der südlichen Natur! Kokos- und Dattelpalmen erreichen hier eine Höhe von 80 bis 100 Fuß und haben einen Reichthum von Früchten, daß man nicht begreift, wie der schlanke

Stamm sie zu tragen vermag! Weite Ananasfelder, Pfeffer, Kaffee, Tapioka, und wo man hinsieht was Neues. Der lebhafte Straßenverkehr von dem Völkergemisch bietet auf jedem Schritt Stoff für neue Studien. Jeden Ton Musik, der aus einem Hause schallt, möchte man festhalten, jeden Unterschied im Bau des Turbans oder des Sarongs aufzeichnen. Man würde nie fertig werden! Im Volksleben gehören die Chinesen zu der Klasse der Bemittelten; hier aber sieht man bezopfte Elegants ihr Gig selbst kutschiren und einen Neger hintenaufstehen, was man in China selbst nie sehen wird. Sehr segensreich hat das Gouvernement die weiße Farbe verboten, nun aber sind alle Häuser mit so grellem Berliner Blau angestrichen, daß das Auge gar keine Abwechselung mehr hat.

Freitag, 6. October. Mein Koffer ist ein Käfermuseum; im Zimmer an den Wänden huschen niedliche Eidechsen umher, und Muskitos setzen einem so zu, daß ich sie für viel gefährlicher als die bengalischen Tiger halte. Den großen Brehm k nn man doch nicht als Gepäck mitführen, um alle unbekannten Arten aufzusuchen, auch die botanischen Werke würden mir sehr nützlich sein. Was ich bisher hier für Fächerpalme angestaunt habe, ist die Wandererpalme. Ich erinnere mich nicht, sie jemals bei uns gesehen zu haben. Singapore besitzt ein wirkliches Museum,

und wenn da auch alles wie Kraut und Rüben durcheinander liegt, so giebt es doch ein paar Stücke dort, die kein anderes Museum aufzuweisen hat. Unter andern zwei Riesenfrösche und eine colossale snapping turtle von ungewöhnlichen Dimensionen. Lehrreich ist es, die hiesige Vogel- und Thierwelt sehen zu können, auch eine Abtheilung der hier in Gebrauch gewesenen und auch noch vorhandenen Schiffe und Boote. Bei den größeren fiel mir die Anordnung der Sitzreihen für die Ruderknechte auf, genau wie sie die ägyptischen und griechischen Denkmäler zeigen. Die Sammlung der Waffen hat eine Menge sehr hübscher Kries und unter den Gold- und Silberarbeiten zeichnen sich die von Perack aus. Je mehr man sich umsieht, entpuppt sich Singapore als eine Stadt mit lebhaftem Handel. Jedes ankommende Schiff bringt neues Leben in die Börse und die Agenturen, und trotz der Mittagshitze vibriren die Geschäfte, nur damit um 5 Uhr alles frei sein kann. Nachmittags war großes Concert im botanischen Garten, und alles dort, was von Europäern zur Gesellschaft gehört. Alles in eleganten Equipagen, mit großen und kleinen Pferden, alle von Farbigen gefahren, und hinten Farbige aufstehend. Auf dem Gipfel eines Hügels spielt eine vortreffliche Militärcapelle, wie das so üblich ist, sehr triviale Sachen. Hübsche, englische Kinder spielen mit Reifen; die Eltern besuchen sich

in den im Kreis um die Musik haltenden Wagen. Jeder der Farbigen in großem Dreß mit Goldtressen etc., aber barfuß, hat einen Fliegenwedel in der Hand und befächelt abwechselnd die Herrin oder die Pferde. Zum Schluß wird God save the Queen gespielt, wobei alles aufsteht, die Hüte abnimmt und zum Diner nach Hause fährt. Zum Diner erscheinen die Herren in Frack und weißer Cravatte, begrüßen die Damen des Hauses, ziehen sich dann im Vorzimmer weiße Leinwand-Jakets an und setzen sich so zu Tisch.

In Shanghai darf sich in den europäischen Gärten kein Farbiger oder Chinese sehen lassen. Hier giebt es aber ein paar Ausnahmen. Einem gehört die halbe Stadt und der ist ein sehr kluger Mann, was man so sagt an der Spritze; der andere zahlt monatlich 80000 Dollars an die englische Regierung für die Berechtigung, Opium nach China hineinzuschmuggeln, der wird auch wie ein rohes Ei behandelt, hat sehr elegante Equipagen, und wenn er grüßt, winkt er vertraulich mit dem zugemachten Fächer.

Mit dem botanischen Garten ist ein zoologischer verbunden, in dem ein Casuar mit der zweifelhaften Aufschrift „Emu australica“ sich befand. Sollte das wirklich ein Emu sein, so bitte ich davon Notiz zu nehmen, denn diese Gattung ist im Aussterben. Ein

paar sehr aparte Vogelarten, hier aus der Gegend, und ein prachtvoller, außerordentlich großer Orang-utang sind wohl das morceau de resistance der ganzen Sammlung. Was den botanischen Garten selbst betrifft, so ist dort ein offener Lattenverschlag, auf den man Matten legen kann, zum Schutz gegen die Sonne. Dieser Bau ist das, was wir bei uns das Treibhaus nennen würden. Es enthält nichts als Orchideen, und zwar in solcher Fülle und Verschiedenheit der Formen- und Farbengröße, daß man immer wieder von vorn anfängt, zu sehen, wenn man an allen vorübergegangen ist. Der Garten ist im englischen Parkstyl angelegt und wundervoll gehalten. Jeder einzelne Baum ein Kabinetstück und es stimmt so harmonisch zur ganzen Umgebung, daß es ein Genuß ist, sich in dieser neuen Tropenwelt staunend zu ergehen.

Sonnabend, 7. October. Der Rajah von



ist bei uns in Deutschland eine bekannte Persönlichkeit. Sein Leberzustand zwingt ihn, die Carlsbader Cur zu gebrauchen. Sein Neffe scheint dort Goldschmieds Töchterlein zu lieben. Er aber liebt es, alle

seine freie Zeit in Frankfurt und Homburg zu verbringen, wo er im Kreise guter Bekannter sehr gefeiert wird. Wenn er allein ist, nennt er sich zuweilen Sultan. In zwei Stunden erreicht man von Singapore aus seine Residenz, und obgleich, oder weil, Seine Hoheit erst übermorgen von Europa zurückerwartet wird, fuhr ich hinüber, um meine Neugier zu befriedigen. Der Weg von der Stadt Singapore bis an das Nordende der Insel ist traumhaft schön. Der dritte Theil davon ist ein Urwald von Kokospalmen, Plantagen von Kaffee, Cacao, Zucker, Pfeffer, Ananas. Arbeiter hauen Bäume, Zweige, Pflanzen fort, weil sonst in wenig Tagen jeder Weg zuwachsen würde. Die Wege, Ordnung und Polizeistationen sind, wie in allen englischen Besitzungen, musterhaft. In ärmlichen Dörfchen lebt eine nackte, bedürfnißlose Bevölkerung, die in den Plantagen beschäftigt wird. Der Straßenverkehr ist sehr lebhaft. Man sieht aber kaum zwei Menschen eines Volksstammes. Von der Nordspitze der Insel Singapore wird man im Boot in $^3/_4$ Stunden über den Meeresarm nach der Halbinsel Malakka hinüber gerudert, landet an monumentaler Treppe an großem breiten Quai und ist in Johore selbst. Im Rickschah machte ich eine Fahrt zur allgemeinen Information durch den Ort und war sehr erstaunt, einen Palast zu sehen, der, wie ein Ei dem andern, einem Hotel in Lugano ähnlich sieht.

Die Umgebung hatte schöne, alte, große Bäume, und der Blick aus dem Vestibul über die Terrassen auf den Meeresarm war sehr schön. Der Weg vom Landungsplatz bis zum Schloß war mit Triumphbögen, Flaggenmasten und Decorationsstücken besetzt, die übermorgen zum Empfang des rückkehrenden Rajah fertig sein sollten. In einem Flügel des Residenzschlosses wohnte der augenblickliche Regent, der Kronprinz mit seiner jungen Frau. Der größere Theil aber war wie ausgestorben.

Nach langem hin und her wurden denn Diener gefunden, welche den Einblick in die Wohnräume des Rajah gestatteten. Das ganze Haus sieht etwas altfränkisch aus und hat etwas hotelartiges. Der wiederholte Aufenthalt in Karlsbad kennzeichnet sich sofort durch eine Serie von Crystallkandelabern, Glaspokalen, der vielfache schon frühe Aufenthalt in England durch abscheuliche Mahagonimöbel aus der Zeit der funfziger Jahre. Dazwischen stehen in Uebermaß eine Menge sehr großer chinesischer Vasen. Im großen Tanzsaal hängen eine Anzahl Bilder englischer Prinzen. Unmittelbar daneben befinden sich eine Reihe von Fremdenzimmern in einfacher, englischer Einrichtung und gegenüber die speciellen Privatzimmer des Fürsten selbst. Da findet man soviel Bilder seiner Frankfurter Freunde und Freundinnen, daß diese ganz stolz sein müßten, im Residenzschloß so gefeiert zu werden. Un-

weit des Schlosses liegt ein Block von Strohhäusern, in denen etwa 200 seiner Frauen untergebracht sind. Leider habe ich mich aber nicht näher zu belehren vermocht, um darüber besonders berichten zu können. Sämmtliche Häuser im Ort sind Pfahlbauten, stehen im Wasser und sind nur durch Stege zugänglich. Die lästige Anwesenheit einer Masse schädlicher Thiere gebietet diese Vorsicht. Im Garten des Leibarztes ist erst vor wenigen Tagen ein großer Tiger gespürt worden und in den für diese Bestien angelegten Fallen wird etwa alle zwei Monat einer gefangen. Die Elephanten der Wildniß schädigen die Plantagen bis 20 englische Meilen von Johore. Der Rajah steht unter englischer Protection und soll die Zahl seiner Unterthanen etwa 150,000 betragen. In Johore war nicht sehr viel Leben, doch zählte ich 15 Unterthanen, die in Ketten zu Straßenarbeit angehalten wurden. Sollte der Fürst während seiner Abwesenheit in Europa vielleicht alle Unterthanen angekettet haben, damit sie alle hübsch ruhig bleiben? Es giebt zwölf Europäer dort, die einen recht netten Club haben, in dem mir der Leibarzt Dr. Wilson sehr liebenswürdig die Honneurs machte. Chinesische Gauner dürfen nach hoher Abgabe in Johore ein Spielhaus halten, woselbst die nackten Rickschahleute hohe Summen verlieren. Zur Rückfahrt hatte sich wieder einmal ein solcher Tropenregen eingestellt, daß man

glauben mochte, die ganze Natur müsse sich wieder in Urbrei auflösen. In dem, was man hier einen geschlossenen Wagen nennt, stand man im Wasser und hatte bald keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Merkwürdigerweise waren des Regens Grenzen scharf bemessen, und hatte es in der Stadt Singapore den ganzen Tag nicht einen Tropfen geregnet.

Sonntag, 8. October. Das Semaphor zeigt heute wieder Teifun an. Da dasselbe Ding aber hier Cyclon heißt, scheint er nicht so gefährlich. Am Himmel sind aber wunderbare Wolkenbildungen und man kann nicht wissen, was es noch giebt! Die Sonne meint es heute sehr gründlich. Es ist Sonntag und vor den Kirchthüren spielt man an den Stunden, wo sonst gearbeitet wird, lustige Weisen. Da, wo Engländer sind, wird Sonntag befohlen und in der Chinesenstadt geht es auch ruhiger als sonst zu. Die Gouvernante muß sehr feierlich gestimmt sein, denn selbst die athletic grounds sind verödet. Gegen Abend wagt sich denn so nach und nach alles an den Strand. Da wird auf die Promenade hingefahren, stille gehalten und man macht sich gegenseitig Besuche in den Wagen.

Heute ist chinesisches Todtenfest, in Folge dessen ist die ganze Stadt illuminirt und alle Straßen riechen nach den Opferstäbchen; brennende Papierfetzen, Lampions und Feuerzeug fliegen an den Häusern

herum. Scabell würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er das sähe! Das Cyclonsignal hat doch eine Menge Schiffe in den Hafen getrieben, und der Wind fängt an mit den Fensterläden zu spielen.

Ich hatte gestern dem Fürsten von Montenegro ein Glückwunschtelegramm zum Geburtstag geschickt und hatte bereits in drei Stunden die gütige Antwort — das ist eine ganz gute Leistung des Kabels! Die unterseeischen Kabel hier sind im Besitz einer dänischen Gesellschaft, und der Kaiser von Rußland ist der, welcher die meisten Actien hat. Vielleicht ist die Depeschenbeförderung nur so schnell gegangen, weil der Fürst der schwarzen Berge sein bester Freund ist!

Montag, 9. October. Die Woche fängt gut an. Punkt 6 Uhr früh gab es einen Kanonenschuß und gleich darauf flogen die Jalousien durcheinander, daß es nur so prasselte! Da diese Häuser Glasfenster überhaupt nicht haben, so tobte der Cyclon mit kaltem Sturm und Regen bis ins Bett. Alle Papiere vom Tisch tanzen in der Luft, und die einzige Rettung, sich nicht den Tod zu holen, ist das Kleiderspind. Endlich, nachdem aus jedem Zimmer 20 Mal boy! boy! boy! gerufen ist, kommen Chinesen, Malayen und Inder ins Zimmer und bauen die Fenster halbwegs wieder zu, während draußen Bäume krachen und Sachen durch die Lüfte geführt werden, von denen man gar nicht weiß, wo sie hingehören. Im Hafen schaukelt

Alles ruckweise wie damals in Hongkong. Es ist ein Anblick, als ob die Welt ein bischen unterginge. Wie ein scheußliches, schwarzes Ungethüm wälzt sich das Wetter weiter und nach drei Stunden ist der herrlichste Sonnenschein, Ruhe und Friede in der Natur. Schwarze Menschenbrüder sammeln Aeste, sägen Stämme, fegen Straßen und Rasen, und bald ist Alles, so wie es gewesen war. Also das war derselbe Herr, der im chinesischen Meere Teifun heißt, hier aber unter dem Namen Cyclon reist!

Die entzückenden, prachtvollen, kleinen Ponies, die hier im Gebrauch sind, kommen aus Delhi, der Hauptstadt von Sumatra, und werden die guten mit 2 bis 300 Dollars bezahlt. Schecken und Mausefalben sieht man häufig. Sie sind so groß wie die Schettland-Ponies, aber etwas massiver gebaut, und solcher Knirps geht allein mit einem Halbwagen fort, als wären zwei große Pferde davor. Sie sehen dabei elegant und kokett aus, tragen sich ihres Werthes bewußt und gehen mit hohem steppenden Tritt. Diese Sumatra-Ponies sind unter den Pferderacen eine der niedlichsten und zugleich brauchbarsten.

Gestern war Singapore russisch. Ein Postschiff, „Odessa-Wladiwostock", war angekommen mit den letzten Winterbedürfnissen für Sibirien. Es waren auch eine Masse Verschickte darauf. Die nicht Verschickten überschwemmten die Stadt, thaten sich an

Champansky eine Güte, so weit nur die Kräfte reichten, dann kauften sie alles, was sie bisher noch nicht gesehen hatten, und soeben dampft die Gesellschaft nach Norden weiter, um noch vor dem eisigen Frost in ihren Hafen zu gelangen. Im Hotel überkam mich der Gedanke, daß es doch günstiger wäre, diese lieben Nachbarn besser gar nicht, oder wenigstens nicht als Feinde, bei uns zu sehen. Ihnen würde man wohl kaum den Vorwurf machen dürfen, einen Krieg zu sentimental zu führen. Asiaten müssen in Asien bleiben!

Dienstag, 10. October. Ich sehe soeben in meinem Journal, daß der gestrige Tag ein kritischer Tag zweiter Klasse nach Falb war. Bis jetzt ist noch jedes von ihm angedeutete Datum durch irgend ein Unwetter bestätigt worden. Ich bedauere es um so mehr, als der 25. d. Mts. ein kritischer Tag erster Güte werden soll, und wir dann gerade den zweiten Tag nach Ceylon unterwegs sind. Hoffen wir das Beste! So eben zieht ein großes chinesisches Begräbniß bei mir vorüber. Wohl 200 Chinesen bilden den Trauerzug. 25 vorauf mit Fahnen, Laternen und Tafeln, auf denen der Name und die Verdienste des Gestorbenen stehen, dann die Tempelmusik mit den Schalmeien aus Menschenknochen, Pauken und Kastagnetten. Hierauf der Sarg, mit schönen Stickereien bedeckt, auf einer niedrigen Tragbahre, deren

Tragehölzer, durch immer neue Bambusstäbe unterstützt, getragen werden, so daß wohl 40 bis 50 Personen sich dabei betheiligen, dahinter Palakinen, Angehörige und Kinder, und schließlich Theilnahmsvolle. Alles mit aufgelösten Zöpfen in weißer Kleidung und Papier im Haar. Aus gewöhnlichen Bastmatten eine Düte in Zuckerhutform so auf dem Kopf, daß das Gesicht bedeckt wird. Der ganze Zug seufzt und stöhnt, und selbst da, wo er vorüber geht, stoßen die Chinesen klagende, quietschende Töne aus. Ein Chinese vor einer Ladenthür rang die Hände, hielt sich den Leib, als ob er schreckliche Schmerzen hätte. Ich fragte ihn, wer der Todte sei und bekam die Antwort: He has been the best taylor in Singapore.

Soeben läuft die Nachricht ein, daß am 2. October der Teifun, der nur leise an uns vorüber ging, sehr große Verwüstungen in Hongkong angerichtet hat. Die Villa eines Arztes ist so vom Erdboden verschwunden, daß auch nicht ein Stein mehr davon zu finden gewesen ist; die Familie, welche sich in eine Erdspalte geflüchtet hatte, liegt arg beschädigt im Hospital, die Quais und Ausladehallen der Norddeutschen Lloyd in Kaulung sind fortgerissen.

Heute muß hier großer Gerichtstag gewesen sein, denn am Justizpalast standen hunderte von Menschen. Man sagte mir, nicht allein der streitige Gegenstand, sondern auch der Gegensatz der Völkerstämme wäre

Grund, jede Kleinigkeit gleich zum Prozeß zu bringen. Die Entscheidungen des englischen Gerichts würden stets als gerecht anerkannt.

Mittwoch, 11. October. Die Sachen sind bereits auf dem französischen Schiff, das uns nach Java bringen soll. Auf der Veranda des Hotels geht es sehr lebhaft zu. Schiffe sind aus allen Richtungen angekommen, und die Passagiere benutzen die ihnen gegebene Zeit, sich hier umzusehen. Die Einwohner kennen diese Zeiten genau, und alle Räume des Hotels haben sich in Waarenmagazine verwandelt. Dort werden Stickereien ausgebreitet, hier Photographien, da Vasen und Muscheln ausgeboten. Ein Bär muß auf der Straße tanzen, und mehrere Damen gehen schon mit zahmen Papageien umher. Kinder wollen goldgestickte Mützen und Stöcke haben, nur die Väter sitzen bei Whisky und Soda und thun so, als ob sie nichts bemerkten. Endlich sind wir auf dem Schiff! Mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit werden wir von dem Capitain und den Officieren empfangen und eingeführt, sogar die Chinesen, die den Steward unterstützen, sprechen französisch. Gerechtigkeit muß sein! Die Sprache ist Musik, und wenn der Franzose liebenswürdig sein will, ist er bestrickend. Sonst sind die üblichen Holländer auf dem Schiff, die in Java leben oder damit in Handelsbeziehungen stehen. Zwei Tage und zwei Nächte währte die Fahrt von Singapore nach

Batavia. Stets bleibt Sumatra in Sicht. Mit neugierigen Blicken begleiten wir die Küste und Höhenrücken, die Palmenwälder, in denen der Tiger, Elephant und das Rhinoceros noch so spaziren gehen, wie bei uns der Hase. Der österreichische Thronerbe ist zwar vor einigen Wochen hier vergeblich auf die Jagd geführt worden, doch erzählt man, daß der Pianist Friedmann hier einen Kaffeepflanzer besuchte und so von ohngefähr, zwischen Suppe und Rindfleisch, hinten im Garten einen Elephanten schoß. Sollte es vielleicht dazu nöthig sein, ein Klaviervirtuose zu sein? Wenn Hans von Bülow das wüßte, er ließe alle Böcke zu Hause und käme hierher! In Singapore lebt ein Mann wie Hagenbeck, der einen großen Vorrath wilder Thiere aufsammelt und alle zoologischen Gärten der Welt damit versorgt.

Heute ist für mich ein sehr bedeutungsvoller Tag. Wir passiren nämlich um 9 Uhr den Aequator, und das ist selbst für einen globe trotter immerhin schon ein Ereigniß. Wunderbar ist es doch, wie weise die Natur das alles eingerichtet hat, daß man hier viel weniger durch die Sonne incommodirt wird, wie oft bei uns! Der kühle Monsoon, häufig bedeckter Himmel und reichlicher Regen machen die Existenz in den Tropen sehr erträglich. Außerdem hat heute früh die französische Mail über Suez mir liebe Briefe und Zeitungen gebracht, in Folge dessen bei mir das

schönste Wetter ist. Ich denke, Abends mit der Wittwe Cliquot hoch über den Aequator zu hüpfen.

Donnerstag, 12. October. Wie gedacht, so geschehen! Wir befinden uns also auf der südlichen Halbkugel unseres Erdballes und sind ohne Sang und Klang dahin gekommen — uff! Aequatortaufe ohne Kanonenschuß — uff! Hörbarer Ruck und alle die sonst üblichen Scherze, die man früher auf Segelschiffen betrieb. Dieser Dampfer passirt die Linie einmal in jeder Woche und da mag ihm der Reiz der Neuheit wohl abhanden gekommen sein. Unter den Holländern, die nach Java zurückgehen, ist eine große Befriedigung zu bemerken, dem phosphorirenden Leben Europas glücklich entronnen zu sein. Einige waren erst nach 16- und 18jähriger Abwesenheit wieder dort gewesen, sagten, damals wäre der Abschied von den Ihrigen — auf Wiedersehn gewesen, nun wären sie zurückgekommen, hätten einen Theil der alten Bekannten todt, den anderen so alt und verstockt, auch die ganzen socialen Verhältnisse so fremd und ungewohnt gefunden, daß täglich dreimal der Wunsch ihnen sich aufgedrängt hätte, sofort wieder nach Java zurückzugehen. Jeder einzelne Europäer wüßte vorher, daß ihm diese Enttäuschung bevorstände, und dennoch wollte der Wunsch, die Heimat wieder zu sehen, nie im Herzen verstummen! Das Leben hier in den Tropen hätte etwas Anregendes. Wie die ganze Natur sich hier freier entfalte, wüchse

auch der Mensch im Gedeihen und in der Leistung — aber, aber, mit dem 40. Jahr fehle dann die Widerstandsfähigkeit gegen die Malaria, und Leberleiden aller Art verlangten dann wieder einmal einen längeren Aufenthalt in Carlsbad oder überhaupt in dem kälteren Europa. Sehr eigenthümlich aber wäre es, daß nach der Rückkehr nach den Tropen diese ältern Herren zwar einige Procentsätze ihrer körperlichen Gesundheit wieder gewonnen, aber an Energie, Arbeitskraft und sogar geistiger Spannkraft soviel eingebüßt hätten, daß es besser gewesen wäre, sie seien in der alten Heimat zurückgeblieben.

Die Küste von Sumatra bleibt stets in Sicht; alle Schiffsgläser reichen aber nicht hin, einige Rhinocerosse im Bade zu belauschen, trotzdem alle Augenblick Jemand einen dunkeln Punkt sehen will, der etwas Aehnliches bedeuten soll! . . . In den Bestimmungen für das Schiff steht angeschlagen, daß von 8 Uhr früh bis 8 Uhr Abends die Passagiere nur angezogen auf Deck erscheinen dürfen. In der Zeit von 8 Uhr Abends bis 8 Uhr früh aber wandelt Alles wie Javanen barfuß, oft nur mit einem Sarong bekleidet, umher. Alle sagen, es wäre üblich und sehr angenehm, aber Viele sollten das lieber nicht thun, und thäten es auch nicht, wenn sie sich selbst sehen würden. Im Speisesaal und in den Kabinen ist es gar nicht zu ertragen, trotz aller Pankas.

Maschinenöl, Wagenschmiere, Oelfarbe, Karbol, alte Bananen, Tomaten, mixed pickles und die Küche sind die berauschenden Düfte, denen die verticale Sonne erst ihre wahre Bedeutung verleiht. Dazu das unselige Bedürfniß, uns dreimal am Tage mit Fischen zu versorgen, die vielleicht schon vor zehn Jahren die Berliner Fischereiausstellung geziert haben!

Wie aber alles meßbar ist, hoffen wir, morgen in aller Frühe in Batavia ans Land zu steigen, um neuen Ueberraschungen entgegen zu gehen. Einige Dampfboote suchen uns durch ihre Gegenwart zu zerstreuen. Das kleine soll das Borneoboot, das große ein Australiendampfer sein. Schon in der Schule hat Borneo mir viel Kopfzerbrechen gemacht und hatte ich nie gedacht, so dicht damit in Berührung zu kommen – möge es für meinen Intellekt keine nachtheiligen Folgen haben! Auf dem Schiff befinden sich unter den Bediensteten zwei Chinesen aus Macao, die so merkwürdige Aehnlichkeit mit amerikanischen Indianern haben, daß die Urverwandtschaft beim Anblick derselben ganz außer Zweifel steht. In China selbst ist ja ein solches Völkergemisch und herrschen solche Sprachverschiedenheiten, daß bekanntlich die Chinesen aus Peking und Canton das pitchen-englisch zu Hülfe nehmen müssen, um sich zu verständigen. Ich glaube, daß dieser Hinweis von mir für Ethnologie

und Sprachforschung nicht unbeachtet zu bleiben braucht! . . .

Wir fahren an der großen Insel Banka vorüber; bis 12000 Fuß hohe Bergrücken steigen aus dem Meere auf; die holländische Regierung beutet mit Erfolg die ergiebigen Zinnminen aus. Der furchtbare vulkanische Ausbruch des Karakatoa im Norden von Sumatra in den achtziger Jahren ist der ganzen Welt noch in Erinnerung. 30000 Menschen verloren dabei ihr Leben, und 2½ Mal um die Erde zogen sich die Rauchwolken, welche viele Monate uns in Berlin die herrlichsten Sonnenuntergänge bereitet haben; hier an Ort und Stelle ist Alles so, als ob es gestern war und morgen wieder geschehen könnte. Die Leidenschaften des Erdinnern haben sich aber noch nicht beruhigt, und das Antlitz, die Oberfläche, verändert sich hier noch nicht, wie naturgemäß, durch Alter, sondern wie durch Mienenspiel im Eindruck des Augenblicks. Verhältnisse und Schicksale haben ihre Wandlungen; Menschen aber sind unbeholfen, schwerfälliger, bleiben incurabel und dieselben.

Der Schiffsverkehr zwischen Singapore und Batavia hat mehrfach gewechselt, aber unter der Bemannung findet man immer Leute und auch viele Deutsche, die 20 Jahre und mehr denselben Kurs fahren. Diese Leute ziehen an Tauen und fegen das Deck und sprechen von Ida Pfeiffer und Bastian, als

wären sie gestern hier gefahren. Soeben fahren wir über die Stelle, an der vor wenigen Jahren der Landgraf von Hessen aus seiner Cabine verschwand. Niemand auf dem Schiff weiß Auskunft darüber zu geben, wie das geschehen war, doch das ist sicher, daß die Cabinenfenster so groß sind, daß der stärkste Mensch bequem hindurch schlüpfen könnte. Temperatur und Luft üben einen durchaus deprimirenden Einfluß und noch dazu auf melancholische Naturen. Außerdem aber, wenn man, wie er, die halbe Welt gesehen und an die Existenz begrenzten Schaffens dachte, auch körperlich im Augenlicht beschränkt, die Nichtigkeit eines einzelnen Menschenlebens erkannt hat, mag der Entschluß, dem falschen Schein ein Ende zu machen, die Eingebung plötzlicher Stimmung gewesen sein. Möge seine Seele Ruhe gefunden haben! . . .

Der Ober-Steward ist ein Schweizer aus Bern. Der Mann hat Grundsätze, und das muß man achten. Ich sagte ihm, daß wir den zweiten Tag nun schon so hartes Fleisch bekämen, daß man es nicht essen könnte. Er erwiderte aber: Mr., Sie sind so aimable, daß ich confiance habe, Ihnen zu sagen, wenn ich geben thäte weiches Fleisch die Passagiere, sie das alles schon den ersten Tag hätten aufgegessen, wir könnten nicht bestehen dabei, excusé Mr., und wenn ich gäbe Ihnen allein weich, machte ich mir große Unzufriedenheit von alle andern.

Gegen diese Logik war nichts einzuwenden! Hoffen wir, in Java einen weichherzigen Zebuochsen zu finden, der Mitleid mit uns hat, denn von currey und Pickels kann der Mensch wirklich nicht allein und sehr lange leben.

Freitag, 13. October. Also wirklich in



Am frühen Morgen ging der Dampfer in Tandjong Priock an den Quai; die Luft im Hafen war sumpfig wie die ganze Umgebung, und wer nicht absolut nöthig hat, da zu sein, geht sofort und gleich weiter ins Land, um dem sichern Fieber so lange wie möglich aus dem Wege zu gehen. Dicht am Landungsplatz ist ein Schiffsbureau von einem von Schauroth, mit dessen Vater ich 1837 zusammen in Culm im Cadettenhaus war, der Großvater lebte mit seiner Familie in Bartenstein in Ostpreußen. Auf dem Schiff war auch die Rede von einer Sumatra-Kaffeeplantage eines Herrn v. Gröben aus Königsberg. Die Welt ist doch sehr klein! Während des Ausbruchs des Vulcans Karakatoa im Norden von Java war zwei Tage auch ganz Java in dunkelm Aschenregen und die See stark bewegt, als aber der riesige Krater

einfiel und die Wassermassen in die Tiefe nachstürzten, erhob sich eine Flutwelle von 40 Fuß Höhe, die vom Norden von Sumatra die ganze Ostküste von Java überschwemmte, 30000 Menschen und 141 Ortschaften vernichtete. Diese Flutwelle wurde bis zur afrikanischen Ostküste verspürt. . . Die Zollbeamten untersuchen die Koffer sorgfältig nach Waffen, um so mehr, als wir englisch sprachen und es vorgekommen ist, daß englische Unternehmer versuchen, den Atjeh's Waffen und Pulver zuzuführen. Mit Eisenbahn und Tramway erreichten wir, gleich durch Batavia fahrend, in einer Stunde in



das schöne Hotel des Indes. In demselben fanden wir den Sultan von Solo mit großem Gefolge, der im Begriff war, dem scheidenden General-Gouverneur einen Abschiedsbesuch zu machen. Sehr schöne Menschen, in kostbaren Stoffen, hinten in der Schärpe den vergifteten Kries, in seiner Umgebung. Um nicht zu sehr in die Mittagshitze zu gerathen, machten wir unverzüglich eine Umfahrt durch die Chinesen- und Araberstadt in Batavia und durch die herrlichen Anlagen, weiten Plätze und saubern Villen der Holländer

in Weltevreden. Haine von riesigen Kokos-Palmen und Papajobäumen, Bananenpflanzungen, Feuerbäume geben den Fond, in dem sich kokett die Häuser und Gartenanlagen eingenistet haben. Es herrscht eine Neigung vor, die Umgebung der Häuser mit Topfpflanzen zu decoriren, die Häuser selbst sind im Bungalostyl, d. h. von allen Seiten mit Säulenhallen umgeben, und nach den Sonnenseiten mit Matten verhängt. Die Männer haben Geschäfte und der weiße Leinwandanzug mit Korkhut zeigt sich neben der holländischen Militairuniform. Die Damen und Kinder aber gehen überall, im Haus und Garten, barfuß oder mit goldgestickten Pantoffeln; die Hüften mit dem malayischen Sarong umschlungen und einer Art weißer Nachtjacke, sonst absolut nichts anders, was es auch sein mag. Zuerst denkt man, daß man sich irrt, wenn man die Damen im Hotel so zum Breakfast kommen sieht, bald aber trägt man den Landessitten Rechnung und wundert sich nicht mehr. Schließlich hat die halbe Schiffsgesellschaft im Hotel des Indes Unterkunft gefunden. Der Besuch des Museums war äußerst lohnend und gab einen sehr belehrenden Einblick in Javas alte Zeit, als der Buddhismus in Blüte stand. Modelle der 6—800 Jahre alten Tempel und Pagoden, die heute meist in Ruinen liegen, Originalsculpturen von Buddha's und Kwannons. Ferner Ausgrabungen von Steinwerkzeugen, Bronze-

und Goldgegenständen, welche letztere schon einen hohen Grad der Kunst darstellen, den die spätern Zeiten nicht mehr zu erreichen vermochten. Die Sonderung der Darstellungen nach den Inseln war sehr übersichtlich und zeigte eine hohe Cultur in Bali und Labback und auch in Borneo, mehr als man im Allgemeinen bei uns davon weiß. Natürlich fehlte auch nicht die Darstellung des halspeinlichen Gerichtsverfahrens in mehr als einem Dutzend scheußlicher Todesarten in lebensgroßen Figuren, die eine abschreckende Decoration eines Gerichtssaales sein müßten. Stoffe, Geräthschaften des täglichen Gebrauchs, Hausmodelle bereiteten uns gut für unsern Ausflug ins Land vor. Ueberaus fein und elegant waren die kunstvoll gearbeiteten und mit Edelsteinen besetzten Kries, bei denen sich auch die javanischen fürstlichen Personen, die wir wieder im Museum trafen, am längsten aufhielten. Es ist sehr schwer, auf der Straße den Mann von der Frau zu unterscheiden, was die Gesichtszüge anbetrifft, auch sind beide ziemlich gleich wenig angezogen. Der Mann, der, wie die Frau, das lange Haar hinten in einen Knoten schlägt, wickelt noch ein Tuch um das Haar, was die Frau nicht thut. Auf den Straßen ist lebhafter Verkehr, und unschätzbar sind die kleinen kräftigen Ponies aus der Provinz Battak in Sumatra. Es scheint mir dies das Idealpferd auf der ganzen Welt zu sein,

denn dieses kleine Thier hat alle Eigenschaften, die man in der Pferdezucht anstrebt; die Züchter selbst wissen das aber zu schätzen, und ein Paar solcher Thiere wird hier schon nie unter 1000 Gulden bezahlt. Auf der Insel Sandelwood wird ein Pferd gezogen, das größer ist und vortrefflich sich zum Reitpferd eignet. Diese Thiere sind aber so kräftig und dabei etwas so nervös, daß sie nicht für Jedermann zu gebrauchen sind. Man zahlt für ein solches Pferd 800—1200 Gulden. Die Pferde werden hier mit Reisähren und Gras gefüttert. Die Leute in der Provinz Batak cultiviren drei Viertel von allem Pfeffer, der auf der Erde verbraucht wird. Wie die Pferde dort sehr nervös sind, so sind auch die Menschen heftig, jähzornig und selbst der Kummer drückt sich bei ihnen durch Gewaltthätigkeit aus. Im Fall einem Battaker Unrecht geschehen ist, er sich unwohl fühlt oder ihm liebe Angehörige gestorben sind, kann man ihn immer im Verdacht haben, daß er Amok laufen wird, d. h. er stürzt aus stillem Brüten plötzlich auf die Straßen und sticht alles nieder, was ihm begegnet. Der Gebrauch hat solche Amokläufer vogelfrei erklärt, und jeder, wer es nur vermag, sucht, um größeres Unheil zu verhüten, ihn zu tödten. Die Justiz des Landes ist damit einverstanden. Sehr glücklicher Weise für flüchtig Reisende ist augenblicklich hier in Weltevreden eine Industrieausstellung, die natürlich in erster Linie

alle möglichen holländischen Sachen zeigt, die man hier einzuführen gedenkt; andererseits aber ist es eine sehr hübsche Ausstellung javanesischer Landeserzeugnisse in Industrie und Handwerk, in Kunst und Früchten. Die Anordnung ist nach Provinzen und Inseln und zugleich verbunden mit einer Darstellung der Landestrachten, Waffen und Werkzeugen; in Modellen der Wohnungen, der Land- und Wasserfahrzeuge ist sie complet zu nennen. In künstlichen Figuren sind da ganze Festaufzüge, Hochzeiten, Begräbnisse, rituelle und allgemeine sociale Gebräuche übersichtlich dargestellt. Unmittelbar mit dem zoologischen Garten verbunden, die Wege und Hallen mit Repräsentanten der verschiedenen Racen in Java angefüllt, trägt diese Ausstellung mehr als alles Studium zum schnellen Erfassen aller der fremden Eindrücke bei. Ich will hierbei nicht versäumen, dem holländischen Arzt, Herrn Enthoven, meinen Dank auszusprechen für die bereitwillig mir gegebenen Informationen, durch welche ich manche angenehme Stunde erlebt. Er ist augenblicklich Chefarzt in Pationak auf Borneo und nennt sich auf seiner Karte Arts-Officier van gesondheid 1. Klasse. Ich will hoffen, daß er das in dem bösen Klima noch lange bleiben möge! Die Anstrengungen der Reise lassen uns sehr zusammen schmelzen. Unser Architekt ist in Singapore schwer krank im Hotel zurückgeblieben. Ein zweiter Herr, der Tenor

der Reisegesellschaft, hat wegen schwerer Erkrankung in Batavia im Hospital Aufnahme gefunden. Die Weltreisegesellschaft besteht nunmehr aus drei Personen, möge es uns vergönnt sein, unangefochten die Heimat zu erreichen!

Sonnabend, 14. October. Vor Aufgang der Sonne war alles mobil, und nach 6 Uhr fuhr der Eisenbahnzug mit uns nach West-Java in die Berge. Erst Nachmittag erreichten wir unser Ziel



und hatten eine Landstrecke wie von Berlin bis Prag durchmessen. Auf ganz Java ist die Vegetation in so strotzendem Wachsthum, daß in der Ueberwucherung ein Baum den andern erstickt. Nur das große Arbeitsmesser, das wie ein Säbel an der linken Seite getragen wird, weiß Rath zu schaffen, macht Durchhaue, wo Wege sein sollen, und scheidet Stämme aus, die andern im Wege sind. Die javanischen Dörfer sind sehr kleine Hütten, die auf eine Art Pfahlrost stehen und mit Bananenblättern gedeckt sind. Fenster giebt es nicht, eingeheizt wird auch niemals. Außerhalb des Hauses wird in einem irdenen Trog Feuer gemacht und gekocht, wenn überhaupt mal warmes

Essen nöthig ist. Man lebt von Früchten; der Erdboden um die Häuser und auf den Wegen ist ziemlich ordentlich gefegt, um schon von Weitem schädliche Thiere erkennen zu können. Die Bananen decken mit ihren Zweigen die Häuser schon so dicht, daß oft Pflanzen ausgemerzt werden müssen, um Luft und Licht zuzulassen. Man kann dicht bei solchem javanischen Dorf vorbeigehen und sieht es nicht, weil alles in Vegetation versteckt liegt. Ueber die Bananen, die hier Pisang genannt werden, und deren Früchte saftig, aromatisch wie feine Melonen schmecken, erheben sich die Wälder von Datteln und Kokos-Palmen. Jetzt sind alle dick mit hellgelben Früchten behangen. Dort will die Sagopalme sich Platz schaffen. Jeder Zweig, der aufstrahlt, ringt im Kampf um die Existenz. Große Haine von Bambus pflegt man, weil man hier der Wasserleitungen wegen die Rohre gebraucht. Hoch über die dicken Waldungen hinaus stehen schlanke, hohe, starke Bäume mit dünnen, langen, ganz wagerechten Armen, ohne irgend ein Blatt, doch hie und da sitzt ein Knollen, einer Banane nicht unähnlich. Wenn der Knollen gereift ist, bricht er auf und zeigt eine Hand voll sehr grober Baumwolle, mit der hier die Matratzen gestopft werden. Wo man Pflanzen oder Bäumchen in regelmäßigen Plantagen gepflanzt hat, sieht man Kaffee, Cacao, Thee, Tapioka, Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken

und lauter Sachen, die in Millionen Kisten und Säcken von hier in die ganze Welt hinausgehen und Millionen einbringen für die, welche sie cultiviren und für die Holländer, die vieles als Monopol der Regierung behandeln. Das ganze Java ist in Terrassen gelegte, cassettirte Felder getheilt. Wasserleitungen füllen die Cassetten und fließen von der obern in die untern. Alles ist mit Reis besäet. Während in der untersten Cassette der letzte reife Reis geerntet wird, bereitet man schon die oberen Cassetten wieder zur Aufnahme der Saat. Man pflügt mit Kerabaubüffeln, die bis an den Bauch im Wasser gehen. Die Menschen kommen überhaupt aus dem Wasser und der Sumpfluft nicht heraus. In dem Distrikt, den wir heute durchfuhren, pflegt in seiner Dummheit das ungeschlachte Rhinoceros viel Schaden in den Wasserleitungen zu machen, deshalb sind Wächterhütten in der Luft auf Bambusstangen gebaut, um jede Störung schnell repariren zu können. Unter den Arbeitern nascht zuweilen der Tiger und ist ein sehr gefürchteter Störenfried. Vielleicht ist darin auch der Grund zu suchen für die Vorliebe für Klappern auf den Sundainseln. Das ganze Land ist ein einziger Garten, und wenn auch nicht solche Detailmalerei in jeder neuen Landschaft wie in Japan da ist, so ist doch das wilde Wachsthum von überschwenglicher Ueppigkeit.

Von Weltevreden fährt man $1^1/_2$ Stunde bis Buitenzorg und haben wir 30 Stationen bis Bandong passirt. Je näher man dem Gebirge kommt, desto malerischer werden die Flußthäler, desto schöner die Blicke auf die Gipfel der Vulcane. Jeder Ort, den wir passiren, jede Station giebt dem Auge und Sinn soviel Neues, soviel Interessantes, daß man nicht weiß, wo man anfangen soll, um das merkwürdigste und unterhaltendste wiederzugeben. Solche Eindrücke müssen aber selbst gewonnen werden, da ein anderer sich aus der lebhaftesten Schilderung nie den Zauber wird verschaffen können, den der Reiz gewährt, so etwas zum ersten mal zu sehen! . . . Eine interessante Persönlichkeit war mit im Zuge. Es war der Chinese, der von dem Gouvernement für fast eine Million Gulden die Ausbeutung der sogenannten indischen Vogelnester gepachtet hat. Da wo im Osten Java in steilen Felswänden ins Meer abfällt (der Insel Madura gegenüber) nistet eine Seeschwalbe in Felslöchern. Das Nest besteht aus Seetang und Zweigen, die der Vogel mit seinem Speichel sehr fest zusammenkittet. Diesem Kitt, der aus dem Nest ausgekocht und als kräftige, klare Gelatine erscheint, schreiben die Chinesen eine cantharidenartige Wirkung zu und zahlen dafür horrende Preise. Die Gewinnung der Nester ist mit Lebensgefahr verbunden; die Leute, welche sie ausnehmen, werden an mehreren hundert Fuß langen

Leinen, am Ende auf einen Holzknebel reitend, vom obersten Felsgrat an der senkrechten Felswand herabgelassen und geben durch Zeichen zu verstehen, ob sie höher, tiefer oder seitwärts zu thun haben. Es soll alle paar Jahr vorkommen, daß solche Leinen reißen und den Nestsucher direct in die Meeresbrandung stürzen lassen. Man beginnt mit der Ernte erst, wenn die junge Brut ausfliegen kann und sichert sich jährlich reiche Ausbeute. Hier und da versucht man hier, von dieser Gelatine in Speisen zu thun, des fremdartigen Geschmackes wegen. Ein Gericht aber, „indische Vogelnester", ist hier gänzlich unbekannt und vielleicht nur eine Gefälligkeit von Huster, wenn ein Geheimer Commissionsrath das Bedürfniß hat, mal ein Diner zu geben „wie noch niemals nich keins war". Wünsche wohl gespeist zu haben!

Das Städtchen Bandong hat etwa 20000 Einwohner. Natürlich ein holländisches Viertel und ein Chinesenviertel, denn ohne die geht es doch nun mal nicht ab! Vor meinem Fenster wird malayische Miliz gedrillt, und wenn bei Augen rechts! und links! der Ruck auch nicht so hörbar wie in Potsdam ist, so machen sie ihre Künste doch ganz passabel. Die Stadt hat ihre Markthalle, ihren Bazar, ihre Promenade, ihr Bad und amüsant ist es sehr, so ein Provinzialstädtchen zu sehen, das erst neuerdings so zu sagen an die Landstraße gekommen ist. Erst jetzt kann man

sich manches completiren, was man von Gebräuchen in Batavia gesehen, das schon durch den Verkehr mit Holländern manche Einbuße an alter Originalität erlitten hat. Hier ist noch alles so, wie es vor Jahrhunderten war und es kann auch noch lange so bleiben. In dem Hotel, in dem ich wohne, ist keine Bettdecke zu haben, weil von jedem anständigen Menschen erwartet wird, daß er angezogen, d. h. im Podjama-Anzug schläft, und das Deckbett nicht gebraucht. Auch sonst sind einige wunderbare Einrichtungen da, die hier landesüblich und überraschend sind, auf die ich aber nicht näher eingehen will.

Sonntag, 15. October. Das Hotel Thieme, in dem ich hier in Bandong wohne, ist wie ein vornehmes Privathaus, in dem man zum Besuch sich aufhält, das Fremdenbuch führt manche bekannte Namen auf, so z. B. den erwähnten unglücklichen Landgrafen von Hessen mit seiner Begleitung, den Grafen und die Gräfin Carl Dönhof, Jagor, der drei Monate hier zugebracht hat, Bastian und viele andere bekannte Persönlichkeiten. Sehr gründliche Aufklärung über das unbekannte Innere der Sundainseln verdanken wir dem berühmten Naturforscher Junghuhn. Als Ausdruck des Dankes will ich soeben ein paar Meilen ins Land fahren, um sein Grab zu besuchen und die von ihm angelegten Chinarinde-Culturen kennen zu lernen. Die Sache verlief also programmmäßig. In

früher Morgenstunde bestieg ich einen zweirädrigen Wagen mit zwei Sitzen und drei kleinen Pferdchen; diese flogen mit mir durch die schon sehr belebte Stadt Bandong; Markthallen und Kaufläden und Straßenverkehr zeigten alle möglichen Racen und Kostüme, eine Menge nie gesehener Früchte und tausend andere interessante Dinge. Der Weg war ein paar deutsche Meilen bis zu 1500 Fuß aufsteigend und durchschnitt in grader Linie eine Reihe von Dörfern, Feldern, Plantagen, wo es wiederum manches zu sehen gab. In der Nacht war ein Haus abgebrannt; es hatte mitten in solchen von Schilfdächern gestanden, die trotzdem nicht Feuer gefangen hatten. Man war im Abräumen der Stätte begriffen, und als ich nach vier Stunden auf demselben Weg zurückkehrte, stand das neue Haus fast fertig da. Der erhöhte Rost war der alte geblieben. Vier Bambusstangen gaben die Eckpfeiler ab, und die Zwischenräume waren mit Strohmatten verhängt, welche Leute auf der Straße zum Kauf ausbieten. Dies Haus sah neu und sauber aus, was man nicht von allen Wohnungen der Sundanesen sagen kann. Auch in den Fetzen, den sie am Leibe tragen, sehen sie schmutzig aus. Ihre Physiognomien sehen häßlich, ordinär und unintelligent aus. Die Leute sind aber sehr arbeitstüchtig. Die Javanesen, von Körperbau schwach und zur Arbeit nicht sehr geeignet, sind elegant, hübsch und sauber.

Diese Leute zahlen den Chinesen oder den Arabern, die hier mit Stoffen handeln, bis 25 Gulden für einen farbenreichen Sarong. In ihrer Putzsucht sind sie so verschuldet, daß ihr Grund und Boden schon so gut wie den Gläubigern gehört. Eine Büffelart, die Kerabau, sind die Seele der Landwirthschaft, weil sie die harte Arbeit den Menschen abnehmen und mehr gehätschelt wie die eigenen Kinder.

Die Gummibäume werden hier so groß wie bei uns alte Kastanien. Die Kaffeepflanze hat schon hier, in Java, je nach den Provinzen verschiedenen Werth. In der Provinz Menado gedeiht recht guter Kaffee, die beste Pflanze ist aber diejenige, welche den Specialnamen „Javakaffeepflanze“ führt. Sie wird jung mit Zweigen vom Liberiakaffee gepfropft, entwickelt sich schnell, groß und stark, bis zu 10 Fuß Höhe, und trägt eine kirschenartige Frucht, die, geöffnet, drei Bohnen enthält. Mit Maschinen wird von diesen Bohnen eine dünne Schale entfernt, dann getrocknet und verpackt. Zum Schutz gegen die Sonne pflanzt man den Kaffeestrauch im Haine von anderen Bäumen, die ihm Schatten geben. Dem Kaffee, den ich hier ohne Zucker und Sahne trinke, fehlt jede Bitterkeit. Er wird hier in sehr kleinen Portionen genossen und hat sehr viel Aromatisches und Anregendes. In einem Dorfe machten fünf Leute eine sehr angenehme, wohlklingende, melancholische Musik. Die Instrumente

von verschiedener Größe, deren jeder zwei in Händen hielt, waren Rahmen, in denen lose eingefügt Bambusröhren von verschiedener Länge sich befanden, welche, wenn sie gegen den Rahmen geschüttelt wurden, fast einen metallischen, sanften Glockenton gaben. Jeder Musiker, der nur über zwei Töne verfügte, schüttelte sein Instrument, wenn in dem Musikstück gerade sein Ton nöthig war. Ich ließ den Wagen anhalten, die Leute spielten mir zwei Stücke, ich untersuchte die Instrumente, drückte meine Befriedigung aus und schenkte dem Hauptmusiker einen halben Gulden, war aber sehr überrascht, als ich sah, daß der Mann annahm, daß ich für diesen Preis alle 10 Instrumente kaufen wollte. Er reichte sie mir in den Wagen und ich konnte diesem Mißverständniß nur durch schnelle Abfahrt aus dem Wege gehen. Hinter mir her aber erklangen zum Dank noch die fröhlichsten Weisen. Jeder Eingeborene geht schon zeitig vorher mit abgenommenem Hut dem Europäer aus dem Wege, spricht nur auf den Knieen mit ihm und würde ihm niemals etwas direkt mit der Hand zu geben wagen. Ein Brief z. B. wird in einen Bambusstock, der gespalten ist, eingeklemmt, und der Bote kniet in einiger Entfernung hin, schlägt die Augen nieder und hält den Stock weit vor sich hin, abwartend, bis es dem Europäer gefällig sein wird, den Brief zu nehmen. Alles geschieht aber mit soviel natürlicher Grazie, daß

es mehr hochachtungsvoll als geknechtet erscheint. Die kleinen Pferdchen liefen so, daß man sich im Wagen festhalten mußte! Weil den Kutscher das Sitzen auf dem Bock als ungewohnt ermüdete, setzt er sich kauernd auf den Fußboden des Wagens. Bald begegnet man Trägern und Wagen mit Säcken, in eigenthümlicher Form, in denen die neueste Ernte der Chinarinde verschickt wird. Zu beiden Seiten des Weges stehen acht bis zehn Fuß hohe Bäumchen mit röthlichen Blättern in Plantagen. Es ist dies der Chinabaum, den Junghuhn hier plantagirt, cultivirt und zum Heil und Schutz für alle Fieberkranke für die ganze Welt zugänglich gemacht hat. Er selbst ist das Opfer seiner Thätigkeit geworden und inmitten seiner Schöpfung begraben. Friede seiner Asche!

Der daneben liegende Ort heißt



Dies Gouvernement hat daselbst ein Bungalo erbaut, in dem zur Noth auch Reisende Unterkommen finden; daß aber nicht alle Ansprüche damit befriedigt sind, zeigen Inschriften im Fremdenbuch, die sogar Dante zu Hülfe genommen haben, um dem Wanderer anzudeuten, wenn er durch diese Pforte schreite, jede Hoff-

nung hinter sich zurückzulassen. Merkwürdiger Weise war es diesmal kein Berliner, der sich so viel Geist leistete.

Der Weg bis hierher war aufsteigend, aber es war ein Weg, nunmehr aber tritt ein Scenenwechsel ein, der sehr überraschend wirkt. Man besteigt kleine, kräftige Reisepferde, folgt einem Saumpfade und befindet sich sehr bald in einem vollständigen Tropenurwald. Der Fremdenverkehr ist in letzter Zeit spärlich gewesen, der führende Sundanese muß mit seinem Faschinenmesser helfen, Bahn zu brechen. Palmenknäuel, Bambus- und Bananenverwickelungen, Pflanzenverschlingungen sperren alle Augenblick den Weg. Da springt der Sundanese erschreckt zur Seite, umfaßt einen Baum und zeigt mit dem Messer nach der Richtung, wo man ein schweres Thier, die Stämme brechend, sich entfernen hört. Er glaubt, ein Rhinoceros gesehen zu haben und weiß, daß der Tiger sich hier oft in der Nähe dieses Biestes aufhält. Ich mache mit dem Regenschirm „Gewehr auf!“ und thue so, als ob ich mich gar nicht wundere und bewege ihn endlich, weiter vorzudringen. Der Anstieg ist steil genug geworden und starr vor Erstaunen steht man, wenn man aus dem dunkeln Dickicht sich plötzlich auf dem obersten Rande des Kraters des Vulkans Tangkoeban Prahoe heraustreten sieht. Der tiefe Krater, in den man von oben hineinsieht, hat etwa

500 Meter im Durchmesser. Quer durch die Mitte hat sich ein Wall gebildet. Auf der einen Hälfte brodelt eine dunkle Schlammmasse, die fortwährend bis zu 30 Fuß Höhe tosende Aufwallungen macht. In der anderen Hälfte des Kraters wird aus kleiner Wasserfläche Schwefeldampf in kleine Fontainen getrieben. Die nächste Umgebung dieses Weihers ist sehr lose gebildet, da aus einem Loch, das man mit dem Stock macht, sofort Schwefelgase in versengendem Strahl herausbrechen. Vor einigen Jahren versank hier ein holländischer Beamter mitten in einer Gesellschaft, die er selbst hierher geführt. In der ganzen Natur liegt hier ein Zug von Großheit. Die Conturen des Gebirges, die wundervollen Farben der Beleuchtung, der Zauber der üppigen, tropischen Urwaldvegetation in so unmittelbarer Nähe und der Verdacht, daß jeden Tag auch aus diesem Krater neues, zerstörendes Unheil sich entfachen kann, geben den Gedanken unvergeßlichen Stoff zur Arbeit. Fast kleinmüthig wurde der Rückweg angetreten, um immer wieder zu erkennen, wie nichtig jedes Schaffen des Menschen gegen solche ungebändigten Naturkräfte ist! Ein tropischer Regenguß, der dieselbe Wirkung hatte, als wäre man irgendwo ins Wasser gefallen und könnte in diesem Leben auch nie mehr trocken werden, ertränkte alle ferneren philosophischen Betrachtungen.

In allen holländischen Gartenanlagen zeigt sich hier das Bedürfniß, sehr breite Wege mit so spitzen Steinen zu beschütten, daß man wie auf Stacheln geht. Dann aber ist jeder Raum im Garten mit Vasen von gebranntem Thon bestellt, in denen ganz gleichgültige Blumen stehn. Man macht mit solchen Töpfen Figuren und Buchstaben und scheint die Geschmacklosigkeit gar nicht zu ahnen. Die Chinesenhäuser erkennt man an dem Topfunfug schon von weitem. Herrliche, wunderbar schöne, alte Bäume stehen hier in großer Zahl. Der schönste Schmuck für Haus und solche Bäume wäre die ununterbrochene Rasenfläche und nicht unnatürliche Ziereremien. Jedes Haus hat Volièren, in denen stets wilde Tauben gehalten werden, aber auch andere hübsche Thiere. Eine Spechtart, der Beo, ist ein spaßhafter Vogel, der viel besser als alle Papageien spricht und das sehr gern thut. Ein kleines grünschillerndes Huhn, ganz in der Figur unseres Haushahns, jedoch nur halb so groß, ist hier das wilde Huhn. Das ganze wilde Thierreich zieht sich immer mehr in die Urwälder der Westküste zurück, da die steigende Landescultur zu viel Unruhe mit sich bringt.

Montag, 16. October. Weiter und immer weiter geht's! Rastlos wird gewandert. Die Eisenbahn führte uns heute früh weiter nach dem Südwesten der Insel durch zwölf Stationen nach



Garoët.

Die Gebirgslandschaften haben sehr schöne Conturen, und da wo Kegel sich erheben, sieht man sie rauchen, aus übergequollenen Lavaschlacken bilden sich schwarze Zöpfe bis ins Thal hinein. Im Thal ist alles in voller Thätigkeit in den terrassirten Cassetten, bei der Reisernte; Vieh und Menschen stehen bis an den Leib im Wasser ohne Schutz gegen die brennende Sonne. Die Sonne steht um 12 Uhr nicht ganz senkrecht über den Häuptern, sondern etwas nach Norden hin. Am Abend zeigt uns der Sternenhimmel eine neue Welt. Unser Polarstern mit dem großen Bären ist unter dem Horizont verschwunden. Die Wasser der tropischen Regengüsse kommen hier mit reißender Kraft von den Bergen und schneiden tiefe Flußbetten ein, die manches hübsche Bild abgeben. Wo kein Reis mehr Platz findet, stehen Bambus, Palmen und Bananen, reizende Dörfer unter Grün verbergend. Die Europäer werden hier seltener, der ganze Eisenbahnbetrieb geschieht durch Eingeborene. Alle gehen barfuß, tragen über den Beinkleidern noch den Sarong um die Hüften geschlungen und setzen die Dienstmütze auf das Kopftuch, dessen beide Zipfel wie Hörner rechts und links

vom Kopf abstehen. Solch ein Beamter imponirt den Landbewohnern sehr. Der Arbeiter legt mit abgenommenem Hut das Geld auf das Schalter, kniet dann einige Schritt davor in bittender Geberde nieder und steht nicht früher auf, als bis ihm das Billet in die Hand gegeben wird. Die Höflichkeitsbezeigungen gegen einander machen oft einen ganz eigenthümlichen Eindruck, da man den Einen sich auf die Erde niederwerfen sieht, und der, vor dem es geschieht, oft viel unansehnlicher aussieht! Gruß und Gegengruß geschieht mit gewisser Feierlichkeit. Die flachen Hüte, ähnlich denen, die die Frauen um Nizza tragen, werden hier je nach dem Geschmack des Trägers grün, roth, blau, bunt lackirt, sogar ganz vergoldet. Im Gegensatz zu den Sundanesen erkennt man den Javanesen an der Vorliebe, Geschmeide und Ringe zu tragen.

Die begleitende Bergkette wird aus folgenden Gipfeln gebildet: Gunong, Buranran, Buxetungel, Marlabar, Wagang, Rentja-akek, Margawanni, Hedai, Haruman, Galungung und Telegabodos.

Unweit von Garoët ist der Vulkan Papadaja noch in lebhafter Thätigkeit und Schwefelquellen finden sich überall. Garoët ist ein reizendes kleines Provinzialstädtchen. Jedes Haus ist ein lauschiger Gartenpavillon; jedes Gehöft wie eine Park-Ueberraschung; die Pracht der alten großen Bäume, um die sich die tropische Flora gruppirt,

erfreut das Auge, das, umher schweifend, stets auf Neues und Schönes trifft. Aus jedem Haus spricht Wohlhabenheit und Zufriedenheit. Unter den tausend Einwohnern befinden sich nur fünfzehn Europäer. Unser Hotel-Wirth in Bandong war aus Weißenfels, auch der in Garoët ist ein Thüringer. Bei beiden ist man vortrefflich aufgehoben. Der Wirth aus Garoët muß aber wohl schon länger hier sein, denn alle Speisen sind so gewürzt, daß man die Hälfte schon aus Angst nicht ißt. Bei den Holländern scheint es hier gebräuchlich zu sein, daß alle Gänge zu gleicher Zeit von einem Suppenteller gegessen werden. Es sieht wie Hundefutter aus, scheint aber sehr gut zu bekommen. Alle diese Excesse, die seit einem halben Jahr meinem Magen zugemuthet sind, haben in mir eine tiefe Sehnsucht nach einem heimatlich gewohnten, einfachen Mittagessen herausgebildet! Ein amerikanisches Bar florirt ja schon in Berlin, wir möchten aber doch noch recht lange von der Wonne der Hausknechte und untreuen Kassirer, dem american plan, in unserer Küche verschont bleiben! Mir kommt es vor, als ob die Bevölkerung in West-Java mit jedem Schritt weiter an Liebreiz des Wesens wächst, aber an Schönheit der Körperformen abnimmt, die Frauen sehen schon mehr wie eine kranke Kartoffel aus, auch die Hautfarbe wird immer dunkler. Von ihrem Mohamedanismus merkt man sehr wenig:

ihre Moscheen sehen wie elende Ställe aus und sind immer geschlossen. Der Freitag hat für sie kaum Festtagbedeutung. Die Bewohner hier aber erscheinen auffallend stille und sanft. Die Hotel-Volière, hier in Garoët, enthält ein paar hiesige sehr nette, kluge Vögel. Man möchte sie gleich mitnehmen. Die klugen Thiere vertragen aber nicht unser kaltes Klima und gehen immer schon auf der Reise ein, daher ist es besser, sie hier unter Palmen zu belassen!

Dienstag, 17. October. Erstens hat es so toll geplantscht, daß der Garten zum See geworden ist, aber dann war es, trotzdem wir auf dem Aequator leben, so empfindlich kalt, daß man in der Nacht eine Decke zu Hülfe nehmen mußte. Da lobe ich mir einen Berliner Ofen, auf den ist doch noch Verlaß! Mehr als auf dem Aequator kann man doch auch nicht fahren, wenn man mal wünscht, im Warmen zu sein! Eine Stunde genügt aber, Alles ins Extreme zu verkehren, und jetzt ist es schon wieder so, daß man in der Sonne Eier kochen könnte! Eine hübsche Spazierfahrt durch freundliche, stille Dörfer, durch Haine von Bambus, Bananen und Kokospalmen führte uns durch ein Gebirgsthal wie das von Ober-Ammergau oder Mittenwald. Das Auge ruht auf dem Papadaja, der sein Haupt mit dickem Rauch umgiebt und aus Nebenkratern Schwefeldämpfe ausstößt. Dröhnendes Grollen läßt erkennen, daß man ihn nicht ungestraft reizen

würde, denn da unten ist Urkraft noch geladen und wartet nur auf den erlösenden Anstoß.

Am Fuß der Berge liegt ein kleines Schwefelbad, mit sehr primitiven, aber saubern Einrichtungen. Es wurde mit großem Behagen benutzt, denn nichts ist in den heißen Klimaten erfrischender als ein heißes Bad und eine heiße Tasse Thee. Die Badeverhältnisse in den Tropen sind theoretisch großartig und praktisch gar nicht anzuwenden. Wenn ein Hotel 50 Zimmer hat, so ist der Hotelhof mit einer Gallerie umgeben, die 50 nummerirte Abtheilungen enthält, wo jeder Zimmerbewohner sein Badezimmer etc. für sich hat. Die Badeeinrichtung besteht aber aus einem großen Blumentopf, in dem man bei uns etwa eine Aloe pflanzen würde. Der Topf ist unten spitz und stets voll kaltem Wasser, oben auf liegt eine Blechkelle, und die ganze Baderei besteht darin, daß man sich neben den Topf stellt und sich mit der Blechkelle so viel kaltes Wasser auf den Kopf gießt, bis alle Sachen in der Zelle naß sind und man einen Zoll im Wasser steht. Zum Anziehen muß man in Folge dessen auf den Hof treten, ist weder angenehm erfrischt, noch in comfortabelm Zustand — aber man hat so zu sagen gebadet! Dazu giebt es zwei taschentuchartige Handtücher, die ohne Ausnahme fleckig, verstockt und naß sind — sehr angenehm!

6

In dem Schwefelbad Tjipani hatte ich es auch nicht landesüblich gemacht, denn als ich angezogen die Badezelle verließ, standen ein halbes Dutzend Sundanesen und Maduranen, Kinder, Mädchen und Männer, die sehr getäuscht aussahen. Mein Guide sagte mir, sie wären hergelaufen, um einen Weißen baden zu sehen, leider hätte ich aber die Thür geschlossen. Es that mir leid, so unfreundlich gewesen zu sein, wollte aber deshalb nicht gleich noch einmal baden und entschädigte sie durch 10 Cents für ihre Enttäuschung. Gegen Abend sieht man in Flüssen und Canälen hier überall, selbst mitten in der Stadt, beide Geschlechter und jedes Alter öffentlich und gemeinschaftlich baden, der Sarong wird dabei nicht abgelegt und geschieht das mit so natürlicher Sittigkeit und ohne die leiseste Frivolität, daß man Deputationen aus Ostende herschicken sollte, um sich danach ein Beispiel zu nehmen. Die Javanen sind elegante, sanfte, stille und sehr sympathische Menschen, nicht annähernd so intelligent als die Japaner, aber mit manchen gleichen Charakterseiten.

Ein Abendspaziergang durch Garoët ließ mich mehrere Kinderspiele sehen, die ganz dieselben wie bei uns sind. Beim Blinde-Kuh-Spiel wurde statt eins, zwei, drei, auch wie bei uns Ene, Mene, Mu, wie in altem Sanskrit abgezählt. Lampen giebt es nicht, daher geht man hier mit Sonnenuntergang

schlafen, und bald hört man von dem ganzen Ort keinen Ton mehr. Es giebt hier eine Taube, hellviolett, mit dunkelgrün-metallisch schillernden Flügeln. Sie ist noch mal so groß wie unsere Lachtaube und verdient bei uns eingeführt zu werden.

Mittwoch, 18. October. Mit dem Grauen des Tages war man schon auf den Beinen und fuhr mit der Eisenbahn in der Richtung auf Batavia bis Tandjor. Dort erwartete uns eine landesübliche Mahlzeit und ein Wagen mit muthigen Battakpferdchen, die uns höher in die Berge hinauf nach



brachten Ich bin nur durch den Kaukasus schneller gefahren. Unbegreiflich bleibt auch die Leistungsfähigkeit dieser kleinen Pferdchen, die zu drei vor einem zweirädrigen Wagen so dahin flogen, daß man kaum dazu kam, die herrliche Umgebung zu genießen! Der Weg steigt steil aufwärts, jedes Dörfchen drängt sich fast aus dem Urwald von Palmen, Bambusbananen nach der Straße vor. Friedliche, sanfte Menschen sitzen am Wege, auf den Bergabhängen und Feldern sieht man, wo nur Platz dafür ist, Terrassenanlagen mit Reisfeldern. Kerabau und

6*

blonde, oft haarlose Maduraochsen liegen wiederkäuend im Sumpf. Je höher man auf die Berge kommt, desto mehr nehmen die Orte das Aeußere von Badeorten an. Das üble Fieberklima an den Küsten nöthigt die erkrankten Europäer, eine Zeit lang in den Bergen zuzubringen, damit die Sumpffieber sich nicht im Körper festsetzen. Warme Schwefelquellen und wohleingerichtete Bäder aller Art lassen die Fürsorge des holländischen Gouverneurs sehr vortheilhaft erscheinen. Sindangleja ist der besuchteste Ort dieser Art und enthält zahlreiche Sanatorien; Wege, Gartenanlagen, Promenaden, Fest- und Zerstreuungsplätze sind mindestens so wie bei uns in Nauheim; hier fehlen aber die üblichen Vorstellungen des Klavierkomikers X., des größten Taschenspielers der Welt Y. und des Geheimen Hof-Antispiritisten Z. Dafür ist aber ein Gamalong da, das heißt eine Badekapelle. Ein junger Javane sitzt an der Erde und ist von einem Kreis von Metallbecken umgeben, die, genau abgestimmt, von ihm sanft angeschlagen werden. Die Musik hat einen andern Rhythmus, ist melancholisch, aber durchaus nicht eintönig. Zwei geschmückte Kinder tanzen dazu, indem sie sich kaum von der Stelle bewegen und fast immer in ihren Gestikulationen und Bewegungen die verschiedenen Phasen der Liebe zum Ausdruck bringen. Alles hat so viel natürliche Grazie, eine so eigenartige Eleganz und einen so

eigenthümlichen Zauber, daß man immer bedauert, wenn der lebhafte Wirbel auf den Glocken das Ende anzeigt.

Die Engländer nöthigen da, wo sie herrschen, die Völker englisch zu sprechen und sind unbestritten großartig in der Durchführung alles Sachlichen, wie Bauten, Befestigungen etc Die Holländer geben für die Regierungsbauten nicht so viel Geld aus, sorgen aber in einer Weise für Schulen und einheimische Industrie, die bewunderungswürdig ist. Man kann hier sagen, Java wird von Javanen regiert und durch Holländer repräsentirt. Die zahlreichen Monopole geben letzeren ja viele Millionen, ohne die das kleine Holland kaum seine Selbstständigkeit aufrecht erhalten könnte; es giebt aber auch Leute, die den Holländern den Vorwurf machen, daß sie die Eingeborenen zu klug gemacht hätten. Die alte Devotion sei stark im Abnehmen und die Sundanesen verglichen in den Schulen die Größe ihrer Inseln mit der des kleinen Holland, und fragten sich, wie das käme, daß sie sich von einer Hand voll fremden Leuten regieren lassen sollten, deren Land kleiner als daß des Sultans von Solo sei! Man hört kaum, daß die Holländer im Lande sind, so still, so ruhig, so leidenschaftslos geht alles vor sich. Man sieht auch verhältnißmäßig nicht so viel im öffentlichen Verkehr. Im Gegensatz dazu ist in den englischen Colonien unaufhörliches Hin- und

Herkutschiren, und Abends staunen die volkreichsten Städte über die Leistungen auf den lawn-tennis und Criket grounds! Wenn die Chinesen in Hongkong Abends die Scotch Rifles Football spielen sehen, erschrecken sie über solche Körperleistungen, und jeder Widerstand hört schon davon auf. Kein Javane versteht ein Wort holländisch, da der Holländer stets malayisch spricht. Der Javane sieht den Holländer nur im Bureau, wenn er zahlen kommt — und er zahlt immer. Alles ist meistbietend verpachtet. Intelligente Chinesen und Araber kennen den Mechanismus, beruhigen zahlend den Holländer und beuten die Javanen aus. Diese sanften Leute sind noch dazu Mohamedaner, und sagen: der Prophet will es so!

Donnerstag, 19. October. Fünf Monate bin ich heute schon unterwegs, und noch fünf stehen meinem Wanderstab bevor. Wie viel Schönes ist in der Zeit an meiner Seele vorübergezogen! Eigentlich ist es schade, daß ich schon so alt bin, denn nach altem Naturgesetz werde ich die Erinnerung daran nicht so lange hier noch in dieser Welt umhertragen dürfen, wie es alle die herrlichen Eindrücke verdienen! Möge dies denen, die dies lesen, zum Hinweis dienen, selbst in jüngeren Jahren sich die Welt anzusehen oder es jüngern Angehörigen zeitig zu vermitteln! Wem Herz und Nieren so erfreut wird, kann ja auch zufällig mal auf den Gedanken der Dankbarkeit

kommen, wenn das auch heute nicht modern zu sein scheint! . . .

Beim Grauen des Tages hörte man in Wirklichkeit das Brüllen eines Tigers und damit war eine Bekanntschaft mit Java von Neuem mit Befriedigung erfüllt. Mein Zimmernachbar erkannte in der Stimme einen alten Bekannten, der ihn seit mehreren Tagen regelmäßig aufzuwecken pflegt. In einem kleinen Wägelchen mit drei reizenden Ponies begann nun der mühsame Aufstieg nach dem 5000 Fuß hohen Paß des Poendjak. Von hier pflegt man in einer Viertelstunde die Anhöhe Passirtelajawarne auf dem Berg Gede zu ersteigen, von wo man einen imposanten Blick über ein Meer von Felsen genießt, durch welches sich ein Wasserfall schäumend Bahn bricht. Die ganze Landschaft macht hier einen großartigen Eindruck. In den Thälern sammelt sich das Wasser in den Reisterrassen und reflektirt wie silberne Gürtel, in dem üppiger, tropischer Urwald die Palmen und riesige Gummibäume bis 5000 Fuß hoch strotzend gedeihen läßt. Hier und da lugt ein Dörfchen aus dem Grünen. Nur Pfade führen ins Dickicht. Nur Kinder mit Kindern sind auf den Veranden zu entdecken, auf der großen, breilen Chaussee aber ist ein überraschender Verkehr. In einer Stunde fuhr ich an mehr als 600 Lastträgern vorüber, die Bodenerzeugnisse, Waaren, Stoffe, Getränke zwischen

Sindangleja und Buitenzorg expedirten. Der Hotelbesitzer Thieme in Bandong, der zugleich einen Bazar hat, erzählte, daß er, ehe die Eisenbahn eröffnet war, ständig mehr als 500 Lastträger für sein Geschäft unterwegs gehabt hätte. Nun erst bekam ich einen Begriff von der Arbeit und dem harten Lebensunterhalt dieser beneidenswerthen Leute in diesem Paradiese! Zehn Flaschen Apollinaris werden für $2^1/_2$ Gulden an einer Bambusstange so weit wie von Berlin bis Hannover getragen. Man kann sich denken, daß der, welcher hier Apollinaris trinken will, auch mehr dafür bezahlen muß, als bei uns. Die ganze Bevölkerung, die nicht Lasten trägt, arbeitet bis an den Leib im Wasser in den Reisfeldern, und wer es für Geld thut, bekommt dafür den Tag 15 Cents. Wie man auf den Berg mit Vorspann wie auf ein Dach hinauf gefahren ist, so geht die Sache nunmehr wie ein Wasserfall bergab. Man kann kaum begreifen, wie das alles ohne Unglück schließlich abläuft! Mit großen Pferden könnte man das gar nicht wagen; diese Katzen aber fliegen ohne Führung und Hemmschuh stundenlang in der Carriere über die Steine und machen diese Leistung jeglichen Tag. Von weitem erglänzte ein goldener Sonnenschirm: das Rangzeichen eines einheimischen Fürsten. Im ersten Wagen wurde vorn der Sonnenschirm vorausgefahren, durch zwei Würdenträger feierlich bewacht. Im zweiten Wagen saß ein Rajah

mit einem fürstlichen Gast. Im dritten und vierten Adjutanten und Beamte – alles sehr braun, viel Gold und Franzen und lebhaft gefärbte Stoffe. Auf der Straße lagen die Leute in betend bittender Stellung, so lange der Wagen zu sehen war. Je näher man



Buitenzorg

kam, desto europäischer wurden die Villen und Parkanlagen. Die Vegetation aber schien für das Gouvernement noch eine besondere Güte zu haben, denn alle Bäume waren bewunderungswürdige Schöpfungen mit nie gesehener Pracht und Fülle von Wachsthum, Blüthen und Früchte. Ein schönes Hotel, mit dem Blick auf den alten Vulcan Gede, gab uns Rast und Labung nach der schönen, aber anstrengenden Fahrt durchs Land. Dann aber begann die eingehende Besichtigung des einzig in der Welt dastehenden Buitenzorger botanischen Gartens, dessen ich aber schon einmal Erwähnung gethan habe. Morgen früh wird der neue Generalgouverneur erwartet. Der Residenzpalast wurde zu seinem Empfang festlich in Stand gesetzt, sogar ein paar Ehrenpforten wurden zurecht gezimmert. Die Armee übte Griffe und langsamen Schritt; wenn ihm das nicht gefällt, ist ihm nicht zu helfen! Gelb rollt

der Fhiliwong wie der Kur bei Tiflis in tief eingeschnittenem Felsthal und schafft eine Reihe von romantischen Bildern. Gegenüber der Veranda meines Zimmers stehen am Ufer riesige Baumfarren und ein colossaler Baum mit rothen Blüthen, so groß wie ein Herrenhut. Die Blüthe hängt an dünnem rothen Faden. Da der Manzanillo mit seinem Gifthauch in der Afrikanerin die arme Selica umbringen soll, wäre es nicht malerisch, jenen mexikanischen Strauch auf die Bühne zu bringen. Daher hat man zu diesem herrlichen, prachtvollen Baum gegriffen, obgleich dieser durchaus nicht giftig ist.

Freitag, 20. October. In der Frühe kehrten wir nach Batavia zurück. In den Bergen war es recht kühl gewesen, hier aber hatte es nicht geregnet, und 35° Reaumur erschwerten etwas die Umpackerei und Vorbereitungen zur Abreise. Immer fand man Biedermänner, die uns Einladungen auf ihren Kaffeeplantagen zu Theil werden ließen und behaupteten, daß man Land und Leute hier nur bei jahrelangem Aufenthalt kennen lernen könnte. Dabei sprach aus ihnen die Langeweile und die Hoffnung, selbst bald wieder in die Heimat zurückkehren zu können. In der Zeit der Speculation aber haben sie ihr Geld hier angelegt und sitzen dabei, um es nicht ganz zu verlieren. Des Morgens um 6 Uhr wird man hier geweckt und muß Thee oder Kaffee trinken, ob man

will oder nicht; der Boy läßt nicht früher ab von seinem Drängen, bis er die leere Tasse wieder zurück erhält. An Schlaf ist ferner nicht zu denken, da alles, Kinder wie ältere Leute, quer über den Hof ihr Bad bestellen, d. h. sie stellen sich in eine gepflasterte Kammer, schöpfen kaltes Wasser mit einem etwas größeren Suppenlöffel aus einem tonnenartigen Gefäß, gießen es sich über den Kopf und nennen das Bad. Um 9 und 1 Uhr sitzen sie so gut wie gar nicht angezogen im Speisesaal, essen vier bis fünf Gänge, die sie sich zugleich in einem Suppenteller aufhäufen, mit Löffel und Gabel, so daß man die Ueberzeugung hat, solcher Esser könnte den Abend nicht mehr erleben. Dabei ist alles so gepickelt, gepfeffert, gesäuert, daß, wenn etwas davon neben den Teller auf die Tischplatte fällt, die Tischbeine krumm werden würden. Nun wird bis 4 Uhr geschlafen, dann halbnackt in den gewagtesten Stellungen in der Veranda Thee getrunken, gegähnt und alberne Romane gelesen. Gegen 7 Uhr denken die Leute daran, sich anzuziehen; von 8 bis 9 Uhr werden Besuche gemacht und um 9 Uhr Abends „zu Mittag“ gegessen. Natürlich wieder Hundefutter und bis 12 Uhr auf der Veranda Whisky und Soda getrunken. O, wäre doch ein einziger Engländer hier, der mit der Gesellschaft Dauerlauf machte und foot ball mit ihnen spielte, daß ihnen die Schwarte knackte! So aber ist's schon nicht mehr schön! Ich

mache eine Umfahrt, um alle Schönheiten von Batavia noch einmal zu sehen, noch einmal die Industrie-Ausstellung zu mustern, noch einmal die reizenden javanischen Dörfchen im Grünen mir einzuprägen. Zur erwarteten Ankunft des neuen Generalgouverneurs hatten sich mehrere javanische Fürsten mit ihrem Hofstaat herbegeben. In prachtvoll gestickten, lichtfarbigen Jäckchen, goldgestickten Käppchen, den Sarong um die Lenden und sehr barfuß, sahen wir sehr hübsche Gesichter. Die Farbe mehr ins graue als ins braune, und die Füße so, als ob sie eben aus den Reisfeldern kämen. Jedem der Fürsten wurde der goldene Sonnenschirm und ein Richtschwert voraufgetragen. Sehr reich mit Diamanten waren die Kries besetzt, die man bei der Gelegenheit zu sehen bekam. Auf dem Bahnhof in Buitenzorg hatte ein fürstliches Gelage stattgefunden, denn zwölf leere Apollinaris-Flaschen waren stumme Zeugen der Ausschreitung. Der wiederholte Besuch der Ausstellung in Batavia war mir viel interessanter als das erste Mal, da ich im Lande nunmehr Manches gesehen hatte, das mir die Ausstellungsobjecte zu classificiren sehr erleichtert. Unter den Costümgruppen waren hochinteressante Darstellungen, die selbst hier bald legendär werden dürften.

Sonnabend, 21. October. In aller Frühe fuhren wir wieder dahin, wo wir hergekommen waren, nämlich nach Priock, auf dasselbe französische

Schiff, welches uns hierher gebracht hatte! Wir werden wie alte Bekannte begrüßt, finden dieselben Cabinen, liegen gerade noch so lange in dem verrufenen Sieberhafen, daß man die Malariadünste noch reichlich zu sich nimmt und endlich wenden wir unseren Kiel nach Norden. Unseren schwerkranken Reisegefährten haben wir leider hier im Militärlazareth zurücklassen müssen, doch ist Hoffnung auf seine Wiederherstellung gegeben. Wie schrecklich muß das dem Kranken sein, so ganz sich selbst überlassen unter fremden Menschen und Verhältnissen ungewisser Zukunft entgegen zu sehen! Den Angehörigen wird ja, um sie nicht unnöthig zu beunruhigen, der wahre Zustand verschleiert. Adieu, Java, wir werden uns wohl nicht mehr wiedersehen! Ich habe kein Rhinoceros oder Tapir mit dem Regenschirm umgebracht! Einen Tiger nur gehört, mäßigen Thee und sehr guten Kaffee bekommen, unbeschreiblich gepfefferte Sachen essen müssen, aber herrliche Bäume und Pflanzen gesehen! Seuerspeiende Berge, javanische Suttane, Affen an meiner Seele vorüberziehen lassen! Ich wünsche den Holländern alles Gute und scheide mit der großen Befriedigung, hier gewesen zu sein! Ich will es auch nicht mehr wiederthun! . . .

In der ersten Cajüte sind wir drei Weltreisende allein, nur ein Holländer geht mit nach Europa, um eine Kaffeeplantage in Sumatra zu finanziren, d. h.

so viel Menschen wie möglich zu finden, die eine Aktie mit 500 Francs kaufen, auf die Versicherung hin, daß es schon mal Kaffeeplantagen gegeben hat, die 30 Prozent abgeworfen haben. Mit dem Kaffee ist es nämlich eine eigene Sache! Erstens verträgt er keinen künstlichen Dünger, sondern gedeiht nur in jungfräulichem Naturboden. Nach einigen Jahren degenerirt die Pflanze, und auch der Boden ist dann so ausgesogen, daß er für Kaffee nicht mehr zu gebrauchen ist. Um solch guten Boden zu gewinnen, wird z. B. in Sumatra ein Stück Urwald abgebrannt; man läßt die verkohlten Stämme stehen, damit die neu eingepflanzten Kaffeesträucher mehr Halt haben, und schützt sie noch durch Anpflanzungen von den Kaffee etwas beschattenden Sträuchern. Mit dem Brand ist Rhinoceros und Elephant von der Gegend verscheucht, der Tiger aber beobachtet aus dem Hinterhalt so viele neue Menschen und wenn er glaubt, daß sie nicht alle gezählt sind, holt er sich einen. Vögel und Affen aber verkünden seine Gegenwart, wodurch man sich leichter gegen ihn schützen kann, da er selten direct angreift.

Es kommen zuweilen Bataker nach Delhi mit Gummi, arbeiten auch kurze Zeit für Geld in den Plantagen. Sie gehen dann aber dennoch uncivilisirt nach ihrem Lande zurück, tödten jeden Europäer, der sich dort sehen läßt und fressen ihn auf. Es ist ganz gebräuchlich, die ältesten Leute in der Familie, wenn

sie unbehilflich werden, aufzufressen, die Verwandtschaft wird dazu eingeladen.

Der französische Capitain zeigt uns das Bild aus der monde illustrée, wo unser Kaiser in Metz die Galawache abschreitet und wiederholt in allen Tonarten: Il y a de quoi — il y a de quoi.

Sonntag, 22. October. Auf der ganzen Reise haben wir schon eine stattliche Zahl Sonntage auf dem Wasser zugebracht. Diesmal ist kein Missionär auf dem Schiffe, die Fahrt geht ruhig und glatt von Statten. Mehrere Stunden hindurch passiren wir die Küste der Insel Banka, aus der die Holländer das vorzügliche Banka-Zinn ausbeuten. Augenblicklich werden die Revenuen von Holländisch-Indien noch stark durch die Kosten des Atjehkrieges in Sumatra beeinträchtigt, es tritt Einem aber hier doch der Gedanke nahe, ob die Krone Holland nicht weise thäte, ihren Schwerpunkt hierher zu verlegen. Ueber kurz oder lang sind diese Länder doch berufen, eine größere Rolle zu spielen, und die heutige Ausbeutung ist doch nicht viel anderes als ein Raubsystem, das die europäische Herrschaft nicht befestigt. Eine große Gefahr müßte mit der Ausmerzung der Chinesen beseitigt werden, die jetzt schon einen beträchtlichen Grundbesitz in ihre Hände gebracht haben und in allen Geschäften dem Gouvernement sehr bequem sind, weil sie schnell zahlen, dann aber als Pächter der Monopole das

Land aussaugen. . . . Morgen früh sind wir wieder in Singapore, fahren Dienstag auf der Oceania von dort nach Ceylon, wo wir Sonntag ankommen sollen.

So eben ist wieder ein feierlicher Reiseabschnitt eingetreten, indem wir zum zweiten Mal den Aequator passiren. Vielfach bedeckter Himmel hatte uns überhaupt die Stunden kurz zugemessen, wo wir uns am Sternhimmel der südlichen Hemisphäre hätten erfreuen können. Die Zahl der Sterne ist geringer als bei uns. Dagegen sind sie mehr durch helleres Licht ausgezeichnet, worunter der Stern des südlichen Kreuzes obenan steht. Die Mondsichel steht nicht wie bei uns aufrecht, sondern hier in den Aequatorialgegenden liegend. Die Hitze hat mich hier niemals belästigt, wenn es aber mal gründlich warm wird, tröstet man sich mit dem Gedanken, daß Ende October zu Haus schon eingeheizt werden muß.

Montag, 23. October. Singapore! Also wieder im Hotel Europe! Eine Menge Menschen begrüßen uns wie alte Bekannte. Agenten mit neuen Zeitungen, Billets für die Fahrt nach Ceylon, Propositionen zu Wetten für die Rennen, die morgen hier statthaben sollen. Chinesenschneider, Malayen mit bunten Vögeln, Affen, geldwechselnde Inder, Händler mit Blumen, Früchten und Eis — Rickschahs, Karren mit Zebukühen für das Gepäck, Wägelchen mit den kleinen Pferdchen — alles das muß erst eins nach

dem andern erledigt werden! Die Koffer sind da, die zurückgelassene Wäsche in Ordnung, ein paar kleine Commissionen besorgt, Bad und Tiffin genommen. So erfreut man sich wieder einmal der gesammten englischen Colonie vis à vis in den lawn tennis grounds, des Corso's am Meeresufer und all' der Eindrücke, welche deutlich genug darauf hinweisen, daß man sich wieder in der Heerstraße und dem Weltverkehr befindet, ein Gefühl, das Einem in Java etwas abhanden gekommen war! Unseren hier zurückgelassenen Patienten fanden wir leider nicht in dem erwünschten Zustand und müssen wir denselben weiterer ärztlicher Pflege überlassen. Wir drei setzen morgen auf der „Oceania“ unsere Fahrt nach Ceylon fort.

Ein eigenthümliches Zusammentreffen hatte ich hier mit meinem früheren Adjutanten von Arnstedt, der seit 11 Jahren bei Delhi auf Sumatra Verwalter einer Tabaksplantage ist. Es freute mich, von ihm zu hören, daß es ihm gut ging. Singapore sollte überhaupt die Insel des unvermutheten Wiedersehens heißen, denn jedes Schiff bringt Bekannte, an die man schon mehrere Menschenalter nicht mehr gedacht hat. Die preußische Armee war heute durch vier Herren vertreten, die in Potsdam und Berlin auch nicht daran gedacht haben mögen, einmal hier Kaffee pflanzen zu müssen. Alle haben Heimweh, und der Eine wäre selbst bei uns zum abschreckenden Beispiel

7

für junge, leichtsinnige Officiere wieder angestellt geworden!

Auf der Straße werden die schönsten Taschenspielerkunststücke gemacht. Ein Mann mit einem Sack und kleinem Korb läßt darin seine ganze Familie verschwinden, spießt Kinder, köpft seine Frau und macht dazwischen sehr überraschende Kunststücke und alles für 10 Cents. Es ist gar nicht zu beschreiben, wie wenig unterhaltend das holländische Wesen auf den Sundainseln gegen das lustige Singapore ist! Mit jedem Tage, den man länger in Singapore weilt, wächst der Ort an Ausdehnung und Bedeutung. Heute ist ein großes Fest der Hindu, und alle Klings, d. h. Leute von der vorderindischen Halbinsel, in erregter Bewegung.

Heute sieht man die schwarzen, schlanken Gestalten nicht Wege und sonst schwere Arbeit machen, sondern mit einem hellfarbigen Schleier über der Schulter strömt alles mit Frau und Kind zum Tempel. Die sehr dunkelbraunen Frauen tragen Ringe um die Hand- und Fußgelenke, schraubenartige Knöpfe durch die Nasenflügel, und alle Hindu haben heute auf der Stirn ein Goldblättchen, als Zeichen, daß sie vor dem Altar des strafenden Gottes Absolution erhalten haben. Im Tempel drängt sich alles nach dem Hauptaltar, um diese Blättchen zu erbitten. Vom Niederwerfen in den Schmutz sehen die Gläubigen

auch sehr schmutzig aus. Im Tempelhof ist an etwa 20 Stellen grausam barbarische Musik aus Pauken und einer Art sehr lauten Musette. An jedem dieser Orte wird eine widerwärtige Albernheit getrieben, um die Bewunderung der Umstehenden zu erzwingen. Hier sticht sich einer Nadeln ins Fleisch, dort treibt sich ein Frommer einen Nagel mit dem Hammer in den Schädel, daneben geht einer auf Holzschuhen, die mit scharfen Nägeln nach oben besetzt sind — dort wirft sich ein begeisterter Kerl mit dem Kopf zuerst die steinernen Treppenstufen herab. Ein anderer spickt sich mit Dolchen, daß er wie ein Stachelschwein aussieht.

Bis zum vorigen Jahre hatte man ein Bett von glühenden Kohlen, 1 Fuß hoch, 10 Fuß breit und 20 Fuß lang aufgeschüttet, da gingen denn Leute mit nackten Füßen darüber hin und wurden fürs Leben zum Krüppel. Nur ganz besonders heiligen Männern, die vorher ihre Füße in Oel getränkt hatten, schadete diese Procedur nichts. Eine dumme Frau mit einem Kind auf dem Arm fiel im letzten Jahre hin und verbrannte elendiglich. Seitdem haben die Engländer das Kohlenbett verboten.

Um 6 Uhr Abends begann ein Festzug durch die Stadt, der bis um 10 Uhr dauerte. Wohl zehn bis zwölf Festwagen, reich mit Goldflitter-

7*

figuren, Menschen und Musik ausgestattet und brillant erleuchtet, wurden von Zebuochsen gezogen und der ganze Zug durch zahllose Fackelträger begleitet. Die Figuren sehen sehr nach der Kinderstube aus, und seit Tausenden von Jahren scheint sich davon nicht viel verändert zu haben. Die ganze Stadt war in Bewegung, und da die Hindu hier in der Minderzahl gegen die Mohamedaner und Chinesen sind, machen sie die größten Anstrengungen, um durch solchen Aufzug ihr Ansehen zu heben.

Dienstag, 24. October. Alles vergeht, nur der Wechsel ist beständig! Die französische Mail aus Saigoon nach Marseille dampft soeben in den Hafen. Das schöne Schiff heißt „Oceanien". Wir werden damit um 6 Uhr Abends weiter fahren, um es nächsten Sonntag in Ceylon wieder zu verlassen. Heute ist noch manches zu thun; die Koffer müssen umgepackt und expedirt werden, dann ist heute hier der erste Renntag, Photographien müssen noch completirt werden, kurz, für einen Holländer wäre das eine unbegrenzbare Fülle von Thätigkeit!

So eben werden wir benachrichtigt, daß ein Chinesen-Begräbniß eines mehrfachen Millionairs stattfindet. Wir fuhren sofort hin, fanden etwa drei Kilometer bis zum Trauerhaus den ganzen Leichenzug bereits geordnet stehen. Vor dem Hause

stand der Sarg in einer bunt mit Spiegeln und Flitter geschmückten Tragbahre, umstanden von den ganz weiß gekleideten Leidtragenden und etwa 100 in hellem Kaffeebraun verhüllten Klageweibern. Man nöthigte uns in das Haus. Die riesigen Räume mit in Buchsbaum geschnitzten Wänden hatten überall offene Blicke in den schattigen Garten oder bedachte Hofräume. Das Bild des Verstorbenen, in europäischer Art in Oel gemalt, war der einzige Schmuck im Haus. Ueberall waren weiße Papierstreifen kreuzweise über einander geklebt. In den Gallerien standen runde Tablets mit in Fett und Syrup gebadeten Leckereien. Wo Fisch oder Fleisch war, kündigte es sich bereits vorher durch den Geruch an. Auch konnte man nicht unterscheiden, ob man geröstete Bananen oder Mäuse sah. Schreibtisch und Schlafzimmer waren in europäischem Geschmack montirt. Wir gingen nun drei Kilometer durch den ganzen Zug, der aus 2 bis 3000 Menschen in etwa 20 Gruppen bestand, die um getragene Tempel, Pagoden, Costümfiguren, Baldachinen und Fahnen, mit etwa 20 Musikcorps und etwa 500 Reitern, gebildet waren. Die Tempel waren Kunstwerke der Holzschnitzerei und Vergoldung, die Stickereien der Fahnen von einem Reichthum der Farben und Formen, wie ich kaum früher etwas ähnliches gesehen. Ebenso die Priestergewänder. Der Oberbonze ging ganz in

Goldbrokat. Die Musik bestand aus Pauken und Becken, selbst alle Reiter führten Becken. Es wurde ein Heidenlärm vollführt. Alle Chinesen gingen in weiß, mit weißen Tüchern auf dem Kopf, die Zöpfe weiß eingeflochten. In dem ganzen Zuge aber sprach sich nicht allein eine besondere Befriedigung aus, sich in solcher Pracht und solchem Reichthum zeigen zu können, sondern es hatte geradezu eine große Heiterkeit Platz gegriffen, die sich natürlich auch der unbetheiligten Zuschauer bemächtigte. Aber selbst in China hatte ich nichts ähnliches von Pracht gesehen. Es wäre der Mühe werth gewesen, die Reise von Europa hierher, nach Singapore, zu machen, blos um gestern das Hindufest mit der Abendprocession und heute das Chinesenbegräbniß gesehen zu haben! Beides denkwürdige Eindrücke der Weltreise! Der Chinese war vor vier Monaten gestorben, hatte 25 000 Dollars für sein Begräbniß ausgesetzt – daher die langen Vorbereitungen zu dem großen Pomp!

Ihm gehörten 30 Dampfboote, die sich hier in Ost-Asien umher trieben, er hinterläßt drei Frauen und sieben Kinder und sehr bedeutende Einkünfte. Sein ältester Sohn führt die Geschäfte weiter. Uebrigens soll Wampon, der Opium-Chinese, noch viel reicher sein, als dieser todte Ki-zing. Man sagt, wie schon erwähnt, Wampon zahle dem englischen

Gouvernement monatlich 80000 Pfund Sterling für die Berechtigung des Opiumhandels.

Zeitig Nachmittag war ganz Singapore wieder in Bewegung, Equipagen und Rickschahs in ununterbrochener Reihenfolge strömten nach dem Rennplatz hinaus. Nachdem ich den Auszug hatte Revue passiren lassen, begab ich mich selbst dort hin und war überrascht, auf dem reizend gelegenen und musterhaft eingerichteten Platz zwischen 15 und 20000 Personen zu finden. Drei Tribünen waren gänzlich besetzt. Die eine mit Sport-Koryphäen, die andere mit Damen der Colonie und die dritte mit Eingeborenen. In letzterer sah man sehr schöne Costüme und Schmucksachen, der große Fond wurde jedoch durch elegante Chinesen gebildet.

Im Singapore Herald war schon in der Morgenausgabe zu lesen, Mss. M. würde einen ganz neuen Pariser Hut von grüner Farbe creiren, Mrs. einen Sonnenschirm tragen, der im Besitz der Kaiserin Eugenie gewesen sei und dergleichen aufregende Ankündigungen mehr. Die Auffahrt war sehr elegant; der Gouverneur, der Sultan von Johore und einige andere Rajahs excellirten in eleganten Equipagen, wie auch einige Chinesen-Millionäre. Auf dem ganzen Platz herrschte die weiße Farbe vor, nur unterbrochen durch die farbigen Sarongs und Turbane der Eingeborenen. Es fanden sechs Rennen statt um Preise

bis zu 1000 Dollars. Eins für einheimische und eins für australische Pferde, ein Herrenreiten und auch Ponyrennen. Unter den Jockeys waren farbige Bengalen und auch ein bezopfter Chinese. Die Hauptconcurrenten waren der Sultan von Johore und der Opium-Chinese. Das australische Pferd kann ich nur dem ostpreußischen vergleichen, es machte einen sehr vortheilhaften Eindruck. Unter den Ponys stehen die Bataker oben an. Die ganze Sache hatte einen durchaus correcten, eleganten Zuschnitt und bildet für die Gesellschaft in Singapore eine sehr angenehme Unterhaltung. Der Totalisator war sehr frequentirt und überall, wo es was zu rechnen gab, natürlich Chinesen angestellt.

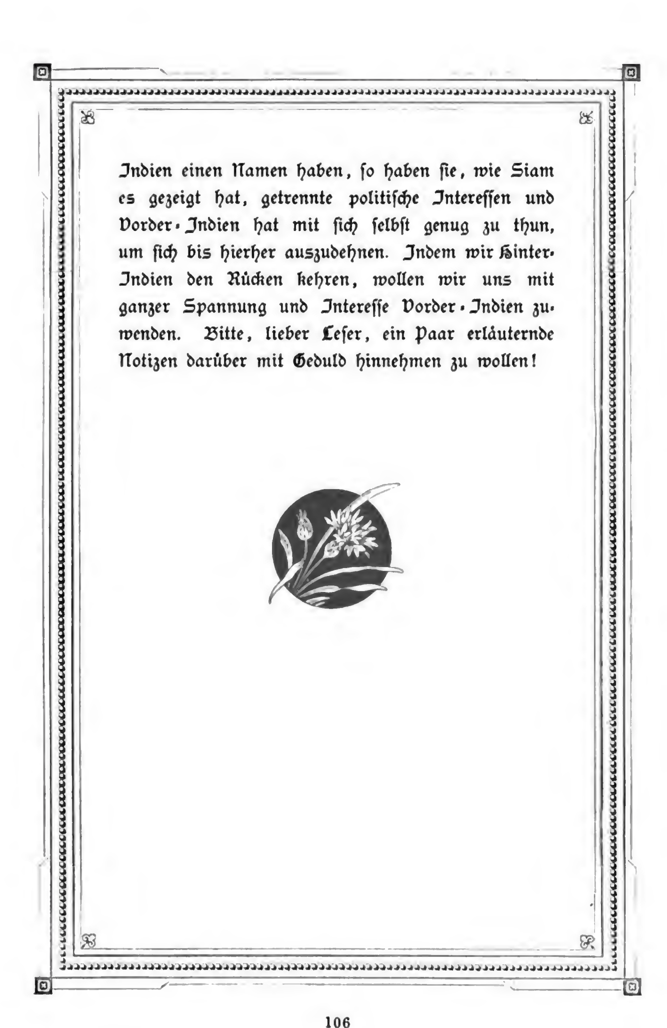
Spät am Abend begaben wir uns auf das französische Messagerieschiff Oceanien, fanden dort mehrere Reisebekannte aus Hongkong und Batavia und versuchten, in den schönen geräumigen Cabinen zu schlafen. Es war ein Traum, denn bis sechs Uhr des Morgens wurde Reis eingeladen mit dem durchaus dazu nöthigem Geschrei, Gepfeife, Dampfkettengerassel!

Mittwoch, 25. October 8 Uhr früh war alles fertig. Zahllose braune Knaben in leichten Böten umschwärmten das Schiff und tauchten nach jeder ins Wasser geworfenen Münze. Zwei große Dampfer liefen ein, der Oxus aus Europa, ein anderer

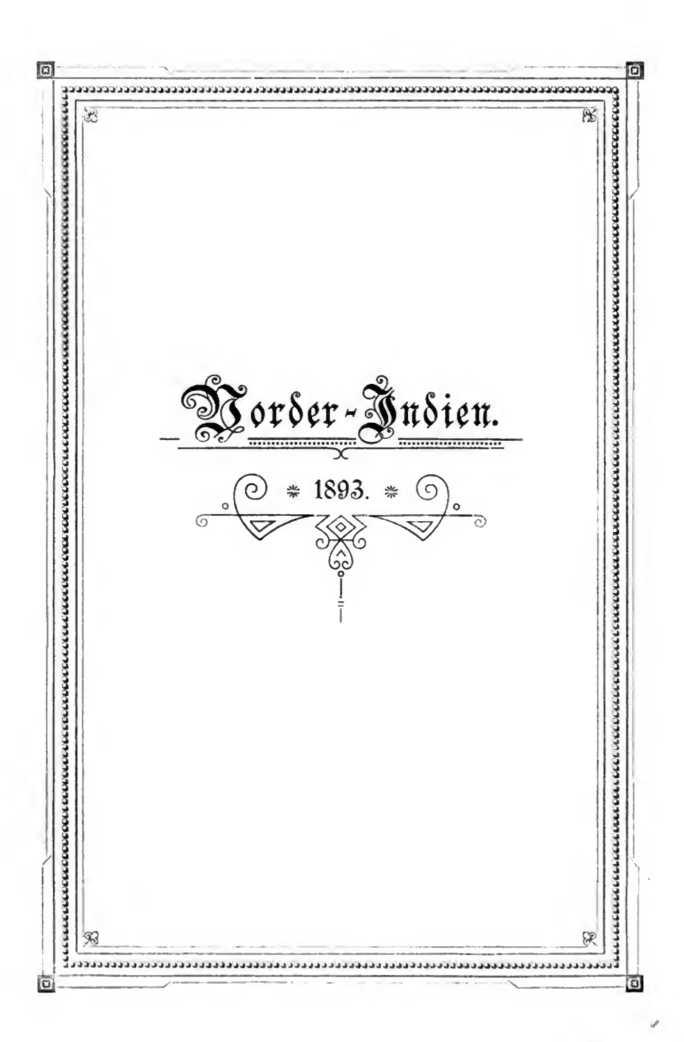
aus Hongkong. Fertig zur Abfahrt lag neben uns der Bataviadampfer und der, welcher über die Philippinen und Neu-Guinea nach Australien geht. In Waaren und Menschen ist ein stetes Kommen und Gehen – alles in der Jagd nach dem Glück – wo wird das erstrebte Ziel sein? Endlich nach langem Besinnen setzt sich „Oceanien" in Bewegung.

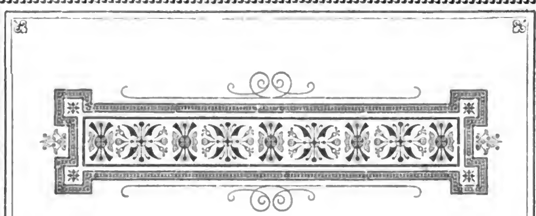
Wir verlassen Singapore, das uns sehr angenehm erschienen war, wir verlassen Hinter-Indien, mit dem Gefühl, niemals wieder hierher zurückzukehren und der Befriedigung, der Heimat uns zu nähern! Sechs Tage und sechs Nächte brauchen wir, um Ceylon zu erreichen. Das ist eine Fahrt fast wie über den atlantischen Ocean! Alles hat hier einen durchaus internationalen Anstrich. Merkwürdigerweise sind nur wenig Engländer auf dem Schiff und die, welche da sind, kommen aus Shanghai und Hongkong. Mehrere Franzosen aus Tongking, stark vom Fieber angekratzt, und Holländer aus Batavia kehren nach der Heimat zurück. Jedes Kind hat eine Wärterin vom andern Stamm. Das ganze Deck ist mit Liegestühlen bestellt; die Gesellschaft aber bleibt sich fremd, da es hier auch Sitte ist, an kleinen Tischen zu beliebiger Zeit seine Mahlzeiten einzunehmen.

Hiermit wäre also wiederum ein Abschnitt in der Weltreise eingetreten, denn wenn auch beide



Indien einen Namen haben, so haben sie, wie Siam es gezeigt hat, getrennte politische Interessen und Vorder-Indien hat mit sich selbst genug zu thun, um sich bis hierher auszudehnen. Indem wir Hinter-Indien den Rücken kehren, wollen wir uns mit ganzer Spannung und Interesse Vorder-Indien zuwenden. Bitte, lieber Leser, ein Paar erläuternde Notizen darüber mit Geduld hinnehmen zu wollen!


Vorder-Indien.
1893.



Man betrachte Vorder-Indien als zwei Dreiecke, die so aufeinandergestellt sind, daß die Spitze des einen nach Norden, die des andern nach Süden gerichtet ist. An der Südspitze hängt Ceylon. Die Entfernung von der Nord- bis zur Südspitze ist wie die von Stockholm bis Palermo; der Querdurchschnitt wie von Ostende nach Constantinopel. Ceylon ist so groß wie Ostpreußen. Das untere Dreieck, die Vorderindische Halbinsel, scheint in Formation und Culturverhältnissen älter zu sein als das obere Dreieck, welches vulcanisch mehrfachen noch späteren Wandlungen unterworfen gewesen ist. Die nordöstliche Dreieckseite wird durch den Himalaya gebildet. Der Name ist „Schneegebirge". Es stellt sich von Norden her in einer zusammenhängenden Reihe von etwa acht Gebirgsgruppen dar, die mit Paßhöhen von vierzehn bis achtzehntausend Fuß beginnen und, nach Südost

unzugänglicher, in den Spitzen fast die doppelte Höhe erreichen.

Dieser Gebirgsstock ist doppelt so hoch als unsere Alpen und sechszehnmal ausgedehnter. Nachdem diese Formation unter den schrecklichsten Wehen stattgefunden hatte, was man in der Zerklüftung und Durcheinanderwerfung der Schichten erkennt, fand später eine neue vulkanische Umwälzung statt, die nunmehr nordöstlich des Himalaya auf der tibetanischen Seite die mächtige Gebirgsparallelkette schuf, zwischen beiden das trennende Hochthal zurücklassend. Diese Eruptionen müssen so gewaltig gewesen sein, daß durch sie ganz neue Bodenverhältnisse geschaffen wurden, die vielleicht Völker nöthigten, die sonst üppigen Landschaften zwischen Indus und Ganges und der Wüste Gobi zu verlassen und neue Weideplätze zu suchen. Vielleicht liegt hier der erste Anstoß zu den großen Völkerbewegungen der späteren Jahrhunderte. Die Schneegrenze im Himalaya liegt fast in 15000 Fuß Höhe, und es zeigt sich eine reiche Vegetation bis in einer bei uns nicht gekannten Höhe. Merkwürdigerweise steht das in umgekehrtem Verhältniß zum Thierleben, da dieses seinen Aufenthalt in den unfruchtbaren Steppenebenen und Djungeln zwischen Ganges und Indus gefunden hat. Der Fuß des Himalaya ist reich durch Waldungen bedeckt, die durch die Feuchtigkeit, die ihnen der Monsoon bringt,

reichliche Nahrung bescheeren. Das Hochgebirge fängt diese Feuchtigkeit für sich ab und läßt hinter sich Tibet und Pamir verdorren.

Ziemlich in der Nordspitze des oberen Dreiecks entspringt der heilige Ganges und der Indus, beide etwa 400 deutsche Meilen lang, an der Mündung drei bis fünf Kilometer breit und etwa zwanzig Fuß tief. Der Ganges fließt am Fuße des Hymalaya, führt durch seinen und den Lauf seiner Nebenflüsse durch lehmigen Boden dicken Schlamm mit sich, ist wie der Indus von der Quelle an mit Tempeln geschmückt, wird überall bewallfahrtet, mit Leichen angefüllt; sein Wasser zu trinken und in ihm zu baden ist religiöse Ceremonie, und in ihm zu sterben sichere Garantie, ins Himmelreich einzugehen. Am Indus leben die Leute im Indus. Mehr auf Flößen und Böten als in Häusern. Der Himalaya im Osten und der Indus im Westen sind wirkliche Landesgrenzen. Eine Gefahr des Eindringens fremder Interessen liegt nur im Norden. Den nichtigen Vorwand muß das Kabel hergeben. In Penshavr endigt das Eisenbahnnetz; die Russen sind den Engländern dort schon dicht auf den Leib gerückt und schaffen unentwegt Kriegs-material und Soldaten hin. Gladstone ist im Stande, sie noch freundlich einzuladen, näher zu treten. Es wohnen in Vorder-Indien 250 Millionen Einwohner, das ist so viel wie in ganz Europa außer Rußland.

Die Ureinwohner, die Arboriginer, waren eine schwarze, uncivilisirte Rasse, von der sich im Ganzen noch etwa 20 Millionen mit etwa 40 Sprachen vorfinden mögen, wurden sehr früh durch arische Völker besiegt, verjagt und in abgelegene Gebirgsthäler verdrängt, wo ein Theil von ihnen noch bis auf den heutigen Tag in halb wildem Zustand seine Existenz fristet. Es giebt davon Stämme, die das Feuer nicht kennen, mit Steinwaffen jagen und unbezwingliche Scheu vor andern Menschen haben. Die eingewanderten Arischen Völker nannten sich Hindostani, brachten Gesetze, Religion und Künste mit, gruppirten sich in Stammverbände, vermischten sich, bildeten das Kastenwesen aus und wurden durch Stammfürsten beherrscht. Vor 400 Jahren fand dann die arabische Ueberfluthung statt, welche den Mohamedanismus über das Land verbreitete. Die Hindostani brachten den Brahmaismus mit Brahma, dem schaffenden, Wishnu, dem erhaltenden und Shiva, dem zerstörenden Geist. Da letzterer allein nur zu fürchten ist, wird ihm die meiste Aufmerksamkeit gewidmet, werden ihm die Tempel, die Opfer, die Ehrenbezeugungen geweiht. 150 Millionen Menschen bekennen sich zu diesem Glauben. Dieser Glaube hat eine ungeheure Zahl von Secten und Kastenabzweigungen hervorgerufen. Es würde zu weit führen, alle der Fakire und Selbstmärtyrer, Gebräuche, Ceremonien und gegenseitigen Verfolgungen

zu erwähnen, mit denen man Bücher anfüllen könnte. In Indien giebt es etwa 40000000 Mohamedaner mit einer sehr großen Zahl verrückter Derwische. Christen sind hier etwa eine Million Menschen. Juden giebt es hier etwa 10000, Parsen 80000. Es ist das eine sehr abgeschlossene strenge Secte, die sogar einmal einen kleinen Staat für sich bildete. Sie nehmen hier die Stellung wie bei uns die Juden ein, d. h. da sie besser rechnen können wie die andern, sind sie die Leute, welche alle Geldgeschäfte in Händen haben. Sie sollen darin sogar die hier vorhandenen 15000 Chinesen übertreffen.

Daß es hier wunderbare Gebräuche giebt, ist ja bekannt. Bei den Radschputen sind die Eltern verpflichtet, der zu verheirathenden Tochter eine große Ausstattung zu geben. Um diesem Uebel aus dem Wege zu gehen, werden daher vielfach die Töchter umgebracht. Die Wittwenverbrennung haben die Engländer zwar verboten, doch findet sie bis heute hier und da statt. – In Nepal giebt es bei den Geburten so sehr viel weniger Mädchen als Knaben, daß dort oft vier Brüder zugleich ihre Schwester heirathen, falls der verwittwete Vater die Tochter nicht selbst zur Frau nimmt. Niemals darf mit der linken Hand gegrüßt oder gegessen werden. Das Kastenwesen beherrscht einschneidend alle Lebensverhältnisse, was man am besten daraus erkennen mag,

daß in einem Bengalischen District, der von 800000 Hindus bewohnt ist, nur 8 % reinen Stammes sind. 46 % waren unrein, 18 % sehr niedriger Abkunft, 26 % Ausgestoßene. Es giebt in Indien gegen zwei Millionen Brahminen geistlichen Ansehens. Unter diesen wieder stehen die am höchsten, die ihre Herkunft aus dem Norden Indiens nachweisen können. Ein solcher Priester würde in seinem Tempel nie einem anderen Priester gestatten, zu celebriren. Ein Mann einer niederen Kaste darf nie das Haus eines Mannes höherer Kaste betreten, nie seine Trinkschaale berühren. Der in der Kaste höher Stehende behandelt den tiefer Stehenden nur als Sclaven oder gar nicht.

Man zählt in Indien gegen 200 Sprachen; die Grundsprache ist das Sanskrit, das heute nur von gelehrten Philologen gelesen wird; diese aber haben aus in alten Tempeln aufbewahrten Schriftstreifen uns eine Fülle von so wichtigen und interessanten Einblicken in die alte indische Cultur gegeben, daß uns damit Jahrtausende erschlossen sind, die in tiefem Dunkel lagen. Das Schauspiel „Vasantasena", das die Königliche Bühne in Berlin giebt, schrieb ums 2000. Jahr ein indischer König, und es ist in den Grundgedanken von solch ergreifender Wahrheit, daß es heute noch denselben Werth hat. Völkergemisch und Zeit hat aus dem alten Sanskrit eine fast neue Sprache

gebildet, in der man Wurzeln aus fünfzig anderen heraushören kann.

Für das Auge ist es ebenso anregend wie reizvoll, an den begegnenden Gestalten die zahllosen Stämme herauszufinden, die Indien bewohnen. Die Bengalen scheinen ein ganz besonders körperlich bevorzugter arischer Volksstamm zu sein. Nach dem Süden und den Bergen hin wird die Bevölkerung schwächer und schwärzer, und unter ihnen wiederum giebt es unglaublich viele Abstufungen. Dazu kommt die Verschiedenheit der Tracht, der Geberde und des Ausdrucks, und so wird jede Gruppe von Menschen, die man sieht, zu genußreichem Studium.

Eine wirkliche Landplage sind die wilden Thiere, und von Seiten der Regierung werden daher für deren Tödtung bestimmte Prämien gezahlt. Die amtliche Bekanntmachung in diesem Jahre sagt, daß Prämien gezahlt sind für Tödtung von 1215 Tigern, 2043 Panthern, 574 Bären, 414 Wölfen. Ueber 400 Personen wurden in diesem Jahre von wilden Thieren zerrissen und 9000 Personen, von denen gegen 800 vergiftet starben, von Schlangen gebissen. Es giebt mehr als 200 Arten von Schlangen, von denen 33 Salzwasserschlangen giftig, die übrigen Süßwasserschlangen nicht giftig sind. Mehrere Hirscharten, wie der Sambor und Axis, und mehrere Antilopenarten, worunter das Nilgau, werden in den Dschungeln

gejagt. Die schwarze Antilope im Quellgebiet des Indus und Ganges gilt als heilig.

Das nützlichste Thier ist jedenfalls der Elephant. Es giebt davon eine Gattung mit und eine ohne Zähne. Sie kommen an verschiedenen Stellen in Indien bis Ceylon vor. Die meisten aber finden sich im Südende des Himalaya. Es werden dort in Balkenkoppeln mit Futterplätzen und zahmen Elephanten jährlich an 200 gefangen und abgerichtet. Der Elephant trägt Lasten von 50 Centnern, verrichtet die schwersten Arbeiten und dient außerdem noch zum Prunk bei festlichen Aufzügen und Tigerjagden. Ein Arbeitselephant wird hier mit 2000 Mark bezahlt. Ein anderes nützliches Thier ist der Tschitah oder Jagdpanther. Er wird häufig an der Indusmündung gefunden, gewöhnt sich schnell an den Menschenverkehr und ist unschätzbar wegen seiner unglaublichen Schnelligkeit und seines Jagdinstinkts. Papageien finden sich aller Orten, auch Adler und Geier sind zahlreich. Im Himalaya lebt der Condor, daselbst giebt es auch einen sehr schweren Steinbock. Kein Tigerschrecken aber ist so groß, kein Kampf so hart als die Abwehr der Millionen Insekten, die aus Neugier, Bosheit oder Nahrungssorgen im Lande den unbefugten Reisenden überfallen, Koffer, Kleider, Ohren, Nase sind stets angefüllt mit dem Gesindel. Kampferbeutel reizen nur ihre Wißbegier.

Die Arme werden zu Windmühlenflügeln, aber Abhülfe schaffen sie nicht. Nach jedem Regen thut man gut, den Fußboden einer Musterung zu unterwerfen und durch Eingeborne festzustellen, was da von umherkriechendem Gethier schädlich ist und was nicht. Indische Pracht, Stoffe, Weihrauch, Edelsteine und Perlen fanden ihren Weg in die ganze Welt, und Habsucht warf neidisch seine Blicke auf die Quelle all dieses irdischen Glückes. Mit Aegypten, Rom, später mit Venedig, fand Handelsaustausch statt. Alexander der Große drang bis an den Indus vor, Mongolen standen an der Nordgrenze, Araber überschwemmten das Land. Napoleon plante 1799, nach Indien vorzudringen, und nachdem alle schifffahrenden Nationen Gastrollen gegeben hatten, hat England wie ein Polyp mit 100 Armen und 1000 Saugnäpfen daran in Liebe umfaßt und preßt es in Liebe, so daß es gänzlich mit ihm zusammengewachsen ist. Wollte man es von seiner Beute trennen, so würde es selbst verbluten müssen. Die englische Macht ist der indische Reichthum. Bis 1858 war die englisch-ostindische Compagnie im Besitz des Landes. Dann ging es auf die englische Krone über, die sich durch einen Vicekönig in Kalkutta vertreten läßt. Der jetzige ist Sir Norman.



Ceylon.

Die Insel wurde durch einen Heerführer erobert, der den Beinamen Singha, der Löwe, führte. Die Griechen machten daraus Selai, die Portugiesen Selan. Wir schreiben Ceylon. Die Eingebornen nennen die Insel Lanka-diva, werden aber selbst Singhalesen genannt.

Die Durchmesser der eiförmigen Insel sind 40 bis 50 deutsche Meilen, mit drei Millionen Einwohnern. Im Norden ist sie durch die wegen der Felsriffe für Schiffe unbefahrbare Palksstraße von der vorderindischen Halbinsel getrennt. Der mittlere Theil der Insel erhebt sich als Granitgebirgsstock mit dem Adamspik bis zu 4000 Fuß Höhe. Die üppige Vegetation reicht bis zum Gipfel. Dieser geschlossene Gebirgsblock ist durch ein überaus fruchtbares, breites Ufergelände umgeben, wo sich urwaldartige Tropenwälder hineinziehen; Bäche und Flüsse befruchten jeden Fuß breit der Ebene und bilden in den wildzerklüfteten, tief eingeschnittenen Bergthälern zahllose romantische Bilder. Der größte ist der Ganga, in den Dimensionen

der Themse, steigt und fällt aber bis zu zehn Meter. Auf der Spitze des Adamspik ist ein fußartiger Eindruck im Granit zu bemerken, dessen sich die Legende erbarmt hat und ihn von Adam herrühren läßt, als er das Paradies Ceylon hat verlassen müssen. Andere beschuldigen Buddha dieses Fußtritts. Die Berge machen die Wetterscheide. Der Monsoon bringt überreichlichen Regen auf die eine Seite der Insel, die er bestreicht, die andere Hälfte hat dann trockene, große Hitze. Nach sechs Monaten tritt der Wechsel ein.

Das Ungeschick der Eingeborenen, die Schätze ihrer Heimat zu verwerthen, hat ja die Mitwirkung der Fremden nöthig gemacht. Nunmehr aber wird ihnen ein bischen reichlich geholfen, so daß die Fremden mehr davon haben als die Einwohner. Es werden 300000 Centner Eisen, Salpeter, Salz, Alaun in Massen ausgeführt. Reis, Baumwolle, Arrarout, Zucker, Kaffee, Thee, Zimmt, vor allem aber die schönen Hölzer, in über 400 werthvollen Arten, von denen über 30 nur zu Fournituren gebraucht werden. Wer kennt nicht die wundervollen Holz-, Elfenbein- und Metall-Mosaikarbeiten auf Sandelholz, die hier so schön und unglaublich billig gefertigt werden? In den Kokospalmwäldern trägt jeder Baum 80 bis 100 Kokosnüsse. Die Ananas ist fast werthlos. Schon der Name besagt es, denn Ana ist eine Münze, die etwa dem Pfennig gleichkommt. Die Frucht wächst an jedem

Grabenrand, sieht unreif, roth aus, schmeckt etwa wie eine Runkelrübe und hat nicht den aromatischen Geschmack unserer Treibhaus-Ananas. Der Ceylon-Kaffee soll jetzt der beste sein und zwar die männliche Bohne, die man daran erkennt, daß sie rundlich gewachsen ist, wogegen die weibliche so aussieht, als ob sie eine Hälfte einer durchschnittenen Bohne sei. Das ganze Land ist ein Zaubergarten mit Superlativvegetation. Alle Arten nehmen hier Dimensionen an, die in der Welt nicht wieder vorkommen und alles schafft sich Raum, zum Licht strebend, so daß man nur mit dem Ketang, dem Arbeitsbeil, vorschreiten kann. Areka, Dattel, Kokos, Wander-Palmen, der riesige Brodbaum, Dschamba und Kaschubaum, colossale Gummibäume scheinen jeder für sich den Platz zu beanspruchen. Dazwischen beeilt sich Kaffee, Zimmet, Pfeffer und Bethel, zufällige Zwischenräume auszufüllen, verwickeln sich aber in Lianen und Schlinggewächsen aller Art. Pittoreske Wurzelformationen der Riesenbäume ketten sich mit aus der Baumkrone nach unten treibenden Luftwurzeln, Farrenbäume bilden Gruppen über bemoostem Sumpf, die ältesten müssen viele tausend Jahre alt sein. Das alles ist durchsetzt mit Blumen, mit Blüten, mit Früchten und würzigem Duft. Theakholzwaldungen, durchsetzt mit Feigenbäumen, Magnolien, Mangusten, Rhododendren, Mandarinen — kurz ein wirkliches

Paradies, und wo das Auge hinfällt, eine neue Welt. In dieser Urwalddunkelheit versteckt sich noch ein Rest der Ureinwohner Jekko's, oder Vehda's genannt, mit fünf Affenarten im besten Einvernehmen und auf ziemlich gleicher Stufe der Bildung und Lebensbedürfnisse. Merkwürdiger Weise aber läßt sich in ihrer Sprache noch der rein arische Stamm und das Pali, das alte Sanskrit, erkennen. Schriftzeichen besitzen sie nicht. Der Elephant, Tiger und Panther, Büffel, Bär und zwei Hirscharten betrachten den Urwald als ihre Domaine. Von den Schlangen sind aber nur vier Arten giftig. Die Pythonschlange kommt hier bis vier Meter lang vor. Die Zweige schwirren voll bunter Vögel, die Luft voll Insekten und Schmetterlingen, der Boden voll Käfer und Ameisen. Pfauen, Fasanen, Tauben und Wasservögel beleben jeden Schritt in der Landschaft. Alles möchte man haben, um es mitzunehmen. Das wissen die Singhalesen auch sehr gut, denn wo man einen zu sehen bekommt, bietet er zum Kauf an, was nur die Insel hervorbringt. Am blühendsten ist der Handel mit Juwelen. In den sandigen, trockenen Flußbetten bei Anuradhapura werden mühelos gefunden: Rubine, Saphire, Katzenaugen, Granaten, Berille, Mondsteine und Topase. Die Farben sind blasser als bei den brasilianischen Steinen, die Behandlung absichtlich nachlässig, und der Schliff nach heutiger Technik un-

genügend. Die Leute, die es verstehen, kaufen verhältnißmäßig billig solche Steine, um sie in Amsterdam aufs Neue correkt schleifen zu lassen. In Kartenspiel, Pferdezucht und Reiterei habe ich noch Niemand gefunden, der sich nicht selbst für ein unfehlbares Licht der Weisheit hielte und auch in der Edelsteinkunde wird guter Rath mehr verschmäht als es gut ist. Das wissen die Singhalesen sich zum Vortheil auszubeuten, indem sie durch Agenten aus Paris, Hanau, Pforzheim, Unmassen von falschen Steinen in geschmackvollen, geringwerthigen Fassungen beziehen und stets mit Glück an kluge Reisende absetzen, denen erst zu Hause der Juwelier die Augen öffnet

Die Hauptbevölkerung der Insel sind Nachkommen der Sings oder Radschputen Hindostans, welche vor 2000 Jahren die Vehdas aus ihren Sitzen verdrängten. Sie bewahren noch ihre Kasteneintheilung, Religionsgebräuche und Sprache, die mit dem Sanskrit nahe verwandt ist. Der Buddhaismus wurde hier 254 durch Mehendra, den Sohn des indischen Königs Dhammoshoka, eingeführt, hat sich hier reiner in der Lehre als irgend wo anders erhalten, und zahlreiche Tempel und Ruinen zeugen noch von der Größe und Pracht der Bauten. Besonders erwähnenswerth sind die in Anuradhapura, Pollonarua und manche Tempel im Kandylande, wo sich noch viel ungehobene Schätze in

den Schriftsammlungen befinden. Pali- und Sanskritschriften sind mit Metallstiften auf Palmenblätter eingerissen. In Kandy wird nicht allein ein großes Heiligthum, ein zwei Zoll langer Zahn Buddhas, aufbewahrt, sondern für Geld sogar besonders opferfreudigen Gläubigen der Schatten Buddhas gezeigt. Auf dem französischen Schiff Oceanien war der mich bedienende Garçon aus Nonza beim Cap Corse in Corsica zu Hause. In der dortigen Klosterkirche zeigte uns ein Priester im Ornat für zwei Francs ein dunkelblaues Fläschchen, in dem sich etwas von der egyptischen Finsterniß befand. Wir alle beide lachten nicht, machten sehr fromme Gesichter. Ich gab ihm sogar noch einen Franc mehr und sagte ihm, diese Erfahrung wäre mir sogar 10 Francs werth. Ich bitte also, nicht über die Buddhisten in Kandy zu lachen!

Wer nach der Schweiz reisen will, schaffe sich einen Hut mit fester Krempe an, denn es ist nicht zu glauben, wie viel Berliner man dort findet — wer nach Ceylon fährt, versorge sich mit ein paar guten Regenschirmen, denn einer hält solchen Regen nicht lange aus. Etwa vor 400 Jahren fanden die Portugiesen die Insel in sieben unabhängige Sultanate zerfallen, welche heute noch die Provinzen darstellen, dann kamen die Holländer, zankten die Portugiesen heraus, bis 1796 die Engländer sie in ihren Besitz brachten. Ein Gouverneur, mit einem Beirath von

fünf natives, die nichts zu sagen haben, regiert jetzt und alle sind zufrieden.

Donnerstag, 26. October. Falb hatte uns gestern einen kritischen Tag versprochen. Man amüsirte sich darüber weidlich, da bis um 9 Uhr Abends das herrlichste Wetter war. Wir durchfuhren die Straße von Makassar und es ging so glatt wie auf Oel. Die unruhige, letzte Nacht hatte Viele schon ins Bett getrieben, als sich am Himmel Wunder und Zeichen bildeten. Wetterleuchten aus zerrissenen, schwarzen Wolken brachte Bewegung in das Schiff, dann entlud sich plötzlich unter heftigem Sturm ein starkes Gewitter, das stundenlang anhielt und eine Wassermasse vom Himmel auf das Deck ergoß, als sollte alles erweicht werden. Die meisten Passagiere waren wieder erschienen und sahen ganz verblüfft aus. Falb hatte wieder mal recht gehabt! Heute früh fuhren wir unter Nebelhornmusik und mehrmals wurde die Maschine abgestopft, weil man nicht mehr die Spitze des eigenen Schiffs sehen konnte. Mittags befanden wir uns in der Höhe von Penang, einer englischen Insel an der Küste von Malabar mit Bergformationen. Es ist Mode geworden, hier ein paar Wochen zur Erholung herzugehen. Linker Hand fahren wir noch an der Küste von Sumatra entlang und zwar an dem Theile, wo die bösen Atjeh's wohnen und immer noch nichts von den

Holländern wissen wollen. Ein holländischer Beamter hofft, daß der Krieg und Widerstand bald seinem Ende entgegengehen wird. Er sagt sehr richtig: „Wenn man schwach ist, muß man klug sein.“ Das Gouvernement zahlt dem einflußreichen Bruder des Sultans von Atjeh jährlich 100 000 Gulden, sieht es sehr gern, wenn er dies Geld in Paris und dem Haag verpraßt und hofft, den Sultan auch bald mit den Genüssen Europas bekannt zu machen. Der Residenz Atjeh gegenüber, an der Nordwestspitze von Sumatra, richten die Holländer mit fünf Millionen Gulden jetzt eine internationale Kohlenstation auf der Insel Wai ein, welche dadurch Singapore Concurrenz machen soll, daß man die Sumatrakohlen zu $^{2}/_{3}$ des bisherigen Kohlenpreises liefern will. Vor wenigen Wochen soll in Sumatra ein Orangutang-Affe geschossen worden sein, der von einer Vorderhand zur andern 3 Meter und 10 Centimeter Spannung hat. Er wird soeben für das Museum präparirt. Außerdem aber hat man einen Waldmenschen eingefangen, ihm Bogen und Pfeile abgenommen, ihn allen Beamten gezeigt, und ihn von mehreren Aerzten untersuchen lassen. Man hat ihn aber wieder in den Wald laufen lassen müssen, da er jede Nahrung versagte und hochgradige Furcht vor Menschen zeigte, dunkelbraun, fast schwarz, kraushaarig, stupide und scheußlich häßlich wurde er befunden.

Die Franzosen auf dem Schiff, die aus Tongking kommen, sind ungeheuer gehoben durch ihren Sieg über Siam. Sie sagen, dies wäre der erste Anstoß gewesen, die Engländer hier aus Indien zu beseitigen. Es hätte sich ja hinreichend gezeigt, daß es eine abgewirthschaftete Nation sei. Nicht die Republik Andorra hätte sich das bieten lassen! Kurz, wenn man so reden hört, denkt man immer, es wären Russen, die das sprächen. Im Wirthshaus theilen sich die beiden schon die Welt.

Freitag, 27. October. Wir laufen mit 14 Knoten. Das Schiff ist so groß, daß man gar nicht weiß, wer und was darauf ist. Morgens steigt am Steuerbord die Sonne auf, steht Mittags im Zenith und sinkt vor der Spitze des Schiffs Abends 6 Uhr ins Meer. Nicht fünf Minuten fällt ein Sonnenstrahl seitlich auf Deck. Das gestrige Salbwetter hat die Luft angenehm abgekühlt und den Himmel mit Wolken bedeckt. In den Cabinen aber ist es reichlich warm. Der größte Theil der Passagiere, auch Damen, geht in Sarong, Podjama's und barfuß auf Deck und schläft auch dort auf Strohliegestühlen. An der Küste von Atjeh sah man viele absichtlich eingerichtete Waldbrände, um Raum für Kaffee- und Tabakplantagen zu schaffen. Zur rechten Hand liegen uns jetzt die Inselgruppen der Nicobaren, wo die Leute sich ehrenvoll begrüßen, indem sie mit ihrer

eigenen Nase die des andern reiben. Weiter dahinter die Inselgruppe der Andamanen; beide im Besitz der Engländer. Hier sind Strafkolonien eingerichtet und alles, was in Ostindien nicht so will wie es der Vicekönig wünscht, wird zu beschaulichem Leben hierhergeschickt. Die Bevölkerung der Andamanen scheint der Rest jener Urbevölkerung zu sein, von denen man noch wenig Exemplare als Waldmenschen in Siam, Sumatra, Neu-Guinea findet. Eine verkommene, vier Fuß hohe Race, die mit dem Orangutang auf gleicher Bildungsstufe steht.

Salb hat Unheil angestiftet. Wir durchfuhren eine Stelle, die in beträchtlichem Umfang mit Balken, Schiffs- und Bootüberresten aller Art bedeckt war, und an einer Stelle so ölig aussah, als ob sich dort Petroleumgefäße entleert hätten. Die Seeofficiere meinten, hier dürfte im Nebel heute Morgen ein Zusammenstoß zweier Schiffe stattgefunden haben oder in der Nacht im Sturm ein Barkschiff gekentert sein. Mit Gottvertrauen oder leichtem Sinn setzt man sich auf jeden Kahn, und hui! gehts vorwärts, als könnte Einem niemals was passiren, trotzdem man täglich daran erinnert wird, daß das Wasser keine Balken hat.

Die großen Handelsinteressen spiegeln sich im Kleinen schon auf unserem Schiffe ab. England soll mit Gewalt umgebracht werden und zwar mit seinem

eigenen Geld. Kundige Leute, die Concessionen suchen oder haben, um in den holländischen Besitzungen Kohlen, Petroleum, Kaffee oder Tabak zu schaffen, gehen nach Paris, London, Hamburg, Berlin, um Gesellschaften mit je zwei bis fünf Millionen zu finden, weil sie sonst in gewisser Zeit die Concession verlieren. Franzosen kommen aus Tongking, haben natürlich den schönsten Kaffee, Thee, Tabak, gehen nach Paris und London, um vier bis fünf Millionen aufzutreiben, um die Holländer zu überflügeln. Die Engländer sagen, wer mir meine Actien mit 40 verzinst, hat den schönsten Kaffee, dem gebe ich mein Geld. Uebrigens müssen sie doch zu lange barfuß lawn tennis gespielt haben, denn ihrer vier liegen auf Deck mit sehr häßlichem Husten. Sie sehen aus, als ob es ihnen nicht sehr gut wäre, im December nach Europa zu gehen. Es war ein Drehklavier auf Deck, mit Offenbachschen Tänzen. Selbst die kranksten Engländer mußten sehr schnell daran drehen. Glücklicher Weise hat es diesen Liebkosungen keinen Widerstand entgegen zu setzen gehabt — es ist kaput, was bei den meisten anderen Nationen eine kleine Schadenfreude hervorgerufen hat!

Sonnabend, 28. October. Der indische Ocean hat auch seine Eigenheiten, die nicht Jedem zusagen. Die See geht hohl, das große Schiff schaukelt heute recht unangenehm. Von der ganzen Gesellschaft waren

zum Tiffin nur drei Personen; der Himmel ist grau, und alle zwei Stunden ergießt sich eine Wassermasse auf Deck, vor der man sich nur in die heißen Kabinen retten kann. Der Schiffsarzt ist mir gefolgt, er will durchaus wissen, was der General v. Stein, v. Burg, Prinz Salm, die Grafen Kosolitsch, Fritz Metternich und Hompesch machen, die er in der Campagne von Mexico kennen gelernt hat. Er erzählt mir von der Kriegführung am Senegal und Tongking, der Belagerung von Metz und den Communekämpfen in Paris. Der Herr sieht Alexander Dumas zum verwechseln ähnlich, selbst in Wesen und Sprache, lacht über seine eigenen Scherze wie Alexander Dumas, daß ihm die Thränen im Auge stehen und hält mich am Knopf so lange fest, bis ich auch so lache wie er. Darüber geht die Zeit hin, und das ist nicht unangenehm. Ich fühle mich sehr wenig geschmeichelt, daß der Holländer nicht abläßt, mich in sein Kaffee-Consortium zu verlocken. Ich muß ihm doch, mindestens gesagt, einen sehr „gutmüthigen" Eindruck gemacht haben! Ich habe ihn etwas durch das Versprechen zu beruhigen versucht, des Morgens Kaffee statt Thee zu trinken, wenn Sumatra preußisch geworden sei oder wenigstens der holländische Gesandte v. Huwen General-Gouverneur würde, was neues Leben in den Colonialschlaf bringen müßte. Unser Kahn hat es heute nicht mal auf 300 Meilen gebracht.

Sonntag, 29. October. Heute ist auf meiner Weltreise der zehnte Sonntag, den ich auf dem Wasser zubringe. Es sieht aber gar nicht festtäglich aus. Das Schiff hat so bedeutende seitliche Schwankungen, daß es auf dem Deck sehr leer aussieht. Nur ein paar Schwindsuchtskanditaten liegen da umher, sind viel zu leicht angezogen und husten sehr bedenklich. Die armen Schächer sollten lieber hier bleiben, als im November nach dem Norden zu gehen! Im Zwischendeck liegen eine große Anzahl französischer Soldaten, die bei den Anstrengungen im Klima von Tongking sich einen Knax fürs Leben geholt haben. Im Vordertheil des Schiffes sieht man lauter schwarze und braune Arme und Beine, leuchtende Augen, bunte Sarongs, rothe Turbane und weiße Burnusse. Mit dem französischen Doctor und einem englischen Philologen habe ich festgestellt, daß da von sechsundzwanzig Indiern vierzehn verschiedene Sprachen gesprochen werden, und fast die Hälfte englich radebrechen muß, um sich gegenseitig verständlich zu machen! Wie alles Schöne, so hat auch diese Schaukelei bald ihr Ende erreicht. Gegen Abend bekamen wir Ceylon in Sicht und sollen morgen früh in Colombo wieder festen Boden betreten. Vasco de Gama kann bei seiner Landung nicht größere Befriedigung gehabt haben!

Montag, 30. October. Die Sonnenauf- und Untergänge im indischen Ocean entwickeln die merk-

würdigsten zerrissenen Wolkengebilde und eine so krasse Farbenzusammenstellung, daß man oft einen Schreck bekommt, am Himmel Wunder und Zeichen zu sehen, denen sofort große gewaltsame Naturereignisse folgen müssen. Schließlich löst sich die Sache dann in einen fabelhaften Wasserfall von oben auf. Die Sonne brennt aus dem Zenith und die Hitze ist dieselbe geblieben. Je nach der Richtung, die der Monsoon auf die Insel Ceylon hat, steigert er an der Küste eine Brandung, wie ich sie kaum für möglich gehalten habe! Sechs Wellen bäumen sich Haus hoch auf, scheinbar alles zerschmetternd, die siebente aber donnert mit ungemessener Naturgewalt gegen das Ufer und bäumt sich in eine Art Wasser-Eiffelthurm mit Gischt und Brausen in die Lüfte. Stundenlang kann man dies drohende Spiel mit Bewunderung ansehen und jedesmal scheint die Kraft des Wassers sich im zerstörenden Kampf mit den Felsen zu verdoppeln.

Ueber dem flachen Ufergelände von Ceylon erhebt sich in der Mitte der Insel der Gebirgskamm mit dem Adamspik bis zu 2000 Meter. Die Stadt



Colombo

umfaßt eine Bucht mit einigen monumentalen Ge-

9*

bäuden, netten Villen und aus Palmen- und Bananenhainen hervorlugenden Vorstädten und Hindudörfern. Der Hafen liegt voller Schiffe. Manche davon können etwas erzählen. Da liegt ein großer Holländer, der vor vier Tagen einen englischen Dampfer in den Grund gebohrt hat, dort ein Franzose, dem die Schraube gebrochen ist. Zwei Linien haben den Anschluß nicht erreicht. Es warten in Folge dessen eine beträchtliche Zahl von Reisenden andere Dampfer ab, die in acht Tagen kommen sollen. Bei dem Einfahren in den Hafen fahren eine Menge einheimischer Boote vorüber. Sie bestehen eigentlich nur aus zwei Balken mit Mast und großem Segel. Damit sie nicht umfallen, wird seitwärts ab ein dritter Balken durch zwei Leisten mit den beiden andern verbunden; es ist der Schwimmer, aber eigentlich sollte man die Leute, die drinsitzen, die Schwimmer nennen, denn sie sitzen halb im Wasser. Solch ein Boot könnte ich auch machen, aber sitzen möchte ich nicht darin! Auf der französischen Messagerie gab es ein herzliches Abschiednehmen, da aber die Oceanien zehn Stunden braucht, um aus- und einzuladen, kam alles, was nur kriechen konnte, mit an Land. Im Orienthotel fand man nicht nur sehr hübsche behagliche Zimmer, sondern auch vorzügliche Küche, Bäder und allen denkbaren Comfort. Vor Allem aber war es sehr angenehm, daß es nicht schaukelte. Endlich fand ich nach langem

Erwarten Briefe und Nachrichten. Alles mögliche hatte sich ereignet. Mein Sohn Fritz war Escadronchef in Metz geworden. Mit Lesen und Schreiben wurde der halbe Tag zugebracht.

Was zuerst in Colombo ins Auge fällt, ist die Verschiedenartigkeit der Bevölkerung. Jeden einzelnen Mann, dem man begegnet, möchte man examiniren über seinen Stamm, seine Sippe, Kaste, Religion. Die Leute, nicht groß, auffallend schlank, so dunkel, daß sie fast schwarz sind, haben die verschiedensten Trachten. Man erkennt in ihnen reine Hindu's. Mit rothem Sarong um die Hüften, das schlichte, dichte, schwarze, lange Haar mit einem runden Kamm glatt hinter die Ohren festgesteckt, glaubt man, eine Frau zu sehen und ist erstaunt, in der Nähe einem großen Bart zu begegnen. Die Körperformen sind im schönsten Ebenmaß, das Wesen feierlich gemessen, voll von Würde. Ein Viertel der Bevölkerung hängt der alten Hindureligion, dem Brahmaismus, an, theilt sich aber wieder in solche, welche Wishnu anbeten, und solche, die dem bösen Shiva Opfer der Versöhnung darbringen Der Shivaglaube hat eine Masse von Fakir-, Derwisch- und Mönchsorden herausgebildet, und diese Leute durchziehen die Straßen oft in den abenteuerlichsten Aufzügen. Ascetik, Selbstpeinigung, scheußlicher Unfug und starrender Schmutz kennzeichnet diese frommen Brüder — Alles um der lieben Eitel-

keit und des Geldes willen. Drei Viertel der Bevölkerung dagegen sind Buddhisten im alten Styl, halten sich für reineren Glaubens als die andern Buddha-Anbeter und sind stolz, die heiligste Reliquie, den Zahn des großen Stifters, hüten zu dürfen.

Leute aus der Gegend von Madras tragen vielfach vergoldete, hohe Mützen ohne Schirm. Sie sind Geldwechsler und haben den Handel in Händen, belästigen die Fremden auf nicht zu beschreibende Art und Weise mit Anpreisungen von Naturalien, Juwelen, Briefmarken, Holzmosaiken, Photographien, die alle minderwerthig oder falsch sind. Pferde sind überhaupt erst mit den Engländern hierher gekommen, die natürlich ihren Rennplatz etc. haben. Das allgemeine Zugthier ist das kleine Zebu; dieses Kinderpony von einem Bullen ist so reizend, daß man ihn auf den Tisch stellen könnte, zieht nicht nur Lasten und Karren, sondern auch elegante kleine Gigs und trabt in einem Tempo, daß es manches Droschkenpferd hinter sich lassen würde. Ich war in dem Glauben, hier auf Ceylon Papageien und Kakadus und Affen sich von Zweig zu Zweig schwingen zu sehen, habe bis jetzt aber nur eine Menge Krähen gesehen, und von Thieren nur die Hirschziege, welche die Pauke der englischen Infanteriemusik zu ziehen hat. Natürlich wurde sehr bald das Museum aufgesucht. Ich sah darin ein Dutzend Thiere, von denen ich bisher

keine Ahnung gehabt hatte, z. B. fliegende Hunde von der Größe eines Dachshundes, mehrere Vogelgattungen, die nur hier vorkommen und widerwärtige Käfer, eine hübsche Collection von indischen Vogelnestern und prachtvolle Schildkröten. Hochinteressant waren Bruchstücke aus den alten Hindutempeln mit Pali und Sanskrit-Inschriften, ferner Waffen und Metallkleinkunst, Münzen und Edelsteine! Merkwürdig war die plastische Darstellung eines Paares der noch lebenden, in die Bergschluchten verdrängten Ureinwohner, welche, nach den Darstellungen zu urtheilen, gar nicht häßlich aussehen, aber ganz schwarz sind. Im öffentlichen Verkehr sieht man auffallend wenig Frauen. Greise wie Knaben gehen elegant, hoch aufgerichtet, als wären sie alle militärisch ausgebildet. Dem Europäer gegenüber zeigt sich der Hindu sehr devot, ob er aber vor allen den eilig Durchreisenden solche Hochachtung hat — will ich dahingestellt sein lassen. Der Kuckuk kann alle die Dialekte erlernen, um sich mit diesen Leuten zu verständigen! Ihr Englisch ist auch nicht weit her, daher wird von den Engländern alles kurz befohlen und grob behandelt, wenn es nicht gleich verstanden wird. Der Engländer ist eben kein Gemüthsmensch, und die Hindu scheinen nicht übelnehmerisch zu sein — so einigt man sich, so gut wie es geht. Ein Rickschahmann, der mich eine Stunde gefahren hatte, hatte 40 Cents zu fordern, ich gab

ihm 60. Er wollte aber durchaus mehr haben. Ein einheimischer Schutzmann trat hinzu, nahm dem Mann die 60 Cents ab, schlug ihm fünf bis sechs mal über den Schädel und alles ging befriedigt auseinander. Der Rickschah fragte, ob er mich morgen wieder fahren könnte? Ich finde, diese Liebenswürdigkeit geht zu weit! Ich kaufte ihm aber einen neuen Kamm, den er dabei eingebüßt hatte.

Dienstag, 31. October. Hier ist ein Wirrsal ohne Gleichen. Vier Wislicenuskirchen, katholische und englische Missionsanstalten! Ob das wohl gut ist und die Leute hier glücklicher macht? Sollte es nicht zweckmäßiger sein, wenn diese Missionen ihre Thätigkeit ins Heimatland verlegen, um den Unverstand der Socialisten zu mildern?. Man scheint in Colombo nicht viel zu schlafen. Schon vor Sonnenaufgang quackelten die Rickschahmen wie in einer Judenschule. Jeder Vorübergehende wird angerufen, alle Wägelchen bilden dann um ihn einen unübersteiglichen Berg und er thut am besten, einen zu nehmen, um alle andern los zu sein. Um 7 Uhr geben die Engländer den Weckkanonenschuß, aber schon eine Stunde früher wird die Thür des Schlafzimmers von der zahllosen Bedienung forcirt. Einer bringt Wasser, der andere sagt, des Bad wäre fertig, der dritte bringt Thee, dann kommt einer, den man noch gar nicht gesehen hat und nimmt vom Theebrett die Ueberreste

der Eier, um mit dem Eiweiß die gelben Schuhe zu verschönern. Man läßt alles über sich ergehen, denn es ist schon sehr warm geworden und es sollen sogleich eine Masse Tempel gesehen werden. Die kleinen Zebuochsen werden dadurch zu schnellem Lauf angefeuert, daß man sie erschreckt. Der Hindujunge, der sie führt, sitzt wie im Traum, plötzlich erhebt er Arme und Beine, mit einem Aufschrei, als wäre er von einem Schlaganfall betroffen. Dieser Kniff macht aber auf die in der Straße wohnenden ruhigen Staatsbürger einen viel größeren Eindruck als auf den Ochsen und ist keineswegs angenehm, wenn man zu lesen, zu schreiben oder zu schlafen hat. Eine herrliche Fahrt von vier Stunden gab uns eine Menge neuer Seiten von Ceylon zu sehen. Vor allem Neuen und Merkwürdigen sind es immer die Menschen selbst, welche den Menschen fesseln. Die Singhalesen sind viel dunkler, als ich sie mir gedacht hatte, haben aber sehr schöne Augen, ein sanftes Wesen und sehr sympathischen Ausdruck. Colombo hat über 100 000 Einwohner, und das merkt man erst, wenn man stundenlang durch die Vorstädte fährt, Markthallen, eine Menge öffentliche Gebäude, Kirchen aller Confessionen, Villen und immer neue Häuschen aus den Bambus- und Palmenhainen hervorwachsen sieht. Die Häuschen sind so ärmlich, wie man sie in keinem Lande findet, aber alles ist malerisch und von eigen-

thümlichem Zauber. 1½ Stunden von Colombo besuchten wir die geheiligte Stätte, wo im glockenartigen Kuppelbau mit siamesischer Zuspitzung etwas von der Asche Buddhas bewahrt ist, daneben steht ein Tempel, der einen liegenden colossalen Buddha enthält und mit Wandmalereien geschmückt ist, die sehr bemerkenswerthe Darstellungen aus dem Leben des großen Religionsstifters enthalten. Auch die 500 Weisen oder Genien haben dort Abbildung gefunden. Ein großer Oberbonze ließ es sich nicht nehmen, uns alle Merkwürdigkeiten zu erläutern; er zeigte uns auch heilige Bücher, die aus schmalen Palmstreifen bestanden, auf denen man der Länge nach von oben nach unten Sanskritschrift mit eisernem Stift eingerissen fand. Der äußere Zusammenhalt der auf seidenen Schnüren aufgezogenen Blätter waren kunstvoll in Relief gearbeitete Silberplatten.

Während wir im Tempel waren, brachten zwei geschmückte Bayaderen Buddha ihre Opfer dar, die in Blumen und Leckerbissen bestanden; der Ausdruck der Mädchen war inbrünstig und fromm, es schien, als bedürften sie viel Vergebung für viele Sünden. Sowie ein Fremder sich blicken läßt, erhebt sich die ganze Bevölkerung und heftet sich an seine Fersen. Jeder Einzelne hat einen Wunsch und sucht sich zuerst dadurch bemerkbar zu machen, daß er den Fremden so anschreckt, wie er es mit den Zebuochsen gewöhnt

ist. Dann soll man Lotosblumen und gelbe Kelche vom Blumenbaum und alle denkbaren Früchte kaufen; Mangusten, Bananen, Papajos und Kokosnüsse werden geöffnet, man soll alles schmecken, Kokosmilch und Palmwein trinken und schließlich wollen die schwärzesten Wollenköpfe als Diener mit nach Europa kommen und versichern, daß sie selbst Stiefel anfassen würden. Ich glaube, die Hunde sind nicht glücklich in Ceylon, denn eine so verhungerte Gesellschaft hat selbst Constantinopel nicht aufzuweisen! Im Orienthotel ist man beim Manager Herrn Raden vorzüglich aufgehoben. Sobald ein neues Dampfboot ankommt, findet eine Massenüberfluthung statt. Nach langer Seefahrt ist es eine Wohlthat, wieder festen Fußes gehen zu können. Magen und Gemüth belohnen sich nach so vielen Strapazen mit schäumendem Sekt. Auf die Europäer, die hier ankommen, wirkt die tropische Natur allein schon berauschend. Alle Damen kaufen sich bunte Papageien, die Ehemänner lassen sich mit zweifelhaften Edelsteinen anführen. Jünglinge führen Affen an der Schnur mit sich. Alles wird schnell zu gleicher Zeit gesehen, dann pfeift schon wieder das Dampfboot und alles stürzt in dem Bewußtsein fort, in Ceylon gewesen zu sein. Gegen Abend unterhielt ich mich, auf der Galle face, dem sport ground der englischen Colonie, Polo spielen zu sehen. Dieses Ballspiel zu Pferde, sonst dem football ganz ähnlich,

stammt ursprünglich aus Indien und hat in London und Paris große Verbreitung gefunden. Erstens gehört große Geschicklichkeit und Liebenswürdigkeit dazu, da die Zusammenstöße von Reitern unaufhörlich stattfinden, dann aber viele und gute Ponies, weil vielfach Lahmheiten eintreten. Gegen 10 Uhr Abends eröffnete ein australischer Circus seine Vorstellungen, die ganze Logenreihe war von England in Frack und weißer Cravatte, die Damen in sehr luxuriösen Toiletten, besetzt. Dahinter war alles halbnackt und nur von schwarzer Hautfarbe. Im Circus spielte das Pferd eine sehr bescheidene Rolle, es wurden aber recht gute Jongleur-, Taschenspieler- und Turn-Künste gezeigt. Um 11 Uhr fuhr ich nach Hause und um halb zwölf riß der tropische Regen das Zeltdach ein. Ein beginnendes Feuer wurde im Entstehen zwar gelöscht, aber die Confusion, Menschenpresserei und Geschrei soll über alle Maßen gewesen sein. Als ich Abends einen Koffer öffnete, schlüpften zwei Eidechsen heraus. Ich habe nun das Gefühl, als ob noch ein Dutzend darin sind.

Mittwoch, 1. November. Zwei Sachen, die sonst in Ceylon massenhaft und unvergleichlich waren, haben große Schädigung erfahren müssen. Es wird nicht mehr so viel Zimmt in der Welt gebraucht wie früher. Als Fugger in Augsburg in den „Drei Mohren“ Carl V. bei sich zu Gast hatte, wurde

das Kamin mit Zimmetholz geheizt, auch der Schuldschein des Kaisers in solchem Feuer verbrannt. Wenn man dergleichen Liebesdienste in den späteren Jahrhunderten auch nicht immer mit Zimmt bestreut hat, braucht man jetzt auch zur Nahrung entschieden weniger Zimmt wie früher. Daher sind die berühmten Zimmtplantagen hier sehr verringert. Ferner war früher der gute Ceylon-Kaffee sehr geschätzt und nächst dem Mocca für den besten gehalten. Wie die Weinrebe ihren Kummer mit der Phylloxera hat, ist auch auf Ceylon seit wenigen Jahren die Kaffeestaude durch einen schädlichen Parasiten so endgültig zerstört, daß man sich genöthigt gesehen hat, ihre Cultivirung ganz aufzugeben und durch Theeplantagen zu ersetzen. Ceylon-Kaffee giebt es also so gut wie nicht mehr, der Ceylon-Thee aber ist ein gräuliches, bitteres, labbriges Zeug, das ich sogar in der höchsten Noth nicht trinken könnte. In der Perlfischerei hat man die Bänke so ausgeraubt, daß das Gouvernement diese Industrie seit sechs Jahren ganz unterbrochen hat. Sollte sich im nächsten Jahre herausstellen, daß diese Zeit noch nicht hinreichend gewesen ist, den Muschelthieren Vertrauen zu neuen Arbeiten zu geben, so soll die Schonzeit auf sechs neue Jahre verlängert werden.

In einer sehr hübschen Fahrt lernten wir heute einen andern Theil von Colombo kennen, und zwar

den nach der Richtung auf Pointe Galle hin. Der Typus der Tropen ist kühler, dunkler Schatten, ein Urwald von Palmen und Bananen. Man wird in der That durchaus nicht so durch die Hitze und Sonne bedroht, als im Allgemeinen angenommen wird. Unser Ziel war



Mount Lavignia.

Eine 100 Meter hohe Felsengruppe fällt steil ins Meer ab, trägt unter Palmen ein sehr hübsches Hotel, Sanatorium und Pensionshaus, die fast in Blumen und Palmen erstickt werden. Das großartige Schauspiel der gewaltigen Brandung läßt das Auge nicht zur Ruhe kommen, und es überkommt einen hier so etwas von „hier ist's gut sein, hier laßt uns Hütten bauen.“ Der deutsche Wirth strahlt, Landsleute zu sehen und macht seinem Ruf vorzüglicher Küche alle Ehre. Auf dem Wege weiß man nie, wo ein Ort anfängt und einer aufhört, bald ist es Onkel Tom's Hütte, bald eine Villencolonie, dann eine Gruppe von Bambushütten und größeren Privathäusern und dann Vorstädte von Colombo. Die ganze Straße ist mit zweirädrigen bedeckten Karren mit Zebuochsen erfüllt, zwischen denen Tausende von

Singhalesen umherschwirren, die Frauen und Kinder mit Silberreifen geschmückt, die Männer tragen Früchte. Alle sehen schlank, elegant, milde und freundlich aus. Die Kinder werden zum Betteln fast abgerichtet, was nicht den angenehmsten Eindruck macht.

In einem Privathaus hatte diese Nacht eine kleine Geschichte die Nachbarn sehr unterhalten. Ein Mann, der es durchaus nicht nöthig hatte, zu stehlen, war die Nacht über die Gartenmauer des Nachbars gegangen, um sich Kokosnüsse anzueignen. Dieser Herr, den man auf dem Lande abwesend glaubte, war aber spät Abends mit zwei großen und einem kleinen Elephanten zurückgekehrt. Als der kleine Elephant so viele Kokosnüsse herunter fallen hört, geht er unter den Baum und bedrückt den Dieb, daß dieser jämmerlich um Hülfe schreien muß. Heute lacht alles über den freiwilligen Schutzmann. Der Bestohlene hat dem Diebe die Anklage erlassen, unter der Bedingung, daß er den Neugierigen, die den kleinen Elephanten sehen wollen, denselben unter der betreffenden Palme zeigt. Ein Salomo hätte nicht weiser sein können!

In der Kasanskikirche in Petersburg giebt es ein Bild einer schwarzen Madonna; die Missionare in China, die selbst in chinesischer Tracht mit Zopf gehen, schenken den neuen Christen das Bild des Heilands

als Chinese. Jeder russische Pope muß sein Aeußeres den üblichen Christusbildern nachbilden, viele Singhalesen haben aber durchaus etwas Apostolisches in ihrer Erscheinung. Ueberhaupt liegt auch in ihrem Ausdruck und Wesen etwas von religiösem Fanatismus, d. h. solchem Fanatismus, der sich weniger auf Andere als auf sich selbst richtet. Bei dem Anblick dieser merkwürdigen Erscheinungen versteht man schon eher das Fakir- und Sektenwesen und den hinreißenden Einfluß, den absonderliche Menschen und Ideen in diesem Lande ausüben. Je mehr ich hier umherfahre, desto mehr gefallen mir die Menschen, doch kann ich mich immer noch nicht darin finden, sie so dunkel gefärbt zu sehen, wie ich es mir doch nicht vorgestellt hatte.

Graf Bismarck vom 1. Garde-Regiment ist hier eingetroffen, sich dem Schluß unserer Weltreise anzuschließen. Es ist lebhafte Bewegung in unseren Kreis gekommen. Es sollen durchaus Elephanten umgebracht werden, und seit zwei Tagen sieht es im Orient-Hotel wie in einem Arsenal aus. Heute sind Jäger mit Bivouaks-Nothwendigkeiten voraufgefahren. Man prüft Expreßriffles und Explosionspatronen, sucht im Museum, wo das gute, kluge Thier am schwächsten im Schädel ist. Man redet nur noch von Tigern, Leoparden, kaltem Kernschuß und dergleichen. Kurz, das kann nur sehr fürchterlich oder sehr

komisch werden! Zwei photographische Schnell-apparate sind auch schon geladen, um die Beute noch einmal zu erlegen.

Donnerstag, 2. November. In fröhlichster Jagdstimmung starteten wir in aller Frühe, überantworteten uns der Eisenbahn, um uns nach dem berühmten, alten, geheiligten



Kandy

zu begeben. Kandy ist so sehr par excellence die Hauptstadt von Ceylon, daß sie von den Singhalesen überhaupt nur et Nur, d. h. die Stadt, genannt wird. Der Geist Buddhas weilt täglich drei Stunden dort, und sein zwei Zoll langer Zahn wird dort angebetet. Wer in Kandy sein darf, ist glücklich, gebenedeit und beneidet!

Nun, ich bin in Kandy! Ein Salonwagen führte uns von Colombo in vier Stunden hierher. Zuerst durchfährt man eine volkreiche Ebene mit lebhaftem Verkehr, dann tritt man in bergiges Terrain, bis das Gebirge in Granitformationen pittoreskester Art die herrlichsten Ausblicke bietet. Die heiße Luft der Ebene wandelt sich in angenehme Kühle. Die Höhe der Berge aber thut der tropischen Vegetation

durchaus keinen Abbruch. Ceylon zeigt zwei Masken übereinander. In unbezähmtem Durcheinander wuchert alles, was die Tropen nur hervorbringen können, über und neben und durcheinander: Palmen, Brodbaum, Bambus, Gummibaum sind unentwirrbar mit Schlinggewächsen umrankt. Alles hängt so voll davon, daß man oft gar nicht erkennen kann, was darunter steht. Das Unterholz ist so dicht, daß Thiere nur mit Kraftanstrengungen hinzudringen vermögen, das Schwächere, um dem Stärkeren zum Opfer zu fallen. Unendlichen Jubel erregte es, Affen sich von Zweig zu Zweig schwingen zu sehen. Dreist und naseweiß wie jeder Affe, haben sich auch diese schon an die Eisenbahn und die Stimme der Civilisation, d. h. den Pfiff der Locomotive, gewöhnt. Alles ist Natur, alles ist Urkraft, alles ist Werden, Wachsen und Streben. Nun kommt der Mensch klügelnd, arbeitend, nach kleinlichem Vortheil strebend. Ohnmächtig steht er vor der schaffenden Natur, und um sich Platz zu machen für seine Zwergbedürfnisse, weiß er sich nicht anders zu helfen, als durch Feuer den Urwald zu vernichten. So entsteht die zweite Maske von Ceylon. Berge und Thäler stehen vernichtet, dicke, alte Baumstämme sind schwarz angekohlt stehen geblieben, die Asche hat den kräftigen Naturboden noch gedüngt. Nun wird Zimmet und Gewürze und Thee in Masse gepflanzt, die Abhänge werden in Terrassen bewässert, lassen die Reisfelder

bis in die Ebenen sich herabziehen. Alle Arbeiten sehen lange nicht so sauber und gepflegt wie in Java oder Japan aus, aber man sieht, daß der Mensch nur die Hand zu rühren braucht, wenn das Klima so schaffend wirkt wie hier, um Erfolg zu haben. Wo ist Kandy, was ist Kandy? Ich wohne allein in einem reizenden, idealen Landhäuschen mit dem Blick auf den smaragdgrünen Gebirgssee, umgeben von Palmen und Bananen, über welche die grünen Berggipfel hinausragen. Die Natur hat sich darin gefallen, hier ein Kabinetstückchen von Paradies zu schaffen, wo man für einen Augenblick sogar die Menschen vergessen kann. Adam ist ja ausgetrieben. Seine letzten Fußtapfen sieht man oben auf dem Adamspik, aber Eva ist noch hier geblieben. Das erste, was sie uns bei der Ankunft anbot, waren Aepfel. Die schienen aber auch noch aus der Zeit der alten Paradiesgeschichte her zu sein, und da alle Gemüther mit Elephanten beschäftigt waren, hatte Eva kein Glück. Nächsten Dienstag findet bei Anuradhapura ein großes Elephanten-Eintreiben statt. Im Frühjahr gruppiren sich die Elephanten zu festem Familienleben, und da kommt es zuweilen vor, daß ein alter Garçon den Anschluß versäumt, kein Weibchen findet und sehr übel von legitimen Elephanten-Hausvätern heimgeleuchtet wird. Zuerst thut er so, als ob ihm das ganz egal wäre, dann ärgert er sich, verfällt in

Kummer und gekränkte Eitelkeit und wird — brutal. Ein solches Biest strolcht dann durchs Land, geht so in einem Strich durch sechs bis acht Häuser, greift Menschen und Vieh an und macht so viel Schaden, wie er nur irgend welchen erfinden kann. Dann soll das Gouvernement helfen! Es werden deshalb ein Dutzend zahmer Elephanten in seine Gegend getrieben, und der Thor trottelt dann mit ihnen in den Balkenzwinger, wo er durch Morphium für mehrere Tage so berauscht wird, daß er im Katzenjammer des Erwachens alle Erinnerung verloren hat, wahrscheinlich glauben muß, daß er schon lange bei Hagenbeck gewesen ist und sich ganz zahm und willfährig benimmt. Beim ersten Rückfall erhält er wieder eine Elephantenmorphium-Pille und dann kann man ihn sofort sogar als Schutzmann gebrauchen.

Unsere Ostafrikanische Schutztruppe will den Versuch machen, hiesige Elephanten zu bitten, ihnen Kanonen, Dampfboote und andere schwere Sachen zu schleppen. Es sind nun zum Zweck näherer Informationen verschiedene Leute eingetroffen, die sich um dickhäutige Concessionen bewerben! Bei Tisch trinken sie schon Sect zusammen, jeden Tag aber steht einer um eine Stunde früher als der andere auf, selbst wenn sie auf der Treppe beim Gouverneur sitzen sollen, bis der aufgestanden ist. Kurz der

Elephant spielt in unserem täglichen Leben eine große Rolle.

Also ich bin in Kandy, wahrscheinlich zusammen mit dem Geiste Buddhas und sehr glücklich. Selten habe ich ein so unbedeutendes schmutziges Nest gesehen. Ein paar hundert arme schwarze Schlucker stehen da umher, an ihnen zehrt die Langeweile. Wenn der Geist Buddhas noch einen Funken von Geschmack hat, läßt sich der überhaupt hier nicht sehen, und glücklich schien uns nur eine Frau eines Geistlichen vor einer der vielen Wislicenus-Kapellen zu sein, die schwarze Kinder lehrte, weiße, christliche Strümpfe zu stricken. — Uff!

Eine Spazierfahrt Berg auf, Berg ab war ja ganz hübsch. Das landschaftliche Bild erhob sich aber durchaus nicht über das Murgthal bei Ebersteinschloß, dazu kam einer der üblichen Tropenregen, der auf einen immer die Wirkung macht, als wäre man ein Pfefferkuchen unter der Dachtraufe. Wir überfuhren eine mehr als meterlange Schlange beim Nachhausefahren, sahen noch eine Grube für den Tigerfang, ein paar zwei Meter hohe Termitenbauten, Ananas als Unkraut am Wegerand, Cacaoplantagen, Feuerbäume, eine Brücke, die das Regenwasser vor uns in die Tiefe riß und kehrten naß und mißgestimmt zu der Zeitversäumniß zurück, unter der schützenden Veranda ins Dunkle zu sehen, mit dem Gedanken

beschäftigt, ob es Morgen vielleicht etwas weniger regnen wird.

Freitag, 3. November. Waidmanns Heil! Am Ehrentage St. Huberti sind nun alle Vorbereitungen zur Elephantenjagd im besten Gange. In zwei Colonnen soll von den Jägern der Angriff in einer Bergschlucht gemacht werden. Lautloser Trieb, Anstand auf dem Wechsel und dann noch eine Streife. Mir scheint es, daß dabei zu viel Menschen verwendet werden, die Nahrungsmittel und Bivouaksapparate viel zu umständlich sind und diese Art zu jagen etwas theuer ist. Der Jagdschein kostet 100 Rupien, und jeder betheiligte Hindu denkt durch solche Gelegenheit ein reicher Mann zu werden. Von einem dieser Leute kaufte ich für eine Kleinigkeit ein Dutzend mit Sanskrit beschriebener Palmblätter, augenscheinlich ein altes, heiliges, gestohlenes Buch, von dem seit Monaten bereits jedem Fremden ein paar Blätter verkauft worden. Wie unverantwortlich ist es doch, solche unwiederbringlichen Schätze so barbarisch zu zerstören! In innerer Empörung darüber kaufte ich für 25 Mk. zwei heilige Bücher in Palischrift, von denen das eine sicher 2000 Jahre alt sein mag. In Folge dieser Ankäufe kam mir Kandy heute viel angenehmer als gestern vor. Fröhlich durchfuhr ich Stadt und Umgebung, begab mich in eine große Theefaktorei, sah dort eine neue Einpflanzung junger Pflanzen, sah in

einer vier Jahre alten Plantage das Bladen. Aus großen Körben wurden die Blätter von Mädchen in die Fabrikräume geschüttet, dort auseinander gezupft, je nach der Größe des Blattes auf fünf verschiedenen Leinwand-Rahmen sortirt. Dann schüttete man die einzelnen Sorten in geheizte, durch Dampf in reibende Bewegung gesetzte Maschinen, aus denen die Blätter schwarz aus drei Oeffnungen, in drei Qualitäten gesondert, gleich in Kisten gefüllt und zur Verschickung fertig gemacht wurden. Der feinste Thee, den die noch nicht zum Blatt entwickelte Mittelspitze hergab, war sehr fein und hatte viele gelbliche Körner dazwischen, dieser beste Thee kostet hier das Pfund 4 Mark. Den Arbeitern war freigestellt, den sogenannten Theestaub mitzunehmen, wovon jedoch die wenigsten Gebrauch machten. Die Bitterkeit des Thees, glaube ich, erzeugt das zu schnelle künstliche Trockenverfahren, der Fabrikherr dagegen meint, daß der Thee nur bitter sei, wenn er zu lange zieht. Dann durchfuhr ich den herrlichen botanischen Garten, der den von Buitenzorg und Singapore doch noch weit hinter sich läßt. Ueber jene Gärten hatte ich mich schon so überschwenglich ausgesprochen, daß mir für diesen kaum noch Worte übrig bleiben würden, daher will ich nur sagen, daß die Pflanzen und Bäume, die in Ceylon selbst heimisch sind, hier alles überflügeln, was ich bisher davon gesehen hatte. Von besonderem Zauber für uns sind

die Arten riesenhafter Bäume, wie unsere ältesten Buchen oder Eichen, die mit tellergroßen Blumen wie bedeckt sind. Ich kehrte nach dem Hotel zurück, den Wagen mit Blumen angefüllt, doch hielten sie sich nicht sehr lange frisch. Der übliche Platzregen trat heute etwas früher ein als sonst; als die erste Ueberschwemmung sich ein wenig gelegt hatte, machten wir eine sehr schöne Spazierfahrt durch die Stadt, am großen Fluß entlang in die Berge. An einer Stelle auf dem Feld sahen wir Zebukühe unruhig werden und bald darauf schritten mehrere große Elephanten den Bergabhang auf uns zu. Der Kutscher kehrte sogleich um, weil die Pferde etwas nervös wurden. Wir aber verließen den Wagen, um uns die Ungethüme näher anzusehen. Die Sache war ziemlich gefahrlos, da es die Prozessionselephanten eines Tempels waren, die der Oberbonze zu Holzarbeiten vermiethet hatte. Der Bonze selbst begleitete seine Lieblinge, und die Führer ließen sie alle Kunststücke machen, die sie sie gelehrt hatten. Der Ceylon-Elephant hat kleine Ohren, im Gegensatz zum afrikanischen, dessen Ohren fast immer den dritten Theil seiner Höhe ausmachen. Die Zahnentwickelung war nicht besonders stark zu nennen. Sehr befriedigt kehrten wir zurück, sprachen in einbrechender Dunkelheit noch vor dem alten, heiligen Buddhatempel vor. Man war auf unsern Besuch vorbereitet, hatte alle Lampen angesteckt und paukte

uns zu Ehren aus Leibeskräften. Der Tempel hat sehr kleine Verhältnisse, ist aber aus Granit gebaut, mit uralten Wandbildern geschmückt, hat architektonisch höchst bemerkenswerthe Details, von denen manches an die Art des Schatzhauses von Mykene erinnert. Die Thüreinfassungen bilden Streifen von in Relief geschnittenem Elfenbein, die Thüren selbst sind vergoldete Bronze, mit sehr reich ornamentirten Ringen und Kunstschlössern. So drangen wir bis in den dritten, hintereinander liegenden, verschlossenen Raum und standen vor der dreifachen, übereinander gearbeiteten Goldglocke, die den Zahn Buddhas enthielt. Alles war mit den herrlichsten Blumen bestreut. Die weiße, duftende Ingwerblüte dominirte. Eine vergoldete Darstellung von Buddha und eine solche von Bergkrystall sahen sehr schön aus. Opfergeschenke aus Indien, Birma und Siam zeigten recht deutlich den Unterschied im Kunstgeschmack und in der Technik. Unser Opfer an Rupien mußte reichlich gewesen sein, denn mit Tuten und Pauken wurde ein neuer, verzehnfachter Heidenlärm gemacht, den Buddha gewiß selbst gehört hat, wenn er auch in China oder Japan gewesen wäre. Sehr erhoben fuhren wir in tiefer Dunkelheit auf hohem Weg am Seeufer nach Hause. Der Mensch muß aber wohl ab und zu an seine elende Vergänglichkeit erinnert werden, denn wie es gerade am schönsten ging — Krach —

da lagen wir! Ein Pferd fest im See, die Achse gebrochen, wir in weitem Bogen in die Dunkelheit und den Schmutz. Nun, es ging noch mal so ohne Schaden vorüber und hob noch dazu die Stimmung beim Diner, als wäre uns das größte Glück passirt — was ja eigentlich auch geschehen war.

Sonnabend, 4. November. Florence Villa in Kandy ist entzückend, hat aber zwei Vorzüge, die ich nicht sehr zu schätzen weiß — Kälte und Einsamkeit. Die Lage kann ich nur mit Baden-Baden vergleichen, mir fehlen aber die Menschen. Deshalb machte ich kurzen Proceß und fuhr wieder nach Colombo zurück. Zuerst wie die Tribergbahn abwärts durch alle die herrlichen Berglandschaften und dann in der Ebene bis ans Meer. Auf der Chaussee neben der Eisenbahn sah ich noch ein paar Elephanten Bauholz schleppen, ging mit Wolkenbruch aus dem letzten Tunnel und fuhr dann allerdings in Colombo wie in einen Ofen ein. Die Temperatur war so heiß, daß man mich fragte, was mich veranlaßt haben konnte, das kühle Kandy aufzugeben?

Ich bin in England, und die Folgen treten schon sehr dräuend auf. Es ist 3 Uhr, die Magazine werden geschlossen, die Post will mir keinen Einschreibebrief abnehmen, und es ist doch erst der Tag vor dem Sonntag! Wo ein Rasenplatz ist, ist alles mit weißen Anzügen bedeckt; Bälle durchkreuzen die Luft. Auf

den Wegen begegnen sich Zebu- und Pony-Gigs. Auf den militairischen Uebungsplätzen ist alles in der schönsten Aufregung. Nächsten Donnerstag ist große Parade vor dem Gouverneur: Truppen, Volontairs, Policemen sollen dem schwarzen Publicum ihre unbezwingliche Stärke zeigen. Im Hotel ist eine ganz neue Gesellschaft. Alle Affen, Papageien und Photographien sind schon verkauft. Es läutet, wie auf einem Bahnhof, der Portier ruft in die Räume P & O oder French mail, dann erheben sich 30 bis 40 Lustreisende und ziehen mit Packeten, Rollen, Vogelbauern und tausend anderen, sehr nöthigen Sachen auf und davon. Morgen wird das Norddeutsche Lloydschiff nach Europa erwartet.

Sonntag, 5. November. Colombo ist sehr hübsch und sehr angenehm; das Auge hat fortwährend Abwechslung, im Hotel ist man gut aufgehoben und mit der Welt in Verbindung. Briefe und Zeitungen brauchen doch nur 21 Tage. Im Speisesaal saßen heute am Tisch neben mir Arabi Pascha und Ali Sehmi, der ihn hier beaufsichtigen muß. Arabi sah durchaus nicht wie ein Verschwörer aus und schien sehr zufrieden und behaglich zu sein. Heute ist viel Leben, denn kaum war das Norddeutsche Lloydschiff nach Europa fort, so liefen der Bombaydampfer, der nach China geht, und das Calcuttaschiff ein, jedes Mal 30 bis 40 Personen

über das Hotel ausbreitend. Ceylon ist arm an Vögeln und wird zum Handel damit aus Singapore versorgt. Es ist unglaublich, wie zahm diese Thierchen sind! Das dachte ich nämlich auch, bis ich dahinter kam, daß die schlauen Singhalesen sie so stark mit Morphium betäuben, daß sie sich ohne Sträuben in die Hand nehmen lassen! An und für sich ist es ja ein grober Mangel an Erziehung, wenn gute Bekannte in Gegenwart von Andern sich in einer denen nicht geläufigen Sprache die scherzhaftesten Dinge sagen. Ich will dies nun zwar nicht auf die Hindus ausdehnen und noch weniger die Absicht aussprechen, selbst ihre Sprache zu erlernen, doch haben wenige Sprachen in der ganzen Welt mich so unangenehm berührt wie diese. Kakala, pakala, makala, so geht das den ganzen Tag und die halbe Nacht in eintönigem, ununterbrochenem, überlautem Geplapper, ohne eine Silbe besonders zu betonen. Dabei wird ein Wortschwall entwickelt, und drei bis vier quakeln immer zu gleicher Zeit. Die Hindumänner haben ihr langes Haar hinten in einem Knauf zusammen gedreht und oben auf dem Kopf einen runden Kamm, der wie ein vorn offenes Diadem reifartig das Haupt überragt. Die Mohamedaner tragen je nach der Schattirung ihrer Sekten Turban oder einen hohen gestickten Fez, der wie Strohgeflecht aussieht. Mehrere Buddhistensekten und Hindufakire tragen Schmutz zur Schau

und aufgelöstes, verwildertes, wahrscheinlich nie gekämmtes Haar. Alle Singhalesen, fast ohne Ausnahme, tragen ein bis zwei Fingerringe, die Hindu von Gold, die Mohamedaner von Silber; die Frauen Arm-, Hand- und Fußgelenkringe, oft sogar die Zehen damit geschmückt, und Rosetten durch die Nasenflügel gezogen. Sie tragen kesselartige Gefäße auf einer Hüfte, haben sehr schöne Augen und sanftes Wesen.

Montag, 6. November. Rrrrr ein anderes Bild! Der australische Dampfer ist angekommen mit 250 Passagieren erster Classe, da möchte ich aber die zweiter nicht sehen! Solche Füße habe ich noch gar nicht gesehen! Laute, lange, knochige Ladys, Au — yes — o — yes und junge Leute dazu, gegen welche die Amerikaner noch Kammerherren sind. Es ist, als ob der Feind in die Stadt gerückt ist, spucken, schimpfen, Whisky, Brandy und ihre Seele findet nur auf dem letzten Rückenwirbel im Liegestuhl Ruhe, die Beine hoch in die Luft, als ob sie operirt werden sollten. Boy tönt es hier, Boy dort; wenn einer dem andern eine fade Redensart sagen will, der drei Schritt entfernt ist, wird auf dem Finger gepfiffen, daß es durch's ganze Haus schallt. Heiliger Brahma! warum dürfen solche Menschen frei herumlaufen, deren ganze Ambition zu sein scheint, noch die Amerikaner zu übertrumpfen?!

Auf der Straße werden die reizendsten Taschenspielerkunststücke gemacht, Schlangen geärgert. Irgend etwas fehlte mir immer noch, jetzt aber hat es sich auch noch erfüllt. Mit riesiger Pauke, vier tanzenden Bayaderen und geistlichen Liedern zog die Heilsarmee durch die Straßen. Colombo ist Weltstadt! Es fehlt blos noch, daß die Stadtverordneten Politik machen, die Gasleitung macht tiefe Gräben in den Straßen. Auf Ceylon sind immer Hundstage und saure Gurkenzeit. Es giebt hier eine Pflanze, die allgemein viel bekannter ist, als es gut ist; in Speisen gemengt, verräth sie sich nicht durch besonderen Geschmack, erzeugt aber bald nach dem Genuß so betäubenden Schlafzustand, daß selbst die Erinnerung nach dem Erwachen getrübt ist. Eine englische Dame besuchte eine Freundin in einer Thee-Estate und machte so viel Wesens von ihren auf 2000 Pfd. Sterling bewertheten Juwelen, daß der Koch sich mit Beihülfe der Pflanze in den Besitz der Steine gesetzt hat und auf und davon gegangen ist. Die Gesellschaft von Colombo ist natürlich darüber ganz aus dem Häuschen und der Appetit sehr gestört.

Heute regnete es mal nicht gegen Abend. In Folge dessen war auf der Galleface der Kuckuk los. Die Brandung bäumte mit Donnergetöse thurmhohe Wellen, die Sonne, die Sepiawolken mit vergoldeten Rändern sahen so unnatürlich schön wie ein schlechter Oeldruck aus.

Der Gouverneur führte auf four in hand coach full side seine afternoonthee Gesellschaft spazieren. Eine stattliche Reihe von Equipagen hatte sich angeschlossen. Zahlreiche bullack hakerie, jene kleinen Gigs, von Zebubullen gezogen, schwirrten dazwischen umher. Wittwen flirteten mit melancholischen Captains, während die Lieutenants daneben im Polospiel mit ihren Ponies auf einander platzten. Am Wege standen fromme Hindu mit Lotosblumen in der Hand, selbst Buddhapriester in canariengelber Toga erfreuten sich so weltlicher Lust. Dazu Palmenbananen, die Luft in würzigem Duft — ob das Leben nicht schön ist!

Abends fahre ich gern durch die engen Straßen, um das Volksleben zu belauschen. Es ist gar nicht alles zu schildern, was man Interessantes zu sehen bekommt. In diesen Tagen werden hier Lustbarkeiten gefeiert, die unserer Fastnacht ähnlich sind. Kinder und alte Leute gehen maskirt auf den Straßen und treiben gutmüthigen Unfug. In einem Hofe war davon ein lustiger Heidenlärm, so eine Art Habertreiben. Im Garten daneben glaubte ich, daß das Haus brenne, als ich um zu helfen eintrat, sah ich, daß es die Verbrennung einer Leiche war. Angehörige und Freunde des Verstorbenen warfen Gegenstände in die Flammen, die ihm lieb waren. Das Nachtbild, die lodernde Flamme, von den nackten schwarzen Menschen umstanden, das Klagen der Weiber, das Rufen des

Gefeierten und der Fastnachtsjubel, nur durch einen leichten Bambuszaun getrennt, machten einen sehr sauvagen Eindruck, und dennoch war sichtlich Gewohnheitsstyl und eine Art von Würde in der Handlung.

Dienstag, 7. November. Man hat Geist in Colombo! Die Wohlthätigkeit hat ja schon so viel Schönes geschaffen. Unter diesem Titel hat hier Misses Havelock vor ihrem Bungalow im Garten ein Schachbrett legen lassen. Die alt-indischen Schachfiguren werden durch farbige Kinder aus den besseren Native-Familien dargestellt. Dreimal ist je eine Partie von zwei Sachkennern vor versammelter Gesellschaft gespielt worden. Ein paar lebende Bilder, Glockengamalang und andere indische Specialitäten haben den Abend ausgefüllt und eine Menge Geld eingebracht. Das Mitleid für die Hindu muß schon immer sehr groß gewesen sein. Ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß in Königsberg für diese armen Leute sogar wollene Strümpfe gestrickt wurden und daß der Diener zuweilen daran erinnerte, daß die Hundegesellschaft heute bei der Gräfin D. schon um sechs anfinge. Wer damals von Ostpreußen über die Weichsel hinaus reiste, galt für einen Renegaten und die letzten Nachrichten, die man über Indien hatte, mochten so ungefähr von Vasco de Gama herrühren. Ich glaube, es werden noch Strümpfe gestrickt aus angeborener Opferfreudigkeit.

Am frühen Morgen hatte ich noch eine Spazierfahrt nach dem herrlichen Mount Lavignia gemacht. Ich fuhr bei dem Gehöft vorüber, wo man ein Dutzend großer Strauße zur Weiterzucht aufgestellt hat, um den regen Bedarf nach solchen Federn aus eigenen Mitteln decken zu können. Es scheint, daß sich die Speculation erfüllt. Man hat besondere Einrichtungen getroffen, die Thiere vor dem Tropenregen zu schützen. Am Ende der Stadt liegt der Thurm des Schweigens, in den die Parsen ihre Todten legen, damit die Geier das Fleisch von den Knochen fressen; dann erst findet im Feuertempel die Todtenfeier und die Beisetzung der Ueberreste statt, wenn sie nicht, wie am Ganges, Indus oder Godaveri, den geheiligten Fluten überantwortet werden. In Bombay leben über 150000 Bekenner der Lehren Zoroasters, die Anbeter von Ormuz, dem Guten, und Ariman, dem Strafenden; da sind auch die 21 heiligen Bücher, welche die Zend Avesta bilden. Sonst sind Parsen nur zerstreut am Ganges, auf Ceylon und in Persien. Reichthum, Bildung und Religionsbewußtsein ist jedoch nur bei den Parsen in Bombay zu finden! Bei der Ueberflutung des Mohamedanismus wurden die Parsis arg drangsalirt und fast ausgerottet, in Folge dessen scheint ihnen heute noch eine scheue Zurückhaltung geblieben zu sein. Ihr Beruf scheint Geldgewinn zu sein. Die Meisten sind Wechsler oder Bankiers.

Beim Frühstück mit dem Blick auf das brandende Meer theilten gegen 100 Dohlen mein Brod. Sie waren so vertraut, wie die Tauben auf dem Markusplatze in Venedig, als ich sie aber im Thurm des Schweigens bei anderer Arbeit sah, waren mir diese Thiere weniger angenehm. Auf dem Wege hatte sich eine Cobraschlange, $1^1/_2$ Meter lang, überraschen lassen. Ein halbes Dutzend Kinder von vier bis sechs Jahren mit gabelförmigen Stöcken waren dabei, dem Biest Kunststücke beizubringen. In Berlin hätte man wahrscheinlich die Feuerwehr alarmirt! Am Meeresufer winkte ein etwa achtjähriger Knabe mich nach einem Bananenbusch und zeigte mir eine Austermuschel mit einer minderwerthigen Perle, die er mir für 5 Pfund Sterling verkaufen wollte. Als ich Governor sagte, lief er heulend davon. In der Zeit der Perlfischerei, welche ein Monopol des Gouvernements ist, werden immer Posten von 1000 Austern zu einem festen Preise verkauft. Der Käufer hat dann das Risico, ob er Perlen findet oder nicht; bei der Oeffnung wird starke Controle von den Unternehmern geübt, da die Singhalesen mit großer Geschicklichkeit gefundene Perlen zu verschlucken pflegen, um sie dann später für eigene Rechnung zu verkaufen.

Eigentlich ist es doch merkwürdig, daß es in einem Lande so alter Cultur so wenig ansehnliche Bauten giebt! Die alten Tempelruinen, welche manche

sehr eigenthümliche Details haben, gehen nicht weit genug in die Zeit zurück, als daß sie als die Repräsentanten des alten Indiens angesehen werden könnten. Die sogenannten alten Hindu- und Buddhatempel auf Ceylon, sogar in Kandy, sind nicht älter als bis zum 16. Jahrhundert und scheinen vom billigen Mann gebaut zu sein. In Material, Dimensionen, Construktion und Ausschmückung stehen sie auf bedenklich kindlichem Standpunkt und stimmen durchaus nicht mit den Vorstellungen überein, die wir vom alten Indien uns in die Seele gedichtet haben. Die moderne Baukunst, durch die Engländer beeinflußt, erhebt sich im Privathaus nicht über den Bungalow und in den öffentlichen Gebäuden nicht über den Kasernenstyl. Glücklicherweise läßt die Vegetation dem Auge kaum Zeit, nach Häusern zu sehen, denn so herrlich schöne, wunderbare, prachtvolle Bäume wie hier giebt es in der ganzen Welt nicht mehr. Die städtische Markthalle ist ein einziger Banianiabaum, unter dem viele hundert Personen ihren Verkauf etablirt haben. Jeder Zweig senkt Luftwurzeln senkrecht in die Erde, und dadurch bilden sich Säle, Gallerien, Nischen und Kammern, wie sie kein Baumeister schöner bauen kann. Der Zugang dazu sind Alleen von Riesenfeuerbäumen mit tellergroßen, rothen Blüten. Die von allen Dichtern besungene Lotus nimmt hier die

Stelle unserer Sonnenblume ein, d. h. die Kerne in der Blüte dienen entweder zur Nahrung oder man preßt ein feines Oel daraus. Die Engländer sind soeben dabei, mitten in einer Zimmetplantage eine Rennbahn anzulegen. Vielleicht verwerthen sie durch hohe Wetten so den Boden besser als bisher. Wie ich klein war, gab es Sonntags Milchreis mit Zimmet und Mandelmilch, und das muß sehr schön geschmeckt haben, da ich es nach 70 Jahren noch nicht vergessen habe. Heute bekommen die Kinder Whisky with Soda, nur etwas schwächer als es die Alten so nöthig haben, aber Zimmet will kein Mensch mehr.

Mittwoch, 8. November. Von Kandy führt die Eisenbahn noch ein paar tausend Fuß aufwärts nach



Nuwara Elya.

Hier macht sich die Höhe des Gebirges schon auf Temperatur und Vegetation geltend. Die Palmen und Bananen sind verschwunden. Man glaubt, die Vegetation von Lugano zu sehen, und im Grandhotel angekommen, wird man durch Kaminfeuer angenehm überrascht. Nachts ist eine doppelte Decke nöthig. Dieser Ort wird stark von Engländern aufgesucht, die

sich nicht an die tropische Hitze gewöhnen können. Man ist soeben dabei, eine Rennbahn anzulegen, die von drei Seiten von hohen Gipfeln eingefaßt ist, und von der vierten einen herrlichen Blick über einen See in die tieferen Thäler gestattet. Die Gebirgslandschaften sind von wunderbarer Schönheit und jeder Ausflug entpuppt neue Zauber. Unsere Jagdpartie hat auch ihr Ende erreicht. 25 Kreaturen liegen auf der Strecke. Ein Elephant ist angeschossen worden und noch nicht bestätigt. Drei Krokodille, sechs Affen, ein Pfau und anderes Geflügel. Die Einbuße des Dickhäuters hat den Jägermuth etwas herabgestimmt. Außerdem war die Sache zu kostbar und zu anstrengend. Die durch den Abgang des Dampfers beschränkte Zeit that überhaupt viel Abbruch.

In Nuvara Eliya ist ein botanischer Versuchsgarten für in Europa übliche Pflanzen eingerichtet. Die bemerkenswerthesten Exemplare sind die Kamelien und ein Azaleenbaum, der sich hier zu ganz ungewöhnlicher Größe entwickelt hat. Vor etwa vierzig Jahren brachte eine Lady Amthurst aus Java im Blumentopf eine Pflanze mit kleiner, rother Blüte nach Ceylon. Heute ist die ganze Insel damit bedeckt. Die Pflanzer wissen sich kaum der Ueberwucherung zu erwehren. Das Unglück wird hier Lady Amthurst genannt. Es geht damit genau so, wie den Amerikanern mit dem Sperling und den Australiern mit

den Kaninchen. Die Prämien auf Vernichtung der letzteren sind so hoch, daß die Landleute sie nunmehr künstlich ziehen, um durch massenhafte Einlieferung von Ohren sich eine sichere Revenue zu schaffen.

Der Adamspik nimmt in Ceylon dieselbe Stellung ein, wie der Fusigama in Japan. Er ist legendenumkrönt und meistens im Nebel, aber stets ist von ihm die Rede. Der Aufstieg, den ich natürlich unterlassen habe, ist mühevoll und schwierig, die letzten 1½ Stunden nur auf allen Vieren in eingehauenen Treppenstufen möglich. Oben in Schnee und Kälte, Wind und Ungeziefer haust in schmutziger Hütte ein Buddha-Bonze und sammelt kleines Geld.

Wie in den Hochgebirgen, nachdem die Sonne unter dem Horizont verschwunden ist, oft noch ein Alpenglühen der schneebedeckten Spitzen eintritt, zeigt sich hier auf dem Adamspik vor Sonnenaufgang eine eigenthümliche Naturerscheinung. In der Dunkelheit nämlich erkennt man deutlich in tiefem Schwarz den Schatten der Bergspitze und seinen eigenen. Dieser überraschende Lichteffect trägt nicht wenig dazu bei, die Phantasie der nächtlichen frommen Pilger zu bestricken und die Heiligkeit des Ortes zu erhöhen. Eine anderthalb Meter hohe Granitplatte mit einem großen fußtapfenartigen Eindruck ist mit Eisengitter umfaßt und wo letzteres es zuläßt, durch fromme Hände wie polirt. Zum Kuß des Fußtapfens werden

nur ganz hohe Personen oder weltreisende Jünglinge zugelassen, die wenigstens fünf Rupien dafür zahlen. Dann aber ist es ihnen immer noch nicht sicher zu sagen, ob Adam, Buddha oder sonst wer anders von hier bis auf das Festland von Vorderindien gesprungen ist. Ich denke aber, irgend ein amerikanischer Zeitungsreporter wird auch das noch herausbekommen! Eine ziemlich allgemeine Erscheinung ist in Ceylon die wenig verbindliche Art, in der die Engländer mit den Natives verkehren. Da giebt es nur kurze Befehle und harten Zuruf. Niemals Anerkennung oder Zufriedenheit. Man sagt den Natives viele üble Eigenschaften nach: Lug und Trug, verwirrte Begriffe über Mein und Dein, Hinterlist mit kriechendem Wesen. Mich selbst hat nur die unwürdige, stete Bettelei unangenehm berührt, obgleich die Armuth oder Bedürfnißlosigkeit nirgends größer zu sehen ist als hier. Es ist geradezu unglaublich, von wie Wenig diese Leute leben. Eine Untertasse mit Reis, auf dem ein paar Früchte liegen, und ein Trunk Wasser müssen für den ganzen Tag ausreichen. Man schämt sich ordentlich, wenn man sich an den Tisch setzt und vier bis fünf Gänge ißt, was augenscheinlich ganz überflüssig, oft sogar schädlich ist. Auffallend ist die zahlreiche Bedienung. Im Speisesaal des Hotel Orient serviren fünfundvierzig Leute. Alle barfuß, fast jeder mit einem anderen Turban, anderer Leibestracht, alle

sehr dunkel in der Hautfarbe. Jeder dienende Mensch wird Boy gerufen, selbst wenn er weiße Haare hat. Im Hotel giebt es denn auch in jeder Etage einen Oberboy, einen Bettboy, einen Stiefelboy, einen Badboy, einen Wasserboy, Wäscher-, Friseur-, Schneider- und weiß der Kuckuk was noch alles für Specialboys! Wenn man nach zehn Uhr nach Hause kommt, geben die Gasflammen nur noch dürftigen Schimmer, und der ganze Flur liegt voll von schlafenden Boys. Eine Hälfte spricht kaum mit der andern, weil diese vielleicht tieferen Kasten angehört. Der Stiefelboy wird sogar von allen verachtet, weil er Leder vom todten Thiere anfaßt. Wenn der Theeboy im Zimmer ist, würde er sich eher vergiften, ehe er die Stiefel mit herausnimmt. Da muß erst der Stiefelboy gerufen werden, und wenn der hereinkommt, ists ordentlich, als bedanke er sich, daß man ihn nicht beschimpft. In der offenen Halle neben dem Speisesaal steht ein scheußlicher Stuhl neben dem andern. Nur mit Kreuzschmerzen kann man halbanständig darauf sitzen. Das ist der Schauplatz, wo der globe trotter seinen ganzen Liebreiz entwickelt; in frischer Wäsche, rothen Schärpen statt der Weste, kurzen weißen Boyjacken und gelben Schuhen, als wären es noch dieselben, mit denen Buddha oder Adam das Loch in den Stein getreten hat. Da entwickelt sich denn eine kleine Messe: Photographien, Spitzen, Edelsteine, Perlen,

Stickereien, Silbersachen und Holzmosaik. Alles ziemlich leichte Waare und unsinnige Forderungen! Parsen aus Bombay und Tamilen, d. h. Leute aus dem Madrasdistrikt, entfalten hier eine Beredsamkeit und Ausdauer, die zu bewundern ist. Immerhin bekommt man eine Idee, zu welchen Preisen unsere Juweliere einkaufen. Den Vortheil, den sie oft an einem Stein haben, gestattet ihnen ziemlich lange, auf Gummi zu fahren. Der Manager des Orienthotels, Herr Raden, versteht sich gut auf Steine und ist sehr gefällig, überhaupt in Renseignements über Ceylon. Wer Elephantenjagdgelüste hat, sollte sich mit ihm und Consul Freudenberg vorher in Verbindung setzen!

Donnerstag, 9. November. Adieu Ceylon! Es war ein netter trip in dieses Eiland! Ich werde mit Vergnügen daran zurückdenken. Der englische Dampfer „Kaiser i Hind" ist in den Hafen eingefahren, unsere Cabinen sind belegt, die Koffer an Bord. Um Mitternacht sollen wir in See stechen, drei Tage bis Madras und nach dem Aufenthalt daselbst in drei weiteren langen Tagen bis Calcutta. Nur nicht schaukeln!

Heute früh 7 Uhr war ganz Colombo auf den Beinen. Es war große Parade zu Ehren des Prinzen von Wales. Auf der Galleface stand die Heeresmacht in Front: das Warwickshire-Regiment, zwei Batterien Artillerie und ein freiwilliges Regiment, zwei Glieder

hoch mit großen Intervallen, dahinter ein starkes Orchester in Ausübung einer symphonischen Dichtung. Alles in allem etwa 800 Mann in weißen Anzügen mit Tropenhelm. Um 7 Uhr erschien ein älterer Herr in glatt rasirtem Gesicht, mit weißem Filzhut, Jaquet, mit Blumen im Knopfloch, einem Reitstock in der Hand auf gutem, braunem Pferd. Alles jagte umher, kommandirte, paukte, spielte — es war Sir Havelok, der Gouverneur von Ceylon. Er ritt die Front vorn und hinten ab, nahm Aufstellung, dann geschah der Vorbeimarsch in möglichst guter Ordnung. Die Geschütze wurden von Soldaten gezogen, die Parade aber sehr in die Länge gezogen. Dann kehrte alles sehr befriedigt nach Hause, und in mir hinterließ es den Wunsch, daß drei Unterofficiere vom 2. Garde-Regiment nur acht Tage hier mal losgelassen werden möchten, um dieses nette Volksschauspiel auch zu einem militairischen umzuwandeln. Das Publicum war zahlreich, Mohamedaner aber in der Mehrzahl. Außerdem sah ich viele von der afghanischen Grenze, die ich bis dahin noch nicht gesehen hatte. Kurz, die kriegerischen Stämme waren mehr vertreten als die singhalischen Hindus. Alle Ladys der Insel, in allen Formen von Equipagen, auch zu Pferde und zu Fuß, belebten das Paradefeld. Heil dem edlen Prinzen von Wales — er hat Colombo einen Festtag bereitet! Bei der Rückkehr ins Hotel fanden wir dasselbe durch

eine Masse knochiger, lauter Ladys und eine Heerde unglaublicher Gentlemen ganz in Beschlag genommen. Es war der Australien-Dampfer angekommen. Lieber Leser, ich kann dir nur rathen, falls du die Absicht hattest, eine Lustreise nach Australien zu machen, dir diesen Wunsch zu verkneifen, du wirst Gewinn davon haben! Ich fuhr noch einmal durch alle hübschen Punkte von Colombo, machte der 200 Jahre alten Riesenschildkröte einen Abschiedsbesuch und konnte mich kaum alle der Händler erwehren, die in Anbetracht unserer Abreise ihren Edelstein um den halben Preis anboten, große Tigerfelle für 20 Mark, Elephantenfüße als Papierkörbe für 40 Mark etc. Das Gouvernement aber sorgt dafür, daß der Käufer nicht zu üppig wird, denn das Geld, was hier geht, wird in Madras und Calcutta nicht mehr genommen, daher ist man knapp eingerichtet und immer mit Wechseln mit Verlust beschäftigt.

Ich neigte in den letzten Jahren sehr zu Erkältungen und war gegen Zugluft sehr empfindlich. Seit sechs Monaten aber sitze ich ohne wesentlichen Nachtheil nur im Zuge, so daß ich mich oft selbst wundern muß, daß es ohne nachtheilige Folgen geschieht. Die Hitze corrigirt hier eben alles!

Freitag, 10. November. Das englische Dampfboot „Kaiser i Hind“ war spät eingelaufen, kam direkt aus London, hatte Kohlen und Ladung

zu nehmen und ging erst am Nachmittag nach Madras und Calcutta weiter. Aus dem Hotel allein gingen 45 Personen erster Cajüte mit und eine ganze Operetten-Gesellschaft. Unser Reiseagent hatte sich diesmal nicht persönlich von den Cabinen überzeugt, sondern sich auf die Versprechungen der Stewarts verlassen. Die Folge davon war, daß mit viel Umständen und Aerger dies Versäumniß erst nachträglich geregelt werden konnte. Für ältere Leute, wie ich, besteht ja der ganze Vortheil des Reisemarschalls darin, überall schon gesicherten Platz vorzufinden, denn nichts beeinträchtigt den Genuß einer Reise mehr, als unerquickliche Auseinandersetzungen über das, was sich von selbst versteht. Schließlich erhielt ich dann noch eine Cabine für mich über der Schraube, in der die Oekonomie Wäsche und Blechbüchsen aufbewahrte! Die Schiffsbewegung, bald im Grunde, bald in den Lüften, machte sich hier sehr geltend. Ich war aber zufrieden, allein zu sein! Der Abschied von dem schönen Ceylon war ein Ereigniß geworden. Mit Reisetrunk und Hoffnungen der Wiederkehr wurden wir nach dem Schiffe begleitet, und ganz zuletzt überreichte mir ein kleiner Singhalesenboy, der mich als Pferdehalter auf meinem Ausfluge täglich begleitet hatte, einen größeren Blumenstrauß. Dieser Bengel hatte dick gelocktes Haar, das ihm wie ein schwarzer Fußsack vom Scheitel bis über die

Schultern fiel. Ein unschätzbares Malermodell in Farbe, Form und Bewegung! Seine Empfehlung an das Hotel konnte ich nur dadurch unterstützen, daß ich ihm einen Kamm kaufte. Ich fürchte aber, daß dies ihm ganz unbekannte Werkzeug viel von seinem natürlichen Charm rauben wird. In Betreff der Schildkröte muß ich noch hinzufügen, daß sie vor 200 Jahren bereits fast in derselben Größe von dem damaligen holländischen Gouverneur übernommen ist und seitdem in demselben Garten den Schutz der Obrigkeit genießt. Es giebt Zoologen, die ihr das Alter von über 300 Jahren geben. Hals und Kopf mit schnabelartigem Maul ragt fast auf Armeslänge aus der über einen halben Meter hoch gewölbten Schaale hervor. Das Augenlicht hat sie fast ganz eingebüßt. Merkwürdig dick sind die etwa einen Fuß langen Beine. Wenn sie geht, schwebt die untere Schaale mehr als einen halben Fuß über dem Boden. Sie hat Zeit gehabt, manches zu lernen. Als mein Malermodell sie stark mit einem Steinchen klopfte, gab sie einen Ton von sich, als hätte eine Kuh geschrien.

Es wurde mir für eine Mark ein wunderbares Thier zum Kauf angeboten, das mir gänzlich fremd war. Es schien eine kurze Ratte ohne Schwanz mit ganz dünnen, nahezu spannlangen Beinen und für diesen Körper etwas großem Eulenkopf. Bei den

schleichenden Affenbewegungen und dem vorwurfsvollen Ausdruck der großen Augen sah das Thier äußerst unheimlich aus. Ein dilettantischer Zoologe nennt das Thier Maulwurfsaffe, die Singhalesen heißen es **Unahapa luwa.**

Sonnabend, 11. November. Beim Verlassen des Hafens von Colombo sahen wir einen englischen Dampfer mit gebrochener Schraube und einen holländischen, dem ein französischer ein arges Loch ins Bugspriet gefahren hatte. Ein Theil der Passagiere fuhr mit dem „Kaiser i Hind" weiter und sie hatten viel von ihrem ausgestandenen Schreck zu erzählen. Viel bewundert wurde auch die elegante Yacht Sunbeam, mit der Lord Brassay, der Bruder des Besitzers des New-Yorker-Herald, angelangt war, um hier die Opiumfrage zu studieren. Er ist mit seiner liebenswürdigen Familie auf unser Schiff übersiedelt, um schneller nach Calcutta zu kommen. 120 Personen speisen in der ersten Cajüte. Die Gesellschaft sieht bunt aus. Da ist die Familie eines indischen Rajah. Alle so braun und vergoldet wie möglich, zwei hohe Staatsbeamte aus Japan, die zwei Jahre in Berlin waren. Ein Clavierlöwe auf Kunstreisen, der nicht halb so viel Haare hat, wie mein Malermodell. Dicke und dünne englische Misses. Natürlich 24 Kinder mehr als nöthig, alle mit viel Geräusch machenden Spielsachen ausgestattet. Wenn

nun die Weinerei anfängt, pauken die Eltern gleichzeitig auf alle Getöse-Instrumente, was denn auch zur Beruhigung der anderen Mitreisenden wesentlich beiträgt. Ein Unglücksmensch, der von seiner Fingerfertigkeit große Meinung hat, bearbeitet das Clavier auf Deck. Im Clavierlöwen bäumt sich der ganze Künstlerstolz. Er fährt, wie von der Tarantel gestochen, durch die Haare, trommelt nervös mit den knöchernen Fingern auf dem Knie und sieht unter Zucken der Mundwinkel mit tiefer Geringschätzung nach dem Marterkasten.

Die nächtliche Schaukelei an der Südküste läßt noch manchen guten Gesellschafter stille Betrachtungen in der Cabine machen. Nach Breakfast fuhren wir an Trinkonomali vorüber, von dem ich nichts weiter sagen kann, als daß die Betonung des Namens auf der zweiten Silbe liegt und nicht, wie wir es in der Schule lernen, auf der dritten.

Das herrliche Wetter läßt über Ceylon das prachtvolle Profil des Gebirgsrückens das Auge genießen, doppelt anziehend, wenn man soeben erst aus den Thälern dieses Paradieses aufgebrochen ist.

Sonntag, 12. November. Ich glaube, es ist der elfte Sonntag auf dem Wasser in dieser Weltreise. Wir befinden uns auf einem englischen Schiff. Den Kindern sind die geräuschvollen Spielsachen versteckt. Der Clavierlöwe geht gekränkt umher – man hat

den Marterkasten zugeschlossen. Alle Ladys machen ein Gesicht, als ob sie eingesegnet werden sollen und passiren mit strengen Blicken den Rauchsalon, wo Gentlemen in öfterer Wiederholung Whisky und Soda nehmen und so thun, als hätten sie die Glocke für den Gottesdienst überhört — aber auf den energischen Zuruf Charley my darling stürzt Charley erst den Brandyrest hinunter und dann hinter dem geliebten wife in den zum Betsaal umgewandelten Speiseraum. Es haben sich noch ein Paar bemerkenswerthe Mitreisende entpuppt. Der reichste Mann aus Calcutta und der größte Theeplanter in Indien, beides Eingeborene, sehr dunkel und in europäischer Tracht; da nichts so sehr das Vermögen vermehrt als der gemeine Geiz, so zeichnen sich diese beiden Krösusse durch Dürftigkeit und die Angst aus, angeborgt zu werden.

Das herrliche Ceylon ist verschwunden. Brandung und Strudel deuteten uns in der Ferne die Riffe in der Palkstraße an. Die Küsten der vorderindischen Halbinsel zeigen sich flach und interesselos. Weit im Lande scheint sich der Höhenzug zu erheben. Es frappiren mich die Ortsnamen Madura, Tanjore und noch andere, die hier und auch in Ost-Java vorkommen. Man weiß nicht, woher um das Jahr 200 die Einwanderung nach Java geschehen ist. Sollten die Javanen nicht von hier gekommen sein und ihren lieb gewordenen Heimatsnamen mitgenommen haben?

So geschieht es doch bei allen Einwanderungen, z. B. der Slaven in die Mark, der Sachsen in das Wenden- gebiet, der Europäer in Amerika. Die wenigen Franzosen, welche auf dem Schiff sind, gehen jetzt stolzen Schrittes auf und ab und reden laut von großer Zukunft in Indien, Tongking und Siam, denn wir passiren die alten französischen Colonien Tran- quebar und Pondichery. Der letztere Ort hat eine musikalische Berühmtheit durch die elegante Coloratur- Oper Lakmé von Delibes erhalten. Die Bayadere eines Hindutempels liebt einen französischen Marine- offizier, woraus in drei Acten die schönsten Geschichten entstehen, die ziemlich schwer zu singen sind.

Die Präsidentschaft



nimmt von der Südspitze von Vorderindien an einen großen Theil der Ostküste ein und zeigt eine Menge Eigenthümlichkeiten, die von dem übrigen Indien so abweichen, daß sie hier schon erwähnenswerth er- scheinen. Die Hauptbevölkerung bildet die Tamilen- Race, welche Drawidische Dialekte spricht Sie ver- drängte die Urbevölkerung, die noch in ansehnlicher Zahl in Wäldern und Schluchten, in ziemlich ver-

thiertem Zustande, verachtet, ihr Leben fristet. Die Drawidischen Sprachen haben nichts mit dem Sanskrit gemein. Ihr Brahmaismus unterscheidet sich auch in vieler Beziehung von dem der Hindostaner. Sie halten die im eigenen District geborenen Brahminen heiliger, als die übrigen in Indien. Den Brahminen gehört das ganze Land, die Ackerbauer sind ihre Pächter. Elf Kasten scheiden sich strenge von einander. Es herrscht hier wie auch bei den Singhalesen in Ceylon Polyandrie, so daß oft vier Brüder ein und dieselbe Frau haben. In den Kasten der Kiril Nairs herrscht der eigenthümliche Gebrauch, daß jeder junge Ehemann am lendemain seine Frau wieder frei giebt, die dann in freier Liebe bei ihren Eltern lebt wie sie will. Ihre Kinder tragen den Namen des ersten Mannes und haben Erbrecht. Eine eigenthümliche Sekte sind die Schanars, die sich fast ausschließlich von berauschendem Palmwein ernähren, die Seelen der Gestorbenen in bösartige Gespenster verwandelt glauben und ihnen Thieropfer bringen, wobei sie groteske Tänze um das Feuer ausführen. Die Hirtensekte Todas opfert Milch in einem Tempel der Wahrheit und duldet kein weibliches Wesen in der Nähe der Milch. Diese Tamilensekte besteht vielleicht aus den schönsten Menschen auf dem Erdball. Jährlich werden Büffelopfer gebracht. Wüthend gemachte Stiere müssen ohne Hülfe nur durch einen jungen Mann bewältigt

werden, damit das Opfer im Tempel der Wahrheit angenommen werden kann. Höchst merkwürdiger Weise existiren hier noch gegen 200 000 syrische Christen, die schon vorhanden waren, ehe die Portugiesen ins Land kamen – ein sicherer Beweis des früher lebhaften Verkehrs Indiens mit der Levante. Der Thierreichthum ist außerordentlich. Im Distrikt Coyumbattur werden jährlich mehrere hundert Elephanten getödtet. Mangelhafte Eisenbahnverbindung verschließt dem reisenden Forscher bisher noch eine große Zahl interessanter alter Baudenkmäler, welche wohl verdienen, mehr bekannt zu sein. So sind z. B. in Kantschivaram sieben colossale Pagoden in Pyramidenform, ebenso wie diejenige in Tanjore, augenscheinlich die Vorbilder der Bauwerke aus dem sechsten Jahrhundert der Hindu-Einwanderung in Java. In Kantschiwaram ist ein alter Wishnutempel mit 1000 Säulen, vier Pagodeneingängen und eminenter Großartigkeit der ganzen Anlage. In Mayhalboripur befinden sich sieben in den Uferfels gehauene Felsentempel mit merkwürdigen Details. In Tschittur sind drei Quadratkilometer mit den berühmten Gräbern von Panduwaram Dawal bedeckt, die sich aber in sehr defektem Zustand befinden. Man traut seinen Augen nicht bei dem Anblick, denn sie gleichen, wie ein Ei dem andern, den celtischen Tings, Cromlechs, Dolman und Grabstätten aus der Steinzeit in Scandinavien, Wales und

12*

der Bretagne. Jeder aufrechtstehende Stein ist ein Gedankenwegweiser durch das Gewirr der Völkerwanderung. In Tanjore sind die Pagodentempel sehr zahlreich. Ueber dem Haupttempel erhebt sich ein Pagodenaufbau von 100 Fuß, der oben mit einem einzigen Stein bedeckt ist, der 80 Tons wiegt. Welche hohe Technik in der Baukunst verräth allein dieser Stein! In Tschidambaram in der Südspitze stehen Pagodentempel aus dem Jahr 471, die für die ältesten der Halbinsel gelten.

Trichinopolis, was beiläufig nichts mit den Trichinen zu thun hat, ist zwar unvollendet, doch eine der größten Tempelanlagen in ganz Indien. Auf einer Insel gelegen, Wishnu geweiht, staunt man über den Entwurf dieses Unternehmens: 16 Höfe mit je vier Thürmen und Mauern eingefaßt, in denen Granitblöcke von 13 Meter Länge eingebaut sind. Der Bau ist aber erst aus der Zeit, in der die mohamedanische Araberüberflutung stattfand, die so viel sociale Störungen mit sich brachte, daß die Vollendung des Baues unterblieb.

Schließlich sei noch eines colossalen Tempelbaues in Madura Erwähnung gethan, der aus dem fünften Jahrhundert herstammt und ebenso imposant in der Anlage als im kunstvollen Aufbau ist. Ich könnte noch manches recht Beachtenswerthe in dieser Richtung mittheilen, will aber den harmlosen Ton dieser Tage-

buchblätter nicht damit stören. Ich hatte schon ganz vergessen, daß wir in der zweiten Kajüte eine ganze Operetten-Gesellschaft an Bord hatten. Man sagt: „Es bildet ein Talent sich in der Stille". Das ist aber einfach nicht wahr, denn wenn irgendwo einer nur auf dem Finger pfeifen kann, dann muß es heraus, um den Applaus der ganzen Menschheit heraus zu locken! Ich hatte die auf allen englischen Schiffen menschenunwürdige Atzung an mir vorübergehen lassen und sah, auf Deck zurückgekehrt, daß dasselbe durch Flaggen in einen Salon gewandelt. Das verstimmte Clavier hatte einen genialen Schubs bekommen, war mit einem bunten Sarong und einem Kaktus im Blumentopf geschmückt. Alle Plätze wurden besetzt, und unter dem Deckmantel eines milden Zweckes ging es nun los. Zuerst dachte ich, der Clavierlöwe wolle ein Attentat auf uns machen — doch nein! Eine armselige Gesellschaft von späten Mädchen und rauhbeinigen Jünglingen brachte Leistungen zu Tage, daß Apoll sich das Haupt verhüllt hätte. Englische Kunstansprüche scheinen aber nicht groß zu sein. Man hörte geduldig, klatschte, gab reichlich und dann war alles sehr befriedigt. Der Löwe vermischte sich nicht mit dem fahrenden Volk und zuckte bei jedem Accord mit den Achseln.

Montag, 13. November. Gestern Abend elf Uhr erreichten wir Madras. Zwölf Kilometer

Gasbeleuchtung längs des Ufers. Alles stand in Bewunderung der Illumination, ohne nach dem Himmel zu sehen, als sich unerwartet ein Wolkenbruch entlud, der alles von Deck zu schwemmen drohte. Selbst in der Cabine stand das Wasser. Erst heute früh wurden wir in den Hafen eingelassen. Es ist kaum möglich, einen ungeeigneteren Platz für eine Handelsstadt zu finden, da, ehe der Hafen fertig war, drei Monate im Jahr kein Boot das Ufer erreichen konnte, ohne durch die furchtbare Brandung zertrümmert zu werden. Schiffer holten damals die Passagiere von der Rhede auf drei, mit Seilen verbundenen, Palmstämmen ab. Auf diesen saßen sie rittlings fest angeklammert. Wenn nun in der Brandung dieses Fahrzeug durch die Luft geschleudert wurde, standen Leute im Wasser bereit, die Halbertrinkenden ans Land zu retten. Jede Kiste, jeder Koffer wurde dann aus dem Wasser herausgefischt. Man wird zugeben, daß eine solche Procedur nicht für Jeden angenehm ist. Der nun fertige Hafenbau hat einige Abhülfe geschaffen. Madras hat fast eine halbe Million Einwohner. Wo drei Leute zusammenstehen, gehören sie gewiß drei verschiedenen Volksstämmen an. Das Durcheinandergewirre von Gestalten, Farben und Trachten ist unglaublich vielseitig. Die Stadt selbst ist so ausgedehnt, mit so viel Parks und Gärten durchsetzt, daß es schier endlos ist, ein paar Sachen hintereinander sehen zu wollen.

Das reiche Hinterland strömt hier mit Menschen und Erzeugnissen auf dem Markt zusammen und entwickelt hier ein sehr bedeutendes Geschäftsleben; um so wunderbarer erscheint es, daß die Regierung so langsam mit Eisenbahnverbindungen vorgeht, die hier alles zu wünschen übrig lassen. Nur die nach Bombay ist fertig. Eine Verbindung mit Calcutta fehlt gänzlich. Vom Schiff sieht Madras aus wie eine Stadt der Paläste, zumal im Sonnenschein. Sämmtliche Regierungsgebäude, selbst diejenigen, welche ganz neu, sind in indischem Styl, in Dimensionen und Material gebaut, als ob die Stadt heute noch wie früher die Residenz der Regierung von ganz Indien wäre. Rother Ziegelbau ist der vorherrschende, doch sind alle architektonischen Schmuckdetails, Säulengallerien, durchbrochene Fenster und Thurmkrönungen in weißem Stein gehalten. Jedes dieser Etablissements besteht eigentlich aus vier bis fünf so schloßartigen Gebäuden, die in weiten wohlgepflegten Parks liegen und der Stadt einen sehr vornehmen Stempel aufdrücken.

Das Museum, im botanischen Garten gelegen, ist ein imposanter Kunstbau. Der Inhalt aber ist so hochinteressant, daß man darüber das Aeußere gänzlich vergißt. Nirgend habe ich ein Museum gesehen, in dem die Gegenstände so musterhaft gehalten sind, wie hier. In Fischen werden hier Arten gezeigt, die ich

in den europäischen Museen nur in sehr kleinen Exemplaren gefunden habe. Ebenso ist mir nicht erinnerlich, Schädel und Horn des wilden Stiers in unseren Museen gesehen zu haben. Das Exemplar, welches ich selbst mit der Naturalien-Sammlung von Alexander von Humboldt geerbt habe, ist nur halb so groß, wie das, welches ich hier fand. Das Meinige war ein Geschenk von Schlagintweit an den großen Gelehrten, das jener kurz vor seiner Ermordung in Kaschgar abgesendet hatte. Für die Laien und Galleriediener ist ein Elephantenembryo von der Größe einer Faust der wichtigste Gegenstand. Für jeden Indien-Reisenden, der nicht Gelegenheit hat, alle die alten Tempelstätten aufzusuchen, ist diese Museumssammlung von größestem Interesse durch die zahlreichen Originalstücke, Abgüsse und Modelle dieser merkwürdigen Zeugen so alter Cultur. Waffen und Geräthe sieht man hier aufgestapelt, die vom gewöhnlichen Markt geschwunden sind. Kurz, das Museum in Madras muß von jedem, der nach Indien geht, mit absoluter Nothwendigkeit gesehen werden.

Die Sammlung der indischen Münzen geht fast auf viertausend Jahre zurück. Es riecht zwar noch etwas in Madras nach dem jesuitischen Portugal, aber die segensreiche, ausgiebige Hand der Engländer verleiht dem Ganzen Leben und Thätigkeit.

Natürlich liegen über die ganze Stadt zerstreut zahllose Kirchen und Kapellen aller Missionen. Das Unglück und die Unklugheit der Portugiesen, die ihnen allen Einfluß in ihren Colonien geraubt hat, ist ihre Vermischung mit niederen und nicht geachteten Kasten. Der Zoologische Garten, der nicht vernachlässigt werden darf, zeigt zahlreiche Vertreter des indischen Thierlebens in prachtvollen Exemplaren. Die Hauptbeschäftigung der Wärter scheint darin zu bestehen, die armen Thiere für Geld zur Wuth zu reizen. Das Reich der Affen scheint ganz vollständig zu sein. Das Straßenleben ist äußerst anziehend durch die vielseitigen indischen Typen, denen man hier begegnet. Die Frauen, selbst die ärmsten, sind mit Schmuck stets überladen. Manche Sekten tragen überaus große Ringe in den Ohren, andere sogar große Metallstücke, die in die ausgeweiteten Ohrläppchen eingewachsen sind. Die Nasenflügel sind stets durchbohrt und tragen kunstvolle Filigranrosetten. Wahrhaft bejammernswerth ist das öffentliche Fuhrwerk. Ich habe wohl nicht nöthig zu sagen, daß es während meines Aufenthalts in Madras so über die Maßen regnete, daß auch nicht ein Faden trocken blieb. Im Hafen lag ein Schiff der Hamburger Linie, an dem wir mit Heimweh und in Anbetracht unserer schlechten Verpflegung durch den Küchengeruch bezaubert vorbeifuhren. Mit dem üblichen Geschrei und Geschaukel

wurden wir unserem „Kaiser i Hind“ wieder überantwortet, der alsald seine Fahrt nach Calcutta mit uns fortsetzte.

Dienstag, 14. November. Im Orient ist es keine Schande, den Verstand zu verlieren, sogar im Gegentheil, genießen diese Unglücklichen einen Anflug von Heiligkeit! Auch in Indien läßt man die unschädlich geistig Gestörten frei umher gehen. Man färbt ihnen aber Haare und Bart roth, damit sie gleich von weitem erkennbar sind, um die nöthige Rücksicht finden zu lassen.

Eine Eigenthümlichkeit von Madras sind die zahlreichen Jongleure, die in Schlangenbändigung und Fingerfertigkeiten wirklich ganz Ueberraschendes leisten. Da sitzt ein nackter Bengel von zehn Jahren gegenüber an der Erde, hinter ihm ein Säckchen. Man sieht kaum eine Handbewegung und um ihn her liegen nach zehn Minuten sechs Schlangen und eine Unmasse Sachen, die er sich aus seiner und anderer Nasen holt. Dann erfährt man, daß man 95 Jahre alt werden, eine junge Frau mit viel Geld heirathen und eine Reise nach Calcutta machen wird. Das ist für einen Zauberer von zehn Jahren schon eine gute Leistung. Sein schönstes Kunststück ist, daß er in ein Sandhäufchen Samen streut und daraus nach und nach einen Theestrauch von einem halben Meter Höhe wachsen läßt.

Der heutige Tag war grau in grau und brachte wenig Abwechselung. Auf dem einzigen stillen Plätzchen vor einer Cabine hatten sich alle Kinder versammelt und spielten Operettengesellschaft. Es ging so lebhaft her, daß die ganzen Schiffspassagiere sich zusammendrängten, um zu sehen, wie zweckmäßig es ist, Kinder dergleichen zu lehren. Ein paar unpassende Tänze wurden in großer Vollendung wiedergegeben und von allen englischen shocking-ladies sehr beklatscht. Gegen Abend fuhren wir an dem Godaverydelta vorüber. Dieser Fluß erfreut sich großen heiligen Ansehens. Namentlich im Anfang seines Laufes ist er mit stark besuchten Tempeln und Wallfahrtsorten reich besetzt. Mir scheint, daß es ein bischen zu viel Wasser auf der Erde giebt, nicht etwa weil es zu viel schaukelt, sondern weil wir in zweimonatlicher Seefahrt so wenig Schiffen begegnet sind. Der Küstenstrich, an dem wir heute entlang fahren, heißt Golconda.

Westlich von Madras, fast bis an die Westküste reichend, liegt das Fürstenthum



Legenden-durchflochten wird es als das Königreich Sugriva in der ältesten indischen Literatur besungen.

Jahrhunderte der Theilungen, Bruderkriege und Aufstände brachten den mächtigen Hydar-Ali, den Sohn eines arabischen Soldaten, auf den Thron. Er und sein grausamer Sohn Tipu Sahib waren die gefährlichsten Gegner der britischen Herrschaft in Indien. Nachdem 1799 Tipu Sahib verschwunden war, setzten die Engländer eine alte Hindufürstenfamilie als Herrscher ein, waren aber in Folge der finanziellen Mißwirthschaft genöthigt, die Regierung selbst zu übernehmen.

Die Hauptstadt Seringnapatnam ist mit Prachtbauten, Parks und Fortificationen ausgestattet. Im Park Lal Bagh steht das berühmte Dargah, wo auch Haidar Ali und Tipu Sahib begraben liegen. Wellington hatte hier seine Residenz aufgeschlagen. Der Ort Sravana ist der Hauptpunkt der geheiligten Stätten der Jaina-Religion. Die höchste Gottheit Prosnoth ist dort in Felswänden in Colossaldimensionen ausgehauen. Nicht weit davon sind die großartigen Wasserfälle der Kaveri, die dem Niagara an die Seite gestellt werden.

In der Nähe von Haidar-Nagar bildet in imposanter Alpenlandschaft die Gersoppa vier ganz verschiedene Wasserfälle bis zur Höhe von neunhundert Fuß, die in der ganzen Welt kaum ihres Gleichen haben dürften. Nördlich des Königreichs Mysore in

der Mitte der vorder-indschen Halbinsel liegt das Reich des Nizams von



Hyderabad.

Das Land ist so groß wie England und hat neun Millionen Einwohner. Es hat keine Küste, da es vom Meer im Westen durch die Präsidentschaft Bombay und im Osten durch die von Madras davon getrennt wird. Die westliche Bevölkerung sind Marhatten, im Osten wohnen Gonds und Teluga's. Alle verschiedenen Sekten haben am heiligen Godaveryfluß ihre Wallfahrtstempel, was wohl das beste Zeugniß des hohen Alters des Godavery-Cultus ist. Die herrschende Klasse sind die arabischen Mohamedaner, die alle Verwaltungs- und Beamtenstellen inne haben.

Nach dem Tode des großen Aurangzib, etwa um 1700, usurpirte sein oberster Heerführer, oder wie sein richtiger Titel war, sein Reichsordner, d. h. Nizam, den Theil des Landes als Souverain, der das heutige Hyderabad bildet. Dieser erste Nizam wurde 104 Jahre alt, und drei Generationen von ihm kämpften um die Herrschaft, von den Engländern unterstützt, gegen die von den Franzosen begünstigten legitimen Fürsten. Der Nizam hatte durch Gebietsabtretungen an die

Briten die Stärke auf seiner Seite und behauptet bis heute den Thron. Die Lage der Residenz Hyderabad auf einem Wirrsal von Granitkegeln, welche die Hauptgebäude tragen und stark befestigt sind, das Ganze in einen Reif von Felsengebirgen gefaßt, ist wahrhaft imposant. Die große Stadt dazwischen ist armselig, elend, verkommen und so schmutzig, wie keine andere in Indien. Die verwahrloste Bevölkerung ihrer Gewaltthätigkeit und Räubereien wegen auf der ganzen Halbinsel gefürchtet. Park- und Wasseranlagen sind sehr sehenswerth. Im Palast des Nizams, des englischen Residenten, der hohen Würdenträger etc. herrscht großer altindischer Luxus. Es werden an 900 Elephanten für Prunk und Verkehrsdienst gehalten.

Nander an der Godaveri ist das Hauptheiligthum der Sekte der Sieks, welche dort auch ihre höheren theologischen Schulen haben. Das frühere Königreich Golconda unterwarf sich damals dem gewaltigen Aurangzib. Ruinen der Hauptstadt und der an die Engländer an der Ostküste abgetretene Landesstrich sind alles, was noch daran erinnert. Aurangzib, der Herrscher auf 100 indischen Thronen, der letzte Nachkomme Timur Chan's, liegt in einfachem Grab in Rauzah, zwischen zahlreichen Frauen und heiligen Männern begraben. Der Bedarf nach Wasser ist auf der Hochebene von Dekan sehr groß und die Reservoiranlagen reichen bis in sehr hohes Alter hinauf.

Baumwolle, Seide, Gummi und Holz sind dort die Haupterzeugnisse.

Mittwoch, 15. November. Nichts muß schwieriger sein, als authentisch das Verhältniß auszudrücken, in dem die britische Regierung zu einer Masse Einzelnstaaten in Indien steht. In den Zeiten des indischen Aufstandes wurden vielen Staaten Besitz und Rechte gegen einen jährlichen Tribut garantirt. Andere wurden in Verwaltung übernommen. Anderen sogar Geld gegeben, um das Recht zu haben, Truppenbesetzungen der Etappenstraßen etabliren zu können. Andere werden so höflich behandelt und ihnen so viel Geld geborgt, daß man Residenten hinschickt, die gewisse Staatseinnahmen verwalten. Solch ein Fürst darf seinen Palast nicht ohne Erlaubniß des Residenten verlassen, unter dem Vorwand, daß England für seine Reiseannehmlichkeit sorgen will. Kurz, wo das Recht fehlt, ist die Gewohnheit da, und de facto beherrscht England Indien. Im Norden Indiens wird jede Aufklärung über diese ungewissen Verhältnisse hintertrieben und lästigem Fremdenbesuch manche Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Vorzugsweise scheinen geheimnißvolle Russen von dem Drang beseelt, den Norden von Indien „zum Vergnügen" zu bereisen, und da es ihnen nichts kostet, versichern sie, daß sie das Glück der Zukunft in ihrer Westentasche bei sich führen.

Die Präsidentschaft Madras sowohl wie Hyderabad begrenzt ein wunderbares Ländchen, unberührt von englischer Macht und Culturbestrebungen. Das ist das Land



Der Rajah wohnt in Djakdalpur. Das ganze Land, so groß wie Holland, wird von dem Gondstamm bewohnt, der auf der niedrigsten Stufe der Bildung steht. Hier werden noch regelmäßig zahlreiche rituelle Menschenopfer gebracht. Das ganze Land ist eine undurchdringliche Wildniß, mit einer Unmasse wilder Thiere angefüllt. Die angebauten Landstriche sind äußerst gering. Von hier bis an das Meer zieht sich der District



Vom Hochgebirge fällt die Landschaft schnell in eine sumpfige Ebene ab, die nur um ein Geringes sich über den Wasserspiegel erhebt. Die Wasserläufe theilen sich in zahllose Arme und verpesten die Luft mit

Sieberdünsten. Alljährlich schleppen sich hier gegen eine Million Pilger zusammen, denn zahllose Tempel und Heiligthümer aller Art machen es den Gläubigen zur Pflicht, hier ihre Sünden abzubüßen. Durch wochenlange Fasten vorbereitet, durch die Ueberanstrengung der Pilgerreise geschwächt, nur durch Wasserfrüchte ernährt, bildet diese Menschenanhäufung einen festen Centralpunkt für die Cholera. Sie fordert hier fortdauernd Massenopfer und wird von hier je nach den Jahreszeiten bis in die fernsten Winkel des Landes geschleppt. Da aber bei den 400 Millionen Menschen im britischen Indien noch Einwohner genug da sind, wird hier wenig Aufhebens davon gemacht. Die Concurrenz der verschiedenen Sektentempel in dem heiligen Lande Orissa hat im Brahma- und Buddhaismus die gröbsten Auswüchse gezeitigt, andererseits uralte Heidengebräuche in alter Frische festgehalten. In der Zeit, die unseren Ostern gleichkommt, werden Aufzüge mit Puppen wie in Sevilla gehalten. Solche Figuren stehen auf eigens dazu gebauten Wagen, werden durch fromme Pilger gezogen, und wer sich davon überfahren läßt, geht sogleich ins Himmelreich ein. Um die büßenden Sünder nicht zu sehr zu deprimiren, erzählen ihnen vom Wagen aus die Bonzen zotige Geschichten und amüsiren die Massen durch allerhand Narrheiten. Vor 30 Jahren fiel ein großer Stein mit astronomischen

Darstellungen aus einer alten Pagode herab. Das Gouvernement ließ ihn in das Museum nach Calcutta schaffen. Dadurch muß der Stein nun eine besondere Heiligkeit bekommen haben, denn nachdem derselbe wieder an Ort und Stelle zurückgebracht worden ist, zieht er Tausende von anbetenden Pilgern an.

Donnerstag, 16. November. Auch der indische Ocean hat eine Masse Wasser, wie aber auch selbst das Schönste mal sein Ende erreicht, so soll es heute nun auch die Wasserfahrt haben.



Calcutta

liegt etwa 116 englische Meilen vom Meere an dem Hugly genannten Arm des Ganges. Es wird von dem Stand der Flut abhängen, ob wir heute das Ziel unserer Wünsche noch finden. Zuweilen tritt auch der Fall ein, wenn ein Schiff am Nachmittag an der Mündung anlangt, daß es von dort 24 Stunden braucht, um Calcutta zu erreichen! Im blinden Eifer werden aber jetzt schon die sieben Sachen zusammengepackt, Cabinen und Tischnachbarn Lebewohl gesagt, die Bedienung wird ferneren Wohlwollens versichert, dem Capitän für die schöne Ueberfahrt gedankt – da läutet es noch einmal. Hoffentlich zum letzten

Mal muß man wieder verkohlte Ziegen-Petrefacte, Tomaten und Oliven mit concentrirter Schwefelsäure und Sachen essen, von denen man gar nicht weiß, was sie sind, die aber stark nach Oelfarbe riechen. Lebe auch du wohl, geehrter Koch, möge meine weitere Lebensweise mich von jedem englischen Schiff fern halten, vernichte mit den Bazillen deines Laboratoriums andere Leute! Seit zwölf Stunden liegen wir vor einer der 25 Mündungen des Ganges. Der Pilot ist an Bord, er hält den Augenblick aber nicht für geeignet, uns nach Calcutta zu führen und verspricht, daß wir mit rechter Flut und rechtem Wind vielleicht morgen da sein werden. Wir sitzen und füttern Möven, das Wasser um uns her ist gelb und schmutzig. Am nördlichen Horizont zeigt sich etwas wie ein Landstreifen. Warten wir also in Ergebung ab, was für uns für gut befunden wird!

In Europa tauchen zuweilen fabelhafte indische Fürsten auf, über deren Herkommen sehr blasse Begriffe vorhanden sind. Vielleicht interessirt es, hier eine Zusammenstellung der officiell von England an- anerkannten Fürsten einzusehen, welchen jährlich 36 Millionen Mark als Pensionen oder Subsidien gezahlt werden. Andere, denen England den Besitz garantirt hat, zahlen dafür dem Gouvernement beträchtliche Summen, dürfen Armeen halten, die sie England im Kriegsfall zur Disposition stellen müssen.

13*

Jeder hat an seinem Hof einen englischen Residenten, der mit allen Regierungsmaßregeln einverstanden sein muß. Sobald das Gouvernement Veranlassung findet, unzufrieden zu sein, wird das Ländchen in eigene Verwaltung genommen.

Als mediatisirte Radjahs, Thaturs, Bhumias und Häuptlinge werden genannt:

In Central-Indien und Malva 79,
In Bundelkhand 24,
(hierbei sind auch Raos, Jaghirdars und Nawabs),
Im westlichen Indien 13,
Im nordwestlichen Indien 33,
In Kathiawar 14,
Im Sind 1,
In der Palanpur Regentschaft 12,
In der Mahilanta 1,
In der Revakhanta und anderen Staaten . 11.

Abgesetzte Fürsten sind die von Bengal, Benares, Audh und viele im Aussterben begriffene Häuser.

Die noch nicht depossedirten Fürsten sind folgende:

In Radjputana:

Der Rana von Udaipur oder Mewar.
Maharadja von Jeypur (Amber, Dudar).
Maha Rao von Bundi.
Maha Rao von Khota.
Maharadja von Djodpur oder Marwar.
Maharadja Rana von Jhalawar.

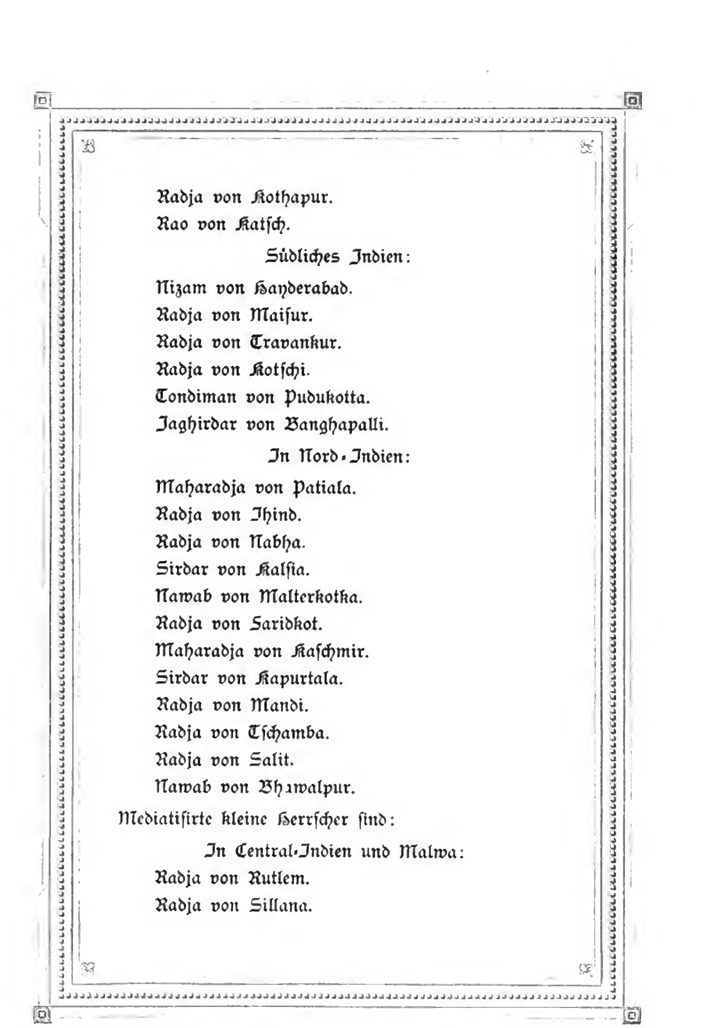
Nawab von Tonk.
Radja von Karauli.
Radja von Kishughar.
Rana von Dholpur.
Maharadja von Baradpur.
Maha Rao von Alwar.
Radja von Bikanir.
Maha Rawul von Dschessalmir.
Rao von Sirosi.
Rawul von Dongarpur.
Rawul von Banswara.
Radja von Pertabgarb.

In Central-Indien und Malwa:

Maharadja Gwalier oder Sindh.
Maharadja Holkar von Indaur.
Begum von Bopal.
Radja von Dhar.
Radja von Dewas.
Nawab von Jaora.

In Bundelkhand:

Radja von Rewa.
Radja von Urtscha und Theri.
Radja von Datia.
Radja von Samptar.
Rao Gaikowa von Baroda.
Chef von Sawant Wari.



Radja von Kothapur.

Rao von Katsch.

Südliches Indien:

Nizam von Hayderabad.

Radja von Maisur.

Radja von Travankur.

Radja von Kotschi.

Tondiman von Pudukotta.

Jaghirdar von Banghapalli.

In Nord-Indien:

Maharadja von Patiala.

Radja von Jhind.

Radja von Nabha.

Sirdar von Kalsia.

Nawab von Malterkotka.

Radja von Saridkot.

Maharadja von Kaschmir.

Sirdar von Kapurtala.

Radja von Mandi.

Radja von Tschamba.

Radja von Salit.

Nawab von Bhawalpur.

Mediatisirte kleine Herrscher sind:

In Central-Indien und Malwa:

Radja von Rutlem.

Radja von Sillana.

Radja von Sittoman.
Radja von Jhabua.

In Bundelkhand:

Radja von Pannah.
Rao von Logassi.
Radja von Tschirkari.
Radja von Bidschawar.
Radja von Adschaigarh.
Radja von Surilah.
Rao von Dschigni.
Radja von Dschussu.
Chef von Beri.
Radja von Tschaterpur.
Radja von Bironda.
Jaghirs von Tschohei.
Rao von Alipura.
Jaghirdar von Koti.
Radja von Utschera und Nagod.
Chef von Satrawal.
Rao von Gorihar.
Jaghirdar von Geraoli.
Thakur von Meihir.
Nawab von Baoni.
Huscht Bhya Jaghirs.
Jaghirdar von Kanjadhama.

Westliches Indien:

Jaghirdar von Akulkot.
Chef von Pant-Satscher-Jaghir.
Chef von Prithi-Nidhi-Jaghir.
Jaghir von der Duflay.
Jaghir des Nimbalkur oder Phultu.
Jaghirdar von Pasurin.

Südliche Marhatta-Jaghirdars:

Der Putwardhur.
Chef von Ramdrug.
Chef von Mudhal.

Abessinische Chefs:

Sidi von Dschindschira.
Nawab von Satschin.

Andere Staaten:

Radja von Bansda.
Radja von Durmpur.
Radja von Djowar.
Nawab von Kambaig.
Kathiwar.
Nawab von Dschunagarth.
Dscham von Nowanagar.
Thakur von Bhaonagor.
Rana von Parbandar.
Chef von Durangdra.
Thakur von Wankanir.
Chef von Morewi.



Thakur von Radschkot.
Chef von Gundel.
Chef vou Limri.
Radja von Wudwan.
Sidi von Dschaffarabad.

Im Sind:

Amir von Khairpur.

In der Pahlanpur-Regentschaft:

Der Devan von Pahlanpur.
Der Nawab von Pahlanpur.
Der Nawab von Worai.
Der Nawab von Barwara.
Sieben Chefs und die
Mahikanta-Staaten.

In den Newakanta-Staaten:

Die Chefs von Radschpipla.
Radja von Deogarth-Baria.
Radja von Chota-Udaipur.
Radja von Lunawara.
Babi von Balasinur.

Oestliches Indien:

Radja von Manipur.
Radja von Katsch-Bihar.

Nordwestliches Indien:

Nawab von Rampur.
Nawab von Garthwal.

Radja von Schapura.

80 kleine Cis-Sadletsch-Chefs.

In den Hillstaaten:

Chef von Sirmur oder Rahan.

Radja von Kahlur oder Binaspur.

Chef von Hindur oder Ralagarth.

Radja von Busahir.

Radja von Keonthal.

Rana von Djubel.

Rana von Bhudschi.

Rana von Kumbarsin.

Rana von Kothar.

Rana von Dhami.

Rana von Bulsun.

Rana von Mongul.

Rana von Durkoti.

Vier Thakurs.

Die Einkünfte des Nizams von Hyderabad belaufen sich etwa auf vierzig Millionen Mark jährlich. Der Radja von Bordwan bezieht aus seinem Landbau acht Millionen Mark. Das Gouvernement disponirt über 200000 Soldaten und 150000 Mann Polizei. Die Silberfrage spielt hier noch eine große Rolle. Bisher schickte jeder Privatmann Silber in die Münze und ließ Rupien prägen, so viel er Silber hatte. Ein großer Theil des Silbers kam aus Amerika. Der Zollkrieg, den Amerika

gegen England führt, veranlaßte letzteres zur Abschaffung der Silberprägefreiheit. Die sofortigen trübseligen Folgen für Amerika hatten wir selbst zur Zeit in den Silberdistrikten von Colorado Gelegenheit zu sehen, aber auch hier greift die Beschränkung der Silberwährung fühlbar ins Leben ein. Eine Rupie soll zwei Mark werth sein, gilt aber heute hier 1 Mark 16 Pfennig. 1 Lack sind 100 000 Mark. Die allgemeine Steuer ist hier etwa vier Mark pro Kopf und, auf den Besitz vertheilt, etwa für den Arbeiter im Jahr vier Tagelöhne. Die Landesverwaltung in Schulen und Erziehungsanstalten, der Bau von Verkehrswegen, die Gerechtigkeitspflege, die Finanzwirthschaft, die Sicherheit und Ordnung sind musterhaft und machen den Engländern alle Ehre.

Nach vierzehnstündigem Stilleliegen hat es der Pilot nun für gut befunden, mit uns weiter zu fahren. Die Küsten nähern sich, Schmetterlinge lassen sich sehen und große Schaaren von zierlichen Möven folgen dem Schiff. Ab und zu sieht man auch wieder große und kleine Fahrzeuge. Die Fahrstraße im Hugly ist durch Boyen und Signale bezeichnet. Der Cyclon vom 20. September soll hier furchtbar gehaust haben. An verschiedenen Stellen ragten noch Masten aus dem Wasser als traurige Zeugen des Unglücks hervor. Die Fahrt von Ceylon nach Calcutta hat genau so viel Zeit in Anspruch genommen als die

von Europa nach Amerika. Nur durch solche Vergleiche wird man hier auf die Dimensionen von Indien gelenkt. Die Landbesitzer gehören nicht immer der Kaste der Landbebauer an, daher war das Land, als die Engländer dahin kamen, fast durchweg an Nawabs verpachtet. Diese Nawabs, aus denen die Engländer das Wort Nabob machten, verpachteten wieder, erpreßten die Steuern und bereicherten sich, wie sie nur konnten. Ein großer Theil ist sogar Besitzer geworden, da sie es verstanden haben, sich schnell unter englische Protection zu stellen. Je weiter man den Hugly herauffährt, desto reizvoller gestalten sich die Ufer. Aermliche, aber malerische Dörfer aus Gruppen von Schilfhütten verstecken sich im Grünen. Die Kokospalme ist verschwunden, die Dattelpalme überragt die Baumgruppen. Die Frucht wird aber kaum zur Reife gebracht, da den Bäumen der Saft abgezapft wird, der gegohren hier das Hauptgetränk, Toddy, liefert. Die Silberpappel tritt in den Vordergrund und verleiht dem Baumschlag in der Landschaft fast etwas Nordisches. Zuckerrohrfelder und viel Jutecultur sind das Vorherrschende, doch sieht man auch viel Reisbewässerungen. Die Jute ist eine Art drei bis vierfingerdicker Hanf, der bis zwölf Fuß hoch wächst, geschält, aufgerissen und gesponnen wird. Alle Säcke und Stricke sind aus Jute, doch werden aus jungen Pflanzen so feine Gewebe gemacht, daß man sie für Seide halten könnte. Man muß sich

sehr in Acht nehmen, die Jute mit Feuer in Berührung zu bringen. Sie explodirt zwar nicht, doch ist die Verbrennung eine so rapide, daß an Löschen gar nicht zu denken ist! Mit Baumwolle vermischt, wird sie auch zu Kleiderstoffen gebraucht. Cigarrenraucher aber, die unvorsichtig mit Streichhölzchen umgehen, haben kaum Zeit, den brennenden Rock vom Leibe zu reißen. Landhäuser mehren sich am Ufer, Luftboote tummeln sich auf der breiten Wasserfläche. Ein größerer Fabrik- und Hafenplatz für Schiffsreparatur ist mit einer Menge großer Dampfer und viermastiger Transportschiffe angefüllt. Im Fluß tauchen große Krokodile auf. Die Sonne neigt sich zum Untergang. Hinter uns, im Westen, ist der Himmel dunkelroth auf braungelbem Grunde gefärbt. Die Beleuchtung ist so unwahrscheinlich, daß das Genie Hildebrandts dazu gehört, uns solche Farben glaubhaft zu machen. Hier giebt es keine halben Farben, alles ist grell, glanzvoll, dreist und kräftig gehalten. Calcutta liegt in indigoblauem Duft, vergoldende Strahlen beleben das herrliche Bild. Wohin das Auge sieht, staunt es über so unwahrscheinliche Schönheit. Die Aequatorialgegenden kennen keine Dämmerung. Ehe man es begriffen hat, ist es dunkel geworden, und die Wasserfläche und die Ufer entfalten eine Illumination, die im Geist einen an den Schauplatz einer der Feuerwerksfeste nach Venedig versetzt. Es dauert lange, bis

unser Riesenschiff „Kaiser i Hind“ am Ufer liegt. Auf dem Schiffe hat sich alles schon mit seinem Hab und Gut zusammengeschaart. Als aber die Brücke nach dem Quai fällt, ist im Augenblick das Schiff mit tausend schwarzen Menschen in weißem Musselin mit eben so viel verschiedenartig gewundenen und gefärbten Turbanen bedeckt. Alles schreit zu gleicher Zeit überlaut. Jeder will irgend was Besonderes. Mit Leibeskräften müssen die Sachen bewacht werden, und bis alles richtig im Wagen placirt ist, ist eine runde Stunde verflossen. Hülflos laufen Mitreisende in der Dunkelheit umher, ohne eine Ahnung, wo die Koffer geblieben sind, und dabei ist von allen Seiten solch Geschrei, als ob alles gemordet werden sollte. Zu vier Gepäckstücken sind sechs Leute verantwortlich, die auch auf den Sachen auf dem Wagen alle noch Platz finden, und mit Geschrei und Hurrah bis zum palastartigen Hotel Great-Eastern steuern. Dort standen im Flur gezählt fünfundsiebenzig Diener. Barfuß, in Musselin, mit weißen Turbanen. Das Hotel war so besetzt, daß oft drei sich wildfremde Menschen in ein Zimmer, zwei in dasselbe Bett, gebracht waren. Dank dem Telegraphen hatte ich noch für mich einen eigenen Raum bekommen. Mein Specialdiener für Indien Abdallah erwartete mich an der Thür. Das Diner hatte begonnen. Jeder Platz war besetzt, die Herren in Frack und weißer Cravatte, die Damen in

Gesellschaftstoilette. Als Nachzüglern konnte uns nur noch im Lesezimmer servirt werden. Die ganze Sache überraschte uns doch sehr indisch. Endlich fand ich auch wieder Briefe und Zeitungen vor, und sehr spät kam ich zur Ruhe.

Freitag, 17. November. Väterchen, wache auf! da geht der Luftballon nach Calcutta vorbei, du wolltest ja mitfahren! Ach, lasse mich noch ein halbes Stündchen schlafen, ich fahre mit dem Nächsten! Das stand unter einem Kinderbilderbogen, den ich etwa 1830 geschenkt bekam. — Nun habe ich mehr als 60 Jahre ausgeschlafen und bin wirklich in Calcutta. Da sich dieser Traum verwirklicht hat, fahre ich vielleicht das nächste Mal mit der geflügelten Postkutsche hierher. Es giebt in der Welt nichts, was nicht wirklich ist. Weshalb sollte nicht auch mal das sein? Ich bin also in Calcutta! Solche Paläste giebt es nirgends mehr in der Welt als hier, solche Raumverschwendung nirgends mehr als hier! Riesenhafte freie Rasenplätze, mit uralten Bäumen eingefaßt, herrliche Parks und schöne Gärten — und alles so angelegt und gebaut, als ob das Geld Heu sei. Vor 140 Jahren kauften die Engländer von einem Radja ein Plätzchen, um eine Factorei anzulegen. Heute steht Calcutta da mit einem Umfang und acht Vorstädten wie London. Eine Million Einwohner verlieren sich hier und da, wo man hinfährt, sie zu suchen,

findet man ein bienenartiges Schwirren, Pulsation einer großen Weltstadt, wirres Getreibe und ewiges Geschnatter. Alle Völker der Welt scheinen hier zusammengekommen zu sein, um Geld zu erwerben. Alles, alles befindet sich auf der Jagd nach dem Glück!

Die Engländer haben hier das beste Beispiel gegeben, denn ihre Herrschaft zeigt sich hier wie eine Made im Speck. Der Palast des Vice-Königs ist von einer Schönheit und Großartigkeit, daß er die meisten alten Residenzen Europas in den Schatten stellt. Sämmtliche Regierungsgebäude, Kirchen, öffentliche Anstalten, Banken sind einfach großartig hingestellt. Es ist ein wahres Vergnügen, durch die Stadt zu fahren und immer Neues, Schönes, Großes hier zu sehen. Man geht nicht in Calcutta, daher ist der Straßenverkehr durch zahllose Equipagen vermittelt. Der schwere Karren, von zwei großen Zebuochsen gezogen, Reiter und Elephanten ziehen die Blicke auf sich. Dazu sucht man jede einzelne Figur nach Gestalt, Farbe, Sprache, Bewegung, auf Nationalität, Religion, Kaste zu ergründen, und kehrt von den riesigen Entfernungen und zahllosen Eindrücken wie betäubt ins Hotel zurück, um sich zu sammeln.

Wahrhaft erschreckend ist die große Zahl der Krüppel und sehr widerlich die ganz allgemeine Bettelei. Ich suchte den Frucht- und den Fischmarkt auf, kann aber nicht sagen, wesentlich neue Typen

gefunden zu haben, welche ich nicht in Ceylon und Singapore gesehen hätte. Im nördlichen Viertel, wo die Einheimischen wohnen, ist eine Armuth und ein Schmutz, der über alle Begriffe geht. Die Extreme berühren sich aller Orten. Dicht neben dem Ausdruck der Weltherrschaft in Großartigkeit der Anlagen und Paläste fristet das Elend des Kleinlebens sein Dasein. Gegen 200 Hindutempel, gegen 100 Moscheen, gegen 40 christliche Kirchen und Bethäuser durchsetzen die große Stadt in monumentalen Marksteinen des religiösen Lebens. 13 000 Chinesen haben ihre Buddhatempel und Schulen; Medressen, Akademien, Colleges und Lehranstalten sind zahlreich. Die europäischen Magazine scheinen mir sehr unterwerthig zu sein; die mit indischen Waaren sind ein Durcheinander mit ganz willkürlichen Preisen. Stundenlange Handelei scheint dabei das Hauptvergnügen zu sein. Sehr interessant ist es, die herrlichen, feinen Gewebe mit Goldstickerei zu sehen, die hier in Calcutta und auch von der Bevölkerung in Dhaka gefertigt werden. Je nach den Mustern und der Stärke werden diese sehenswerthen Kunstwerke, Zeug von gewebtem Duft, auch fließender Thau, auch zitterndes Abendroth genannt. Die billigen europäischen Fabrikstoffe haben die Lebenskraft dieser Industrie sehr untergraben. Auf dem Schiff von Madras hierher befand sich ein Radja mit zwei so schönen chokoladenfarbigen Frauen, daß sie

das Staunen und die Bewunderung der übrigen Passagiere bildeten. Vom Haupt bis zur Taille waren sie nur in goldfließenden Thau gekleidet. Die Wirkung der Farben war so wundervoll, daß man zugeben mußte, daß eine weiße Haut dagegen den Eindruck eines abgezogenen Frosches mache. Ein Indier, mit dem ich davon sprach, meinte: O Herr, was ist Reis — ein weißes Nichts — erst durch Curry wird er schmackhaft! Ich will dies nur ganz heimlich gesagt haben, denn wenn es Mode wird, würden unsere Damen sich sogar grün lackiren. War doch in den 60er Jahren zur Zeit des mexikanischen Krieges in Paris die Nothwendigkeit des braunen Puders aufgetaucht!

Calcutta hat ewigen Frühling; selten Regen und stets eine lind kühlende Brise. Man macht sich gar keine Vorstellung von der Belästigung durch die überflüssige Armee von Bedienung! Zwei Zimmerwände sind immer nur wie Wandschirme. Den ganzen Flur entlang liegen Nachts diese überzahlreichen Leute theils schnarchend, theils sich die wichtigsten Sachen erzählend. Gegen 6 Uhr geht es dann los. Zuerst werden blecherne Eimer hin und her geworfen, Wannen und Sitzbäder getragen, Bäder fertig gemacht, dabei gelacht und gerufen. Dann verlangt jeder Boy von seinem Herrn, er soll Thee trinken und ist auch nicht früher zu beruhigen, bis dies geschehen ist. Dann forcirt der Barbier,

dann der Washman die Thür. Kurz, Morgenstunde hat Gold im Munde! Wenn man mal bis 8 Uhr schläft, murmelt der besorgte Boy etwas von Apotheke. Um 9 Uhr wird dann gebreakfastet, als ob man schon vier Stunden Holz gehauen hätte. – Dann erst kommt etwas Ruhe unter die Boys, die einen nur dann abhetzen, wenn ein Schneider oder Photograph oder ein Händler mit Stoffen, Waffen oder Tigerfellen kommt. Ja, ja, es geht schon einmal nichts über angenehme Bedienung! Wenn gar keine Unterbrechung ist, läßt mich Abdallah seine Atteste lesen. So wird man immer im Trab erhalten. Jede Ausfahrt in die Stadt bringt Neues und Interessantes. Der botanische und zugleich zoologische Garten ist wundervoll gepflegt und eine wahre Studie der Parkgärtnerei. Die Thiere sind prachtvoll. Ein bengalischer Tiger ist von einer solchen Größe, daß man geneigt ist, zu sagen, so groß gäbe es gar keinen. Ein Mungak hat für sein Gehörn einen behaarten Knochenuntersatz, auch so hoch wie es ihn – gar nicht giebt. Sehr unbehaglich fühlten sich Krokodile, weil sie so klares Wasser hatten, wie es solches in Indien auch nicht giebt. Chamäleon, Ichneumon und prachtvolle Affen treiben da ihr Wesen. Es mußte sich die Nachricht, daß einige Weltreisende Affen geschossen hatten, schon bis hierher verbreitet haben; denn die Stammgenossen waren sehr aufgebracht, uns zu

sehen. Auf der Rückfahrt ging jenseits des Flusses die Sonne in einer Pracht unter, die jeder Beschreibung spottet. Wenn Aiwasowski vergoldete Dämmerphantasien auf Seidenchangeant gehaucht hätte, würde man auch sagen, so was giebt es ja gar nicht und dennoch war man ganz und gar in solchem harmonischen Wohlklang von Farben benommen, daß man nur schweigend genießen und bewundern konnte. Dies herrliche Farbenspiel wird durch die mit Feuchtigkeit gesättigte Luft hervorgerufen, die, sobald die Sonne geschwunden ist, in weißen Nebelstreifen über die Ebene zieht und Fieberluft bedeutet. Man schützt sich Abends hier durch wärmere Kleidung, gepfefferte Speisen und Whisky.

Im Eden-Garten spielte ein großes Orchester und lockte die große Gesellschaft von Calcutta dort hin. Man ging im feuchten Rasen so lange auf und ab, bis der letzte Stuhl besetzt war. Draußen an der Einfassung des Gartens hielten mehrere Reihen schöner Equipagen. Kutscher und beide hintenaufstehende Diener mit turbanfliegenden Schärpen, Agraffen und Goldgürteln.

Sonnabend, 18. November. Heute sind es schon 24 Jahre her, daß ich der Eröffnung des Suezcanals beiwohnte. In jedem Jahre hatte ich die Freude, an diesem Tage einen Kreis damaliger Reisegefährten bei mir zu vereinigen. Nur das Kriegs-

jahr 1870, wo ich vor Rouen stand, und heute, wo ich in Calcutta bin, haben Ausnahmen gemacht. Auch ist der Kreis bedenklich zusammengeschmolzen, an diesem Tage aber soll stets dem Khedive Ismael ein Ehrentrunk des Dankes gebracht sein für seine gütige Einladung und Aufnahme! Ein Paar Erinnerungen an diese Zeit mögen im andern Bändchen über Aegypten noch Raum finden.

Heute wurde ein Ausflug nach dem Kali-Tempel gemacht. Die Kali ist die schreckliche Gattin des Shiwa, die er im Zorn zerstückelte. Dabei fiel ein Finger der Kali da hin, wo man ihr sogleich einen Tempel erbaute. Die gewaltthätige Kali bedarf der Blutopfer. Der gläubige Hindu, welcher sein Gewissen reinigen will, nimmt ein Kalb oder eine Ziege, steigt die breiten Steintreppen in den heiligen Fluß herab und badet sich und das Opferthier unter inbrünstigen Gebeten, dann durchschreitet er die Straße nach dem Opferplatz. Zu beiden Seiten reihen sich Kaufläden an Votivtempel, in denen man allerhand Gegenstände für die Kali kaufen kann. Auf dem Opferplatz sieht es scheußlich aus. Ein Masse Kinder, wenig ernst gestimmt, überfallen jeden Eintretenden mit activer Bettelei. Ein Kerl mit großem gebogenen Hackemesser klemmt den Kopf des dargebotenen Opferthiers in eine feste Holzgabel, steckt einen befestigenden Holzkeil darüber und trennt mit einem Hieb den Kopf

vom Rumpf. Er watet in Blut. Der Kopf bleibt der Göttin, der Rumpf wandert in die Speisekammer des Opferers. Letzterer betritt nun erst den eigentlichen Tempel, wo das Bild des Scheusals in verzerrten Zügen, mit schreienden Farben bemalt, dargestellt ist. Während des Opferns und des Gebetes wird gepaukt, geschrien, Hände gerungen und an der Erde gewunden und dazwischen gebettelt. Das Ganze macht einen so barbarischen, wüsten Eindruck, daß Vieles, was man sonst zu Gunsten frommer Hindus gedacht hat, sehr beeinträchtigt wird. Wenige Schritt davon wurde ein tiefer Pfuhl polizeilich mit Dampfmaschinen ausgepumpt, weil die Anhäufung der Leichen darin gesundheitsgefährdend wurde. Sehr fromme Hindus entledigten sich dort ihrer geliebten Angehörigen oder des eigenen Lebens. Um der Baderei und Trinkerei in diesem heiligen Gewässer Einhalt zu thun, ist den Engländern nichts anders übrig geblieben, als es zu verunreinigen. In einem offenen Tempel, in dem Shiwa als Blumenknospe oder einem dem ähnlichen Sinnbild des Werdens und Wachsens dargestellt war, aus dem sich ein Wasserstrahl erhob, hatten sich eine Menge betender Frauen versammelt, die dieses Sinnbild mit Blumen und Kränzen schmückten, auch durch Geberden Shiwa ihre sehnlichsten Wünsche verständnißvoll zu erkennen gaben. Natürlich hatten sich gerade diesen Ort ein halbes

Dutzend Fakire zu ihren albernen Schaustellungen auserwählt. Es ist doch merkwürdig, was der Mensch nicht alles für Geld oder aus Eitelkeit zu thun vermag! Diese blödsinnigen Tagediebe sitzen da, der eine, indem er sich mit der Faust ins Gesicht schlägt, der andere, indem er beide Hände zusammen reibt, der dritte, der wie ein Stier brüllend sich die Brust zerschlägt, und der vierte stößt fortwährend mit dem Kopfe gegen die Säule . . . Andere nehmen unbequeme Stellungen ein, ohne sie jemals zu ändern. Seit vielen Jahren sieht man diese widerlichen, verwilderten, verthierten Kerle dasitzen des Beifalls der Menge wegen. Leider sieht man auch, daß die Verrücktheit nicht ausstirbt, denn eine ganze Straße entlang liegen schon bettelnde Kinder umher, die sich in ähnlichem Unfug erproben. Die Zahl der Krüppel ist Legion. Ich habe nie geglaubt, daß es in der ganzen Welt so viel Krüppel gäbe wie in Calcutta. Wenn man solche Ceremonien sieht, solches Gebahren, solch elende, schmutzige Hütten, hat man den Eindruck, ein uncivilisirtes, nicht einmal heruntergekommenes, sondern ein nie emporgekommenes Volk vor sich zu haben. Der ewige Kastendruck hat jeden Menschenmuth in ihm erstickt, so daß es nicht einmal eines gesunden Zornes fähig ist. Schon längst vor Oxenstierna hat es Brahma gesagt, daß es unglaublich ist, wie wenig Verstand dazu gehört, ein Volk zu regieren!

Das große Museum ist eine Sammlung von Cabinetsstücken in den verschiedensten Fächern. Ich will nicht behaupten, daß man dort eingehende Sachstudien machen könnte, aber ich kenne wenig Museen, welche so herrliche Sensationsstücke aufweisen wie dieses. Da ist ein Skelett eines Elephanten, so viel größer wie alles was man bisher gesehen hat, daß man sagen möchte, solchen Elephanten giebt es gar nicht. Da sind zwei Schildkröten, jede vier Schritt lang und zwei Meter hoch. Die eine davon ist fast kugelrund. Da sind vom Gayal, dem wilden Rind, Schädel, mit dem dünnen, fast zwei Meter langen Horn, ferner drei Exemplare der tibetanischen Hodjes-Antilope, Gehörn des Steinbocks aus Nepal und der Argali von nie gesehener Größe. Einen besonders beruhigenden Eindruck machen zwei Skelette in einem Glasschrank, die sich beide so gleich sind, daß nur mit Mühe eine Unterscheidung möglich ist, das eine ist das eines Neu-Seeländers, das andere das eines Orang-Utangs. Es ist doch merkwürdig, daß die Brücke dieser Verwandtschaft immer noch ein Loch hat! Zur Ehre der Wissenschaft muß man hoffen, daß auch dieser schmerzliche Zweifel bald gehoben werden wird. Ich gehöre nicht zu den Leuten, welche meinen, unter Verwandten dürfe man sich mehr zwanglos gehen lassen; wo ich in zoologischen Gärten solche Herren gefunden habe,

bin ich immer sehr freundlich zu ihnen gewesen, damit ich mir keinen Vorwurf der Rücksichtslosigkeit machen kann, wenn eines Tages gefunden wird, daß der Orang-Utang nun doch unser Onkel ist. Ein Pracht-Megatherion mit Knorpelbrust, Bein und Gelenkrippen ziert die Sammlung, auch befindet sich ein schönes Exemplar der seltenen irischen Moorhirsche da. Interessant sind auch die Abtheilungen indischer Kleinkunst in Holz, Elfenbein und Metall, ferner Gebrauchsgegenstände aller Art und Modelle von Häusern und Booten, auch von den Andamanen und Nicobaren, was wohl kaum ein anderes Museum besitzen dürfte. Steinsculpturen des Brahma- und Buddhismus aus allen Theilen von Indien belehrten mich vorzugsweise über die Quellgebiete des Indus, aus dem ich bisher nur Bilder kannte. Als Aufsichtsbeamte fungiren hier, in Indien, allgemein jene schönen, großen, schlanken, braunen Leute aus der Sekte der Siks, die ursprünglich von der afghanischen Grenze ihren Nationaltypus bewahrt haben. Die Leute sind still und höflich, sehr ernst, haben sehr vornehme Haltung und schon ihre edle Erscheinung verbietet in ihrer Gegenwart jede Ausschreitung.

Es ist wissenschaftlich bis zur Evidenz nachgewiesen, daß das Pferd sich aus dem Tapir entwickelt hat. Die Pferde in Calcutta aber scheinen wieder stark in der Rückbildung begriffen zu sein. Ich hatte

mir gedacht, daß das arabische Pferd es doch nicht gar zu weit bis Calcutta hätte, aber man scheint keinen Gebrauch von der Nachbarschaft zu machen. Wenn man sich in einen Wagen setzt, leidet man unter der Quälerei der beflügelten Tapire und dankt seinem Schöpfer, wenn man erst wieder zu Hause ist. Ich hatte doch schon einen großen Theil von Calcutta gesehen, heute aber mußte ich wieder wohl zehnmal sagen, solche Stadt giebt es ja gar nicht! Imposante Paläste mit Säulen, Colonnaden, große Wasser- und Rasenflächen, herrliche Alleen alter Bäume. Ueberall Statuen zu Fuß und zu Pferde von Generalen und Gouverneuren. Das ist es, was Einen in Bewunderung und Stille versetzt. Die Straßen, wo eine halbe Million schwarzer Menschen in den unmöglichsten Trachten hin und her hastet, wo aus jedem Haus etwas Fremdartiges, Neues, Unerwartetes herausblitzt, wo auf den Gallerien und Dächern Frauen in den buntesten Farben, goldgestickten Schleiern, rauchend, den Sonnenuntergang sehen, wo Karawanen von hunderten Zebukarren Jute, Thee, Reis und wer weiß was alles noch nach dem Hafenplatz und wieder hunderte von Karren von dort Maschinentheile und Baumwollenstoffe heraufbringen, und sich ein Leben entfaltet, daß es einem im Kopf brummt — bei einem solchen Anblick muß man sich sagen, daß es unmöglich ist, solch interessanten Wirrwarr zu beschreiben. Eine Stadt

von Jammerhütten, die aus einem Dutzend alter Strohfußkratzer hergestellt zu sein scheinen, kleben an größeren Häusern. In Abbruch- und Brandstellen haben sich provisorisch Wohnetablissements gebildet, als wären sie Theaterdecoration, nicht aber die Wirklichkeit. Ein Geschrei, ein Getriebe, als wäre irgend etwas ganz Außerordentliches. Den Verkehr störend, haben sich da an einer Straßengabelung acht bis zehn Ehrenmänner etablirt, die sich von oben bis unten mit Kuhdünger beschmiert haben. Jeder macht irgend einen besonderen Skandal, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Einige alte Weiber haben es sich zur Lebensaufgabe gemacht, diese Sakire zu füttern. Diese Schwindler fühlen sich ganz wohl dabei. Ihre wahre Nahrung aber ist die Bewunderung des Pöbels, ihr Lohn der Verdacht der Heiligkeit! Dort kommt ein Aufzug die Straße entlang. Von vielen Menschen getragen, erhebt sich ein Aufbau halbhaushoch. Die Tochter des Shiwas in der Strahlenkrone, bunt angemalt mit allen möglichen Emblemen, von hohem Slitterrahmen umgeben, soll Shiwa zu Ehren den Sluten des heiligen Ganges überantwortet werden. Etwa 200 Menschen folgen, eine wilde Pauken- und Beckenmusik leitet die Sache ein. Ein Sestordner haut mit langem Bambus auf alles, was im Wege ist. So erreichen sie das Ufer. Es ist Ebbe. Der ganze Zug watet im Sumpf bis an die Knie, dort wird der

Aufbau auf einen großen Kahn gesetzt und in der Mitte des Stromes unter Höllenpaukerei ins Wasser geworfen. Die Begleitung badet während der Zeit am Ufer und alles scheint sehr befriedigt. Man geht nicht leichtfertig dabei zu Werke, denn mit einem Glase konnte man deutlich erkennen, daß alle Werthsachen des Aufbaues vorher schnell abgenommen wurden. Ich hatte den Eindruck, daß die frommen Hindus sehr barbarische Gebräuche haben. Wir fuhren nun zum Thurm der Leichenverbrennung. Ich kann nicht behaupten, daß da eine große Trauerstimmung herrschte. Eine Familie hatte ihre Großmutter gebracht; sie schien den besseren Ständen anzugehören. Mehrere Wagen hatten etwa zehn Leidtragende gebracht. Die Todte lag auf einem Rahmen von Bambusholz, in rothes Tuch gewickelt. Zuerst trug man sie nach dem heiligen Flusse, tauchte sie dreimal unter und legte sie dann im Thurm auf den Scheiterhaufen, der sofort angezündet wurde. Die Angehörigen umgingen das Feuer und warfen Blumen und kleine Andenken in dasselbe. Solche Verbrennung währt etwa vier Stunden, dann werden die Asche und Knochenreste von den Angehörigen in den Fluß gestreut. Eins der wunderbarsten Schauspiele bot sich uns etwa zwanzig Schritt von dieser Feier in ganz unerwarteter Weise dar. Ein großer Fechtmeister und in Calcutta berühmt starker Mann hatte das Zeitliche

gesegnet. Mehr als hundert seiner Schüler hatten ihm das Geleite gegeben, und während der vier Stunden, welche die Flammen des Scheiterhaufens brauchten, den vergänglichen Körper zu verzehren, führten seine Schüler Fecht- und Ringkämpfe zu Ehren des geliebten Lehrers auf. Es geschah dies mit einem Eifer und einer Leidenschaft, die oft beängstigend wurde, aber stets durch allgemeinen Beifall und Jubel und ungemessene Heiterkeit der anderen begleitet war. Lange konnte ich mich von dem Schauspiel nicht trennen. Es ging ein heroischer Zug durch diese Feier. Die Gedanken glitten aber aus dem 19. Jahrhundert bis in die Zeiten Homers zurück, und daß mir die frommen Hindu von heute dazu Gelegenheit geben würden, darauf war ich nicht vorbereitet.

Sonntag, 19. November. Eins hatte ich noch von gestern vergessen mitzutheilen, was mir bisher auch noch nicht vorgekommen war, obgleich ich im ganzen Orient Gelegenheit gehabt habe, den Mohamedanismus zu beobachten. In einem Park, der von Einheimischen besucht zu werden pflegt, standen etwa 3 bis 400 Mohamedaner in Reih und Glied und beteten nicht gegen Mekka, sondern gegen Sonnenuntergang gewendet auf Kommando eines Vorbeters gleichzeitig. Man hätte glauben können, es sei eine Truppen- oder Turnerabtheilung, die auf

Kommando Freiübungen machte. Solche Massenvorstellungen zeitigt hier auch nur die Concurrenz der verschiedenen Religionsgebräuche und sie sind dem frommen Mohamedaner sonst fremd.

In der Frühe wurde eine Landpartie gemacht, die uns auf der schönen Brücke über den Hugly durch einen Bienenstock von elenden, malerischen Hütten, zwischen Weihern und schönen Baumgruppen, nach dem großen botanischen Garten brachte. Glücklicherweise konnte man die Wagen benutzen, denn die Entfernungen sind so weit, daß sie gar nicht zu belaufen sind. Die Anlage, als englischer Park, war bewunderungswürdig; auch sah man überall, wo man hinblickte, etwas Schönes; als botanischer Garten für Studienzwecke schien er mir viel zu weitläufig. Das sehenswertheste Baumexemplar ist eine hundertjährige ficus bengalica. Die Luftwurzeln haben Stämme und Gestänge erzeugt, daß man sich unter dem Baum wie in einem Wald befindet. Der Umfang der Krone war 328 Schritt. Der Baum lag frei auf einer großen Grasfläche und machte eher den Eindruck eines Berges als eines Baumes. Bei der Rückkehr that die südliche Sonne mehr als ihre Schuldigkeit. Der Fluß war mit frommen Badenden und Betenden an den Ufern ganz bedeckt.

M o n t a g , 20. N o v e m b e r. Es giebt Naturen, auf die die dauernde Hitze ohne Abwechselung schwächend

und schädlich wirkt. Europäische Kinder sollen bei dem dauernden Aufenthalt in den Tropen nachtheilige Folgen für's ganze Leben davontragen. Um auch hier Abhülfe zu schaffen, erwarb 1835 das Gouvernement von Britisch-Indien für 12000 Mark vom Herrscher von Sikkim das Recht, in seinem Lande, etwa 6000 Fuß hoch in den Vorbergen des Hymalaya den Luftcurort



benutzen zu dürfen. Nach verschiedenen Meinungsverschiedenheiten und neuen Verträgen ist das Besitzverhältniß zu Gunsten der Engländer geregelt. Darjeeling grenzt im Norden an Tibet und nur die wilde Hochgebirgsnatur des Himalaya behütet das chinesische und britische Reich vor Grenzstreitfragen beliebter Art.

Der Davalajiri galt lange Zeit für den höchsten Gipfel des Gebirges, doch sind bei späteren Messungen zwei andere in den Vordergrund getreten, und zwar sind das zwei Berge, die Darjeeling gegenüber liegen, der Kinchinjanga, 28126 Fuß hoch, und der Gaurisankar, der nach seinem Vermesser auch Mount Everest genannt wird, mit 29002 Fuß. Das ist fast, als ob

man zwei Montblancs auf einander setzen würde. In Darjeeling giebts fünf Sanatorien für je 250 Mann und sonst gute Unterkunft für Sommerfrischler. Es hat sich hier ein besonderes englisches Leben entwickelt. Der Aufenthalt daselbst ist das Ideal aller in Indien lebenden Europäer. Im Westen grenzt das unabhängige Nepal an Sikkim, das so groß wie England ist. Außer dem Davalajiri erhebt sich dort noch der Gosaintan zu 27 und zu 26000 Fuß Höhe.

Nepal ist noch ziemlich unbekannt. Der Radja residirt in Katmandu. Die Fürstin hat eine berittene Amazonenleibwache, die sie überall begleitet. Die ganzen Grenzvölker sehen stark mongolisch aus. Es giebt in Nepal mehrere verschiedene Stämme. Die Ghorka beherrschen die andern und haben ihre eigene alte Sprache sich erhalten. Die drei Millionen Einwohner leben in Polyandrie.

Oestlich von Sikkim Darjeeling liegt Bhutan, ein Reich so groß wie Württemberg, unter fürsorgendem Schutz der Engländer. In Tassisudon sitzt der Radja, von einem ganzen Pfaffenapparat von 1500 Mönchen und dem eigentlich regierenden geistlichen Rathgeber durch Furcht geleitet. Lamaismus ist die Landesreligion, aber Geisterfurcht und blödsinnige Opfer an der Tagesordnung. Der Verkehr mit Tibet ist noch lebhaft. Auf den Gebirgshöhen ist ewiger Schnee, und einige tausend Fuß tiefer gedeiht der Reis.

Industrie und Handel blühen. Das Land wird durch allerhand wilde Bestien durchstreift. Ein sehr großes Schaf giebt sehr feine Wolle, der Jack ist der gröberen Wolle wegen gesucht. Das einheimische Tangunpferd bildet einen starken Handelsartikel. Die Landesgrenzen sind hier durch wilde, freie Bergstämme gefährdet, wie die Akkas, Dufflas, Miris, Abors und andere, die durch Menschenraub, Gewaltthätigkeit und Brandstiftung sich bemerklich auszeichnen. Südlich von Bhutan liegt 3000 Quadratkilometer mit vier Millionen Einwohnern das Land Assam mit seiner wilden Bevölkerung. Die Engländer haben es annektirt, weil der König von Birma nicht im Stande war, sie von Grenzverletzungen abzuhalten. Die letzten Aufstände in Indien haben hier stattgefunden, doch schritten die Engländer diesmal zur Zeit energisch ein und scheinen nun dort Frieden zu haben. Das Land ist wilder Gebirgsabhang und durch zahllose Wasserläufe befruchtetes Brahmaputrathal. Großartige Theekultur und Gummihandel wird dort betrieben.

Montag, 20. November. Ich habe Glück mit der Weltreise; überall wo ich hinkomme, habe ich Gelegenheit, Volksfeste zu sehen. Gestern Abend war wieder der Kuckuk los in Calcutta. Die Shiwaverehrer der Hindus hatten gestern großen Feiertag. Alle Straßen in der Stadt der natives waren illuminirt.

Mehr als 20 verschiedene Prozessionen zogen in der Stadt umher mit Bildwerken, zu Ehren Shiwas. Gepaukt wurde, daß einem Hören und Sehen verging. Menschen und Häuser hatten festliche Gewänder angelegt. Eine halbe Million Menschen bildeten Spalier. Selbst die Engländer und natürlich alle Fremden fuhren in der Feststadt umher. Mit neigender Sonne verschlang der heilige Fluß zahlreiche Opfer. „Verweile doch, hier ist's so schön", darf ein globe trotter nicht sagen. Ein Theil der Bagage geht schon nach Bombay ab, wir aber haben uns winterlich ausgerüstet und fahren 36 Stunden bis in den Himalaya, das ist so, als ob man von Berlin nach Rom oder Bordeaux fährt. Bettdecken, Kopfkissen, Handtücher müssen mitgenommen werden, da die so viel gerühmten englischen Schlafwagen dergleichen nicht haben. Nous verrons!

Nachmittags fuhren wir feierlichst ab. Am Hotel standen gegen 100 fromme Hindu mit ausgestreckten Händen, ferner alle Laufboys, alle Droschkenkutscher, und Jeder wünschte glückliche Fahrt. Auf dem Bahnhofe wurden wir von eben so viel Gepäckträgern, Interpreten, Schaffnern und einer Menge Menschen belästigt, die durchaus gar nichts da zu thun hatten. Alles schrie, hantirte, erzählte sich die schönsten Geschichten mit Leuten, die 200 Schritt davon standen, kurz, aufs Neue bestätigte sich der unumstößliche Satz:

Nur in der Bewegung ist die Ruhe. Bei jedem Halt auf den Stationen erneute sich das Geschrei und verdoppelte sich, als es dunkel wurde. Die Bahn führt am Hugly entlang in die Ebene; das tropische Aussehen der Landschaft ist ganz geschwunden. Man könnte glauben, von Leipzig nach Bitterfeld zu fahren; Getreidefelder und Viehheerden, Strohmieten, keine Spur von Reis, wenig Palmen und nichts, was das Auge irgendwie fesselt. Nach fünf Stunden erreicht man den Ganges, nimmt auf einem großen Dampfer ein recht gutes Diner ein und steigt am östlichen Ufer in eine Art Schlafcoupée, zu vier Personen eingerichtet, d. h. so eingerichtet, daß man sein eigenes Bettzeug und seine Handtücher sehr benöthigt. Stationen erkennt man nur am ungebührlichen Geschrei der frommen Hindu.

Dienstag, 21. November. Man erwacht mit Sonnenaufgang. Abdallah will durchaus, daß ich gleich Thee trinken soll. Tausende von Staaren sitzen in den Bäumen und haben sich die wichtigsten Sachen zu erzählen. Schaaren von Dohlen, ebenso laut wie die Menschen, thun hier die besten Lumpensammlerdienste. Die Gegend sieht jetzt schon so aus wie hinter Oranienburg. Endlich erhebt sich vor uns aus dem Morgennebel die prachtvolle Gebirgslandschaft des Himalaya, gekrönt von dem Bergkamm, dessen höchste Spitze, der Kinchinjanga, so gütig ist,

sich frei und unbewölkt zu zeigen. Man wechselt wiederum die Bahn und steigt in offene oder bedeckte Kinderwaggons, die von einer teckelartigen Maschine gezogen werden. In sechs Stunden Fahrt bis Darjeeling steigen wir 7000 Fuß. Der Teckel muß einen festen Kessel haben, denn Tempo und Steigerung lassen nichts zu wünschen übrig. Die Bahn besitzt keinen einzigen Tunnel, geht aber unausgesetzt in solchen engen Curven, daß man die Locomotive und die letzten Wagen stets von seinem Platz sehen kann. Da, wo die Curven die Grenzen der Möglichkeit ausschließen würden, steigt man im Zickzack vor- und rückwärtsfahrend auf. Beim Eintreten in die Berge hat man den Eindruck, als ob, halb Djungel, halb Urwald, alle Cultur und jeder menschliche Einfluß sein Ende erreicht hätte. Hier haust der wilde Büffel, der Tiger und Elephant in großer Zahl, doch bald, nachdem man etwa 2000 Fuß gestiegen ist, entpuppt sich eine überraschend gepflegte, mit sichtlich großem Fleiß eingerichtete Theepflanzung, die über Thal und Berg enorme Flächen bedeckt. Höchst malerisch liegen da die Estates, an die Felsen geklebt. Die Bahnhöfe sind hier sehr frequentirt durch den Theehandel und den Arbeiterverkehr. Der Thee auf den Bergen ist aromatischer und feiner als der aus der Ebene, obgleich er nicht so viel brauchbare Blätter hergiebt, auch nur zwei Ernten im Jahre hat, wogegen in der

Ebene das ganze Jahr hindurch gebladet wird. Der Thee, der im Juni gepflückt wird und im October zur Versendung fertig ist, ist der beste.

In diesem Eisenbahnbau feiert die Technik einen ihrer größten Triumphe. Man kommt bei der Fahrt gar nicht aus dem Erstaunen heraus, daß der Ingenieur immer noch einen Ausweg gefunden hat. Von 5000 Fuß Höhe sieht man in das Gangesthal herab, als könnte man den Hut dorthin werfen und auf der andern Seite scheint mit jeder Stunde Fahrt weiter das Gebirge sich immer höher zu erheben.

Im Theebereich liegt die Station



wo wir das Tiffin bei dem Berliner Restaurateur Monk einnahmen, der schon über 30 Jahre hier in den Bergen wirkt. Ethnographisch ist dieser Aufstieg einer der merkwürdigsten, den man machen kann. Der Hindu und der Araber verschwinden hier, und es treten die Sikkimleute in den Vordergrund. Der Theebau hat viel Nachbarvolk hergezogen. Da sind die bezopften Bhutanleute, ebenso wie die Tibetaner, stark mongolischen Aussehens. Ferner die etwas schmächtigen Nepalesen und die Bewohner aus dem

nördlichen Sikkim. Man traut seinen Augen kaum und glaubt sich in Grönland zu befinden, denn diese Leute sehen einfach wie Eskimos aus. Rothe, gestickte Stiefel, bis zum Knie einen weißen Schafpelz, der mit Lederstickerei verziert ist. Dazu eine Pelzmütze, über die Ohren zu ziehen, und Pelzfausthandschuhe. Die Frauen, von widerwärtiger Häßlichkeit, malen Backen und Stirn zinnoberroth und sind mit Schmuckarbeiten von seltener Größe und Schwere in Ohren, Nase und Brust bedeckt.

In einer Station hatte man einen Jahrmarkt etablirt. Es war hochinteressant, dort den Völkerwirrwarr und auch die eigenthümlichen Waaren zu sehen. Ein Fünf-Centstück, das ich einem kleinen Mädchen gab, wanderte sogleich in die Nase, dehnte den einen Nasenflügel aus und ward sehr bewundert. Bei allen diesen Gebirgsvölkerschaften ist die untere Partie des kürbisartigen Gesichts sehr entwickelt, der Mund reicht fast von einem Ohr bis zum andern, der Ausdruck aber scheint mir gutmüthig. Endlich um 4 Uhr, nachdem wir in der steigenden Kälte schon einen Paletot über den anderen gezogen hatten, erreichten wir den herrlichen Luftcurort Darjeeling. 7000 Fuß hoch sind Hunderte von Villen, Miethäusern, Sanatorien, Hotels über die Höhen zerstreut. Wo es nur irgend angeht, ist ein lawn-tennis-Platz angelegt. In der Theeregion

hatten uns die Palmen verlassen und die Baumfarren waren seltener geworden. Bei 6000 Fuß Höhe hatte die Vegetation nordisches Gepräge bekommen, und hier im Hochgebirge begann der Baumwuchs zurückzugehen. In mächtigen Zügen lagerten sich die Gebirgsrücken hintereinander, die untergehende Sonne beschien Thäler in der Tiefe wie mit goldigem Licht, während feuchte Wolken sich schon der Gipfel zu bemächtigen suchten. Wir hatten den ganzen Vormittag den Kinchinjanga gesehen, man sagte uns, daß es eine Seltenheit sei und in angeborener Bescheidenheit waren wir zufrieden gewesen. In einem sehr netten Hotel kamen wir gar nicht dazu, die Zimmer zu betreten, weil vom Altan das Schauspiel der untergehenden Sonne unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Endlich deckte die Nacht den Schleier über die Tiefe und ließ uns an die Einrichtung unseres Zimmers denken, als mit Jubelruf alles wieder auf den Altan citirt wurde. Es bot sich uns da ein Schauspiel für Götter. Der ganze Kamm mit dem Gipfel des ersehnten Kinchinjanga erglänzte in unvergleichlichem, herrlichem, prachtvollem Alpenglühen. Es war wie glühendes Erz in weiß und roth und blau und gelb und lebte und bewegte sich und war so unbeschreiblich herrlich und schön, daß selbst die Eingeborenen die laute Bewunderung nicht zurückhalten konnten. Solch ein Anblick ist

ein harmonischer Accord im Leben, der einen froh und glücklich macht, wenn man sich seiner erinnert. Berge ohne Gletscher und Gletscher ohne Alpenglühen sind wie Musik ohne Baß. Der Anblick war zauberhaft schön und so großartig, daß er die Reise hierher allein schon werth gewesen wäre. Ich preise den Zufall, der mir diesen Anblick gönnte.

Mittwoch, 22. November. In Darjeeling ist alles auf die Fremden eingerichtet, Häuser, Handel, Verkehr. Keine Sprache aber reicht aus, sich mit dem Volk zu verständigen, da oft drei Leute, die zusammenstehen, sich selbst nicht verstehen. Der Handel aber ist schwungvoll. Als ich mir warmes Wasser bestellte, brachte mir mein Boy einen Mann mit Waffen und Geweihen: ein prächtiges, starkes Exemplar von einem hier vorkommenden sogenannten Schneehirsch, Felle mit Schädel und Geweih vom Munjack und anderen Schmuck und wunderbar gestaltete Waffen. Kurz, man könnte ein Museum mit wenig Kosten anfüllen, wenn nur der Transport nicht gar zu umständlich wäre. Ganz vorzüglich sind die Pferde, die man hier zu sehen bekommt. Den Anstrengungen und der mangelhaften Pflege erliegt alles schwächliche Material, so daß zur Zucht nur Kraft und Dauer übrig bleibt. Bei den Rädern sind die Speichen nicht in die Naben, sondern wie Latten daneben geführt, in denen die viereckige Nabe

kalt gewinnt. Jetzt erst verstehe ich die Pelzbekleidung der Leute in Sikkim. Es ist hundekalt. Ueberall brennt Kaminfeuer, jeder Mensch hat den Schnupfen, man zieht einen Rock über den anderen und des Abends ist Eierpunsch die Regel. In der Nacht steht man zwei- bis dreimal auf, um das Kamin in Brand zu erhalten, das ist alles sehr empfindlich, wenn man wie wir fast acht Monate Hundstage gehabt haben. Der schneebedeckte Kamm des Kinchinjanga ist besonders gütig gegen uns und zeigt sich in unverhüllter Pracht. Im Städtchen ist Jahrmarkt und überall sieht man frappirende Sachen. Den ganzen Morgen über wurde da unten gepaukt, gegongt, getutet, als ob eine Menagerie zu sehen sei. Die Sache entpuppte sich aber als ein hochpolitischer Act. Der Gouverneur von Darjeeling (Sikkim) hatte dem chinesischen Nachbar-Gouverneur in Tibet den Wechsel der Person im Amt des Vicekönigs von Indien mitgetheilt und heute ist eine chinesische Botschaft hier angekommen, diese Höflichkeit zu quittiren: ein Mandrill mit Krystallknopf und Pfauenfeder, begleitet von zwei Schreibern, mit übergroßen Brillen, und 14 rothen Soldaten. Alle reiten kleine, ruppige, langhaarige Ponies. Ueber dem Würdenträger wird ein rother Baldachin getragen. Er selbst ist in gelbem, reich gesticktem Gewand — alle sehen sehr verschmitzt aus. Das Städtchen der Eingeborenen ist sehr elend und

dort alles, was zum Kauf ausgeboten wird, Frauenschmuck und gestickte Stoffe. Wenn man hundert Lappländer hier aussetzen würde, man würde sie gar nicht mehr heraussuchen können, so gleichen sie den hiesigen Bewohnern. Wahrhaft barbarisch sehen die Frauen aus: tief dunkelbraun, mit straffem schwarzen Haar in fettigen Strähnen; oft ein Diadem auf dem Kopf, stets aber mit gewaltigem Zierrath in Ohr und Nase. Um den Hals ein Amulet, wie eine kleine Untertasse. Korallen und blaue, künstliche Türkisen auf Silber sind meistens bei dem Schmuck verwendet. Zinnoberrothe Klexe auf den Backen tragen oft sogar die Männer. Ich habe viel über diese Völker gelesen, mir aber doch nie annähernd eine Vorstellung von dem wirklichen Zustande machen können, wie ihn mich nun der Augenschein lehrt. Heute ist königlich preußischer Bußtag und der drückt sich in allgemeiner Verschnupfung aus, der Uebergang aus der Wärme in die Gletscher war zu schnell. Jede Unterhaltung und jeder Schlaf wurde uns durch Niesen gestört. Ich beschloß daher, morgen mit dem ersten Zug wieder in das warme Klima von Calcutta zurückzukehren.

Donnerstag, 23. November. Wie beschlossen, so geschehn! In aller Frühe aber zeigte sich die Himalayakette mit dem Riesen Kinchinjanga in so eigenthümlicher neuer Pracht, als wollte er mich

zurückhalten. Er sah aus wie polirtes Silber, mit Millionen Diamanten besetzt. Man kann sich nach der Beschreibung gar kein rechtes Bild davon machen, solchen Effekt muß man selbst gesehen haben! Es war ein herrlicher, schöner, gewaltiger Anblick! Ich schied aber doch, denn aus den Thälern stiegen bedenkliche graue Nebelwolken auf, die bei meinem Abstieg uns noch 2000 Fuß mit Kälte und Regen begleiteten. In der Höhe von 5000 Fuß hört der Einfluß der Landesgrenze mehr und mehr auf. Das Auge hat sich nunmehr daran gewöhnt, schneller die Völkerracen zu unterscheiden. Die Nepalesen, die ich mir als einen wilden, ungezähmten Stamm dachte, sind sanfte Leute, sehen wie Malerburschen oder wie Schauspieler von auf Dörfern herumreisenden Truppen aus, legen in ihren Anzug eine Art Eleganz, tragen lange Haare bis auf die Schultern, niemals Waffen, und obgleich sie nicht groß sind, sehen sie doch mannhaft aus. Die Tibetaner und Bhutanleute sind ein Erbarmen von Pelzflicklumperei in knechtischem oder dummdreistem Wesen. Widerlich schmutzig, der Mann ein Bettler, mit Messer im Gürtel, und das Weib ein Scheusal, geschminkt und mit Schmuck wie ein Lastthier behängt. Das Erscheinen des Gouverneurs von Lahsa hatte diese Mongolen, die dem Lamaismus ergeben sind, in große Bewegung gebracht, und der Mann that auch alles, was er konnte, um mit Pomp aufzutreten. Schon um 6 Uhr

frühstückte er mit Paukerei und Feuerwerk. Die Sikkim (man spricht hier Schiickim) haben oben in den Bergen auch viel Mongolisches, das sich nach der Ebene zu verliert. Noch in der Höhe von 5400 Fuß gedeiht in Gummifeldern die Baumfarre zu ansehnlicher Größe. Von 5000 Fuß beginnt der Theebau und gerade der in der kälteren Höhe gewonnene ist der beste. Im Besitzer des Clarendonhotel, wo ich mein Tiffin einnahm, erkannte ich einen früheren jungen Mann, der mich in Woldenberg, als ich dort in den fünfziger Jahren bei den Dragonern stand, oft in einem Restaurant bedient hat. Er hatte seit seinem Fortgang 1860 wenig mehr deutsch gesprochen und sich hier eine hübsche Besitzung erworben, da gab es denn viel zu fragen und zu sagen, und schließlich kaufte ich von ihm ein schönes Exemplar von Schneehirsch-geweihen, die doppelte Augensprossen haben, und eine Kiste Thee, der hier sehr gerühmt wird. Der Abstieg durch 2000 Fuß Theekultur zeigt lebhaften Verkehr und viel interessante Typen. Die Banane läßt sich erst von 3000 Fuß Höhe ab sehen, dann werden die Palmen häufiger, die Sagopalme zeigt sich erst in der Ebene. 4000 Fuß hoch sah ich über mir einen Kampf von zwei Adlern, der stärkere jagte dem anderen etwas ab, was wie ein Huhn aussah. Der stärkere fing es und ließ sich, soweit ich ihn verfolgen konnte, 4000 Fuß in gerader Linie mit seiner Beute nieder.

Es muß himmlisch sein, so fliegen zu können! Ich flöge in gerader Luftlinie nach Hause! Ich kann es nicht leugnen, ich habe ein bischen Heimweh! Wenn man mehr als sechs Monate nichts wie Amerikaner, Chinesen und Mohren gesehen hat, sehnt man sich auch mal wieder, eine weißgekleidete Jungfrau, einen guten Bekannten oder wenigstens jemand zu sprechen, dem man seine Hochachtung für gewohnten Seifengebrauch ausdrücken kann! Der Aufstieg in den Himalaya hatte sehr großen Zauber, aber auch der Abstieg hat seinen Reiz. Aus Frost und Nebel kam ich her, und in der Höhe von 4000 Fuß wurde schon ein Paletot ausgezogen, die Sonne durchbrach die Wolken, und dem Auge entfaltete sich die unendliche Gangesniederung, mit so zahllosen Wasserläufen, daß sie wie ein goldiges Meer erschien. Mit der sinkenden Sonne färbten die Berge sich ultramarin. Am westlichen Horizont mußte Hildebrandt beschäftigt sein, denn so merkwürdig überraschende Farben giebt es doch gar nicht in der Natur (würde jeder Kunstkritikus sagen), dann wurden die Berge schwarz und die Ebene lichtgrau. Nun erst sah man, daß es kein Meer war, denn Millionen Lichte und Feuer blitzten auf, der Rauch, der überall aufstieg, ließ menschliches Leben und Schaffen erkennen. Ueber den Bergen erschien der Vollmond in silbernem Glanz. Er selbst und mein Journal erinnerten mich, daß Falb heute einen kritischen Tag erster Güte an-

gesagt hatte. Er wird sich dazu aber wohl eine andere Gegend ausgesucht haben, als den Himalaya! In Siligani verließ ich mit Hochachtung und Dank die Gebirgsteckelbahn, um wieder in einen Schlafwagen für große Leute zu steigen. Beim Diner in der Station verfing sich eine sehr große Fledermaus in Damenhüte, Gardinen und Lappen, man kann sich wohl selbst ausmalen, was das für ein Gekreische und Servicescherben abgab. Es hätte nicht ärger sein können, wenn ein bengalischer Tiger hereingeflogen wäre. Gute Nacht!

Freitag, 24. November. Um 5 Uhr früh erweckte mich das Heidengeschrei frommer Hindus vom Ufer des heiligen Ganges. Mein mohamedanischer Diener Abdallah kämpfte für meine Bagage und bald brachte eine Art Mississippidampfer uns theetrinkend über den Fluß in ein neues Schlafcoupée. Der Fluß ist wohl drei Viertel Meilen breit und unappetitlich schmutzig. Leichen schwimmen umher und Krokodile halten ihr Morgenmahl. Natürlich geschieht das Umladen mit dem nothwendigen Gekakel und Geschrei. Es giebt keine Toilettengeheimnisse. Interessant ist es, die tausendfältig verschiedene Art, den Turban zu wickeln, zu beobachten, und die Scheu verschiedener Kasten, wenn sie Wasser aus dem dreckigen Fluß schöpfen, ihre Trinkgefäße nicht zu dicht mit denen niedrigerer Kasten zu bringen. Mohamedaner, schon

an der freieren Bewegung erkenntlich, bilden die Mehrzahl. Gestern schon um 5 Uhr ging die Sonne unter, jetzt 5 Uhr früh ist es taghell. Der ganze Rosenschimmer aufgehender Sonne dauerte fünf Minuten. Es giebt gewisse Sachen, die so fest eingewurzelt sind, daß es vergeblich ist, dagegen zu kämpfen, das sind die Vorurtheile des schönen Sonnenaufgangs und die Redensarten über frische Luft und frisches Wasser. In Darjeeling war mir die Luft zu frisch und beim Waschen erfroren die Finger — warum soll das nun durchaus so gesund und schön sein?! Wenn der Pfarrer Kneipp daran Vergnügen findet, so ist das ja seine Sache! aber doch sehr eigenthümlich ist es, daß es ihm gelingt, auch andere zu bewegen, zu sehen, was ein menschlicher Körper alles für Mißhandlungen verträgt. Andiamo!

Um 11 Uhr sollen wir in Calcutta sein. Und so war es auch. Glücklicherweise war solche Hitze, daß jeder Gedanke an Erkältung aus den Bergen zerschmolz und ich mich bald äußerst befriedigend befand. Um noch so viel als möglich von Calcutta zu profitiren, fuhr ich am Tage und Abends durch verschiedene Stadttheile. Als ich meinen Abdallah instruiren wollte, schien er mich schon erkannt zu haben, denn er meinte: Ich weiß schon, wo schmutzige Leute und kleine Häuser sind. Am liebsten fahren diese Leute einen immer nur um den Palast des Vicekönigs.

Aus dankbarer Erinnerung an das freundliche Japan sah ich mir im königlichen Theater Mikado an. Die Choristinnen waren Japanerinnen.

Sonnabend, 25. November. Nachdem ich alles gepackt, besorgt, gesehen, was das Herz nur wünschte, kehrten meine Reisegefährten auch aus den Bergen alle sehr erkältet zurück und befanden sich in großer Eile, denn morgen gehts nach dem Norden weiter, die erste Etappe soll



sein. Die Bengalen (man spricht Bengol) gehen mit kurz geschnittenem Haar und kennen keine Kopfbedeckung. Ein weißes Leibchen und so eine Art von Schwimmhose ist ihre Kleidung. Ihr Schmuck aber ist ein grelles einfarbiges Tuch, das sie togaartig sehr malerisch drapiren. Die glatt rasirten, ernsten, selbstbewußten Gesichter und die stolze Haltung lassen bei ihrem Anblick an die Römer denken. Es giebt sehr reiche Bengalen, die als frühere Nabobs sich große Vermögen erworben haben. Sie gehen mit nackten Beinen in derselben Tracht, fahren sogar mit eleganten Equipagen, mit zwei beturbanten Dienern hinten auf, selbst aber

stets ohne Kopfbedeckung. Es sieht aus, als ob Cassius zum Cäsar fährt.

Ein sehr vortrefflicher junger Mann, der 1866 Einjährig-Freiwilliger bei meiner Garde-Dragoner-Eskadron war, starb leider im Jahre darauf in Calcutta. Schon beim Beginn der Weltreise hatte mich der Gedanke beschäftigt, sein Grab aufzusuchen. In dem lauten Gerudere von Calcutta war mir dieser Ort besonders lieb geworden, und ab und zu kehrte ich dahin zurück, stets mit dem Gedanken, wie wunderbar es doch oft ist, daß alte Leute, wie ich, noch zum Vergnügen in der Welt umher kutschiren dürfen, wo so viel frische Jugend, Talent und Hoffnungen so früh zu Grabe getragen werden! Ich schickte der Familie, mit der ich befreundet bin, einen Weihnachtsgruß von hier. Excellenz Stephan kann ich nur rathen, nicht nach Indien zu gehen, denn der Neid würde ihm Schaden thun, wenn er hier die Postpaläste sehen würde. Selbst der Reichstag würde eine unmenschliche Freude haben, wenn er die Kosten für ein Postgebäude wie in Calcutta bewilligen sollte, das ich nur etwa mit der Paulskirche in London vergleichen möchte, wenn ich mich auch dabei einer kleinen Uebertreibung schuldig fühle. Die neue Stadt würde etwa Hadrian so gebaut haben! Alles ist gräcisirt und noch ein bischen schöner gemacht. Reiche Bengalen, Parsen und Banken haben sich diesem Styl

angeschlossen. Die letzten halten ihre Häuser in Roth, mit weißen Ornamenten, was aber zur Regierung gehört, ist alles in einem sauberen, hellen Gelb, mit Anflug von Rosa, gestrichen, was sich zwischen Palmen und Banianas sehr festlich ausnimmt. Gegen Abend war ich wieder unter die alten Römer gefahren.

Wie im europäischen Viertel, so herrschen bei den Natives die großen Adler. Tausende und Abertausende durchziehen sie in dichten Schaaren die Lüfte. Erst heute sah ich auch, warum das geschieht. Leute trugen Fleisch in offenen Körben, und da sie sich der Adler gar nicht erwehren konnten, die sich sogar ohne Scheu auf ihre Schultern setzten, wurde ein Stück Fleisch nach dem andern preisgegeben, um den Heißhunger der Thiere zu stillen. Menschen und Wagen respektirten dieses Mahl, da die Religion das Tödten der Thiere verbietet. Es waren Adler von einer Größe und Schwere dabei, wie ich sie noch nie gesehen hatte.

Die englische Gesellschaft von Calcutta amüsirt sich Abends im skating ring, der unter Zeltdach, aber überaus elegant, eingerichtet ist. Musik, Erfrischungen, Toiletten und Leistungen sind ganz hervorragend. Welcher Künstler mag Meyerbeer schon in den dreißiger Jahren auf den Gedanken gebracht haben, den Propheten mit dieser eleganten Unterbrechung zu schmücken? Der Palast des Vicekönigs wurde 1703 durch Wellington

eingeweiht und hat damals gegen 180 000 Pfund Sterling gekostet.

Sonntag, 26. November. Wahrscheinlich, um die Natives zum Christenthum zu verlocken, wird seit zwei Stunden so geläutet, daß man denken könnte, man befände sich in Bozen oder Meran. Jede Confession, jede Sekte, jede Gemeinde sucht die andere mundtodt zu läuten. Draußen angebrachte Gongs signalisiren dann noch den Beginn des Gottesdienstes und benachrichtigen die Boys, die Pankas in Bewegung zu setzen. Statt der Glocken auf den Bahnhöfen werden dort eiserne Stimmgabeln von der Stärke von zwei Mannesarmen mit hölzernem Hammer angeschlagen und geben einen sehr schönen, langwährenden Ton. In kleineren Stationen sind auch zuweilen nur Gongs. Unglaublich wird man hier durch die Massenbedienung belästigt. Man mag ruhen oder schreiben wollen, lautlos schleicht sich solch ein frommer Hindu ins Zimmer, nur um einen daran zu erinnern, daß er es ist, der die Matratzen klopft, oder ein anderer, daß er der Wasserboy ist. Die Reinmacherei ist für die Katze! Ein Bündel aufgelöster Taue wird in's Wasser gesteckt und über den Fußboden geschleift. Dann steht das Seifenwasser in Pfützen so lange, bis der Trockenboy gerufen ist, der dann mit einem ähnlichen Pinsel ohne Wasser darüber hinschleift. Wenn man direct von Europa in die Tropen kommt,

muß man ganz unglücklich sein, solch ein Hotelzimmer zu sehen! Die Wände absolut kahl, der Fußboden mit Strohmatten belegt. Statt der Fenster und Thüren nur Jalousien, die meistens nicht zu schließen sind. Feuchte Luft und Hitze sind wohl die zwingenden Gründe dieser Einfachheit. Dem Privatdiener wird das Theeservice übergeben, der dasselbe auch im Speisesaal für seinen Herrn gebraucht und wieder mit auf's Zimmer nimmt. Natürlich reinigt er es in der Waschschüssel, trocknet es mit dem Handtuch, und wenn er nichts zu thun hat, schläft er vor der Zimmerthür auf den Fliesen ohne Unterlage, Kopfkissen und Decke. Es vergeht nicht eine Minute, wo nicht mehrmals aus den Zimmern der Ruf Boy! Boy! erschallt, da jeder Reisende, der sein Zimmer mit zwei Rupien (drei Mark) bezahlt, glaubt, daß es ihm Ansehen giebt, wenn er so brutal und rücksichtslos wie möglich ist. Des Morgens um sechs in der Badewanne bildet er sich zum Tenor aus, um ½7, wenn er den ersten Thee bekommt, pfeift er Radabum oder einen Gassenhauer, den er Abends in einem Tingeltangel aufgefaßt hat, dann muß der Boy immer im Trabe und lautem Zuruf alles einzeln bringen und Bestellungen an Gentlemen machen, deren Namen er nie behält und deren Zimmernummer er stets verwechselt. Wenn nun solche Reiseblüte fortgeht, hat sie zwanzig Sachen vergessen und

schickt ihren Boy nie nach ihrem room, sondern stets ihrem chambre, was ganz etwas Anderes als Zimmer bedeutet. Der Boy lacht nie darüber, ist an solches Gebahren schon gewöhnt, vielleicht giebt es aber auch Boys, die denken. Das Gigerl denkt, Geld ist Macht, und der Boy denkt, wer die Macht hat, hat das Recht. In der Nacht brannte ein Haus nieder, in dem ein Magazin mit Japanwaaren sich befand. Ein Paar Cloisonée-Nagasakki-Vasen, zwei Meter hoch, welche ich gern gehabt hätte, waren mir zu theuer. Während des Brandes sah ich sie sechs Schritt von der Thür schmelzen, ohne daß es möglich war, sie herauszuholen. Die Feuerwehrbemühungen waren ein Pasquill auf jeden Löschversuch und arteten bei heller Flamme in eine reguläre Prügelei zwischen der städtischen und der Gouvernements-Abtheilung aus.

Das große Gepäck ist nach Bombay, das kleine nach Benares abgeschickt. Heute Abend folgen wir im Schlafwagen dem letzteren nach.

Montag, 27 November. Benares ist für die Buddhisten einer der heiligsten Orte. Buddha selbst, aus der Familie der Shakya in der Nähe von Aude geboren, gelangte nach fröhlicher Jugend bald zur Erkenntniß, „daß alles eitel sei“. Er entsagte dem Lebensgenuß, erwarb sich dadurch den Heiligenschein, und da er die Scheidung der Kasten angriff, fand er im Volk viel Anhang. In Benares wurde ihm ein

Territorium überwiesen, wo er lehrte und von dort aus Missionare in alle Richtungen zur Verbreitung der neuen Lehre aussandte: Es giebt keinen Gott. Die schmutzige Seele des Menschen muß drei Phasen durchmachen, um in Nichts, in gänzliche persönliche Auflösung, in Nirvana, aufzugehen. Ohne diese Läuterung wandelt sich die Seele, vom bösen Geist in Bosheit geleitet, in Thiere und Sünder, und die Buße beginnt dann immer aufs Neue. Das Gute wird nur des Guten wegen gethan, das Schlechte straft sich durch sich selbst. Keuschheit, das Gebet und Entsagen der Welt, sind die drei Stadien des Erdenlebens. In den andern Religionen wurzelte das Formenwesen, der Inhalt des Buddhismus sollte die Gesinnung sein. So fand etwa 200 vor Christi Geburt diese neue Lehre nach dem Süden, nach Ceylon und von dort nach Birma, Siam und Java Verbreitung und wurde im Lauf der Jahrhunderte in Pali und Sanskrit in 31 heiligen Büchern aufgezeichnet. Hier hat sich der Buddhismus in ursprünglicher Reinheit erhalten. Nach Norden hin fand die Lehre Eingang bei einer klügelnden und in Vorurtheilen und Unbildung befangenen Bevölkerung, welche sich die neue Lehre nach ihren Auffassungen anpaßte und zurecht machte. Hier entstand eine von der obigen abweichende Redaction des Buddhismus und aus dieser Materie gestalteten sich in persönlichen Deutungen Priesterwesen, Mönchsorden,

Klöster und die blödsinnigsten Sekten. Den dritten Weg nahm die Lehre Buddhas schon aus dem vielfach mißverstandenen Wesen über Kaschmir nach Tibet. In Tibet herrschte bis dahin größtentheils Schamanismus mit Shivadienst verzwickt. Nunmehr reformirte man die Religion durch den Buddhismus. Daher kommt es, daß dort und überall, wo die neue Lehre von Tibet aus weiter getragen wurde, sich Sinn und Formen einschlichen, die in der reinen Lehre, wie z. B. heute noch in Ceylon, unbekannt geblieben sind.

In Tibet ist der Dalei Lama der Papst. Er steht mit der Gottheit in directem Verkehr und ist unfehlbar. Die Redaction der Kirchenschriften zählt über 1000 Bände und hat den ursprünglichen Buddhismus so complicirt, daß ihn Niemand mehr begreifen kann und man sich mit mechanischem Gebet, Formen und Opfern begnügt. Dies der Grund, warum im gebildeten Theil der Bevölkerung die philosophischen Lehren des Confucius, des Lichtes der Welt, so viel Anhänger gefunden haben. Zu allen Zeiten sind im Norden stets Versuche gemacht worden, die buddhistische Lehre zu reinigen, und sogar Kirgisenhäuptlinge haben bis 10000 Rubel für ein beglaubigtes Pali-Exemplar der alten Ausgabe in Ceylon gezahlt. Jährlich pilgern Millionen von gläubigen Buddhisten nach Benares, der ersten Lehrstätte des großen Meisters – wir auch.

Die große Ebene zwischen Ganges und Indus war das alte indische Reich der Mitte, der Sitz alter, indischer Cultur. Hier lagen die Legenden umdichteten Königreiche, deren Schätze den Neid der ganzen Welt auf sich zogen. Heute heißen sie amtlich die königlich britischen ostindischen Nordwestprovinzen und werden durch den Stellvertreter des Vicekönigs, den Lieutenant-Governor, speciell beherrscht. Das heilige Benares stand zu allen Zeiten im Ruf großer Schriftgelehrsamkeit. Unter den Folgen zahlreicher Glaubenskämpfe hat es viel zu leiden gehabt und wegen des schlechten Baugrundes auch mehrmals seine Stelle gewechselt. Der dritte Theil des Grund und Bodens mit Häusern ist im Besitz der Priester, die natürlich danach streben, den Rest auch noch zu bekommen. Man rechnet im Durchschnitt täglich auf etwa 10000 Pilger, welche Zahl sich an hohen Festtagen verzwanzigfacht. Etwa 400000 Einwohner sind darauf eingerichtet und leben davon. Markt- und Bazarleben sind in großer Blüthe, Industrie und Kunst an der Spitze von ganz Indien. In neuerer Zeit spitzt sich der Gegensatz zwischen Hindus und Mohamedanern zu großer Schärfe heraus, so daß diese Frage die Aufmerksamkeit des Gouvernements sehr in Anspruch nimmt.

Natürlich thut der Fremde sehr klug daran, sich dieser Sache fern zu halten und die Augen aufzumachen.

Die Hindu haben in Benares mehr als tausend Tempel. Sie sind sehr mißtrauisch und gegen den Europäer sehr zurückhaltend, so daß vom Studium der innern Tempel nur sehr oberflächlich die Rede sein kann. Erschwert wird außerdem noch die Sache durch das bedingte Ausziehen der Stiefel, wo man dann durch Wasserpfützen und auf kalten Steinen umher wandeln muß, unaufhörlich angebettelt. Ueber 800 Pagoden, gegen 900 Moscheen, strecken ihre Minarets gen Himmel. Die Ufer des heiligen Ganges, überall durch Terrassen und Treppen eingefaßt, geben mit diesen Prachtbauten einen wahrhaft überraschenden, zauberhaften Anblick Schmutz und elende Schilfhütten dazwischen, die Hälfte der Bevölkerung stets badend und betend im Wasser, durchwirken die Pracht mit Poesie, und man fühlt sich bald selbst im Banne des Zaubers, der so viel Schönes auf das Auge ausübt. Wie viel aber muß man schon vom orientalischen Leben gesehen haben und kennen, um nur einen Theil von alle dem Interessanten zu begreifen, über das das Auge streift! Die Hindureligion des Brahmaismus drückt sich in Benares im Shivakult aus. Als Sinnbild göttlicher Macht des Shiva gilt hier das Lingam (der Phallus). Auf den ägyptischen Denkmälern erregt diese Darstellung ja auch nicht den anstößigen Eindruck wie etwa im altrömischen Cultus. Hier in Benares sind Häuser, Männer, Frauen und

Kinder damit geschmückt, im Gegensatz zu den Verehrern des strafenden, zerstörenden Wishnu, denn Shiva ist nur die erhaltende Kraft, aus der erzeugenden Brahmas hervorgegangen. Brahma ist Gott, der Schaffende selbst, und wird nie persönlich dargestellt. Man überträgt auf Shiva sein Können und fleht um seine Erhaltung. Die Straßen sind so eng, daß, wenn ein besonders schwer beladener Elephant einher kommt, zu beiden Seiten durch Abräumung Platz geschaffen werden muß. Bei den Häusern der Reichen ragen die Balkone, bei denen der Armen die Sonnenschutzdächer bis in die Mitte hinein. In den Parterregeschossen sind Liegeplätze, Waarenauslagen, Kochöfen, Gestänge mit Opfergeschenken fast mitten in der Straße etablirt. Der Fußboden ist Sumpf und Koth, keine Hand wird sich rühren, das zu ändern, was schon viele tausend Jahre so gewesen ist. Die Zebukuh, dem Shiva heilig, und der geheiligte Affe, zu Ehren Hanuman's unverletzlich, beherrschen die Situation in zahllosen Vertretern. Die Kühe haben die Straßen vollständig zu Düngerhaufen gebildet. Wenn eine heilige Kuh mitten in der Straße steht, wird sie nicht angerufen, damit sie Platz macht, sondern man bietet ihr Früchte an, um sie zu bitten, zwei Schritt weiter zu gehen. In den Tempeln ist ihr Ruheort, und die Tempel sehen wie Schmutzställe aus. Im Affen liegt schon mehr

Heiterkeit, er liebt Scherze und entbehrt selbst nicht der Komik, aber diese unbefangene Dreistigkeit seiner Allüren mag nur für den gläubigen Hindu nicht belästigend sein. Wenn es einer Kuh beliebt, den Grünkram einer Auslage aufzufressen, ist der Besitzer glückselig und denkt bei sich, Shiva, der täglich drei Stunden in Benares weilen soll, sei bei ihm eingekehrt. Nachbarn beglückwünschen ihn; Wagen, Karren, Reiter, Pankas, offen wie geschlossen, ziehen mit Geschrei zwischen der Volksmenge hindurch. Vor jedem zweiten Haus wird gerufen, geläutet, gegongt, gerasselt und hantirt, um die Aufmerksamkeit auf Erfrischungen, Waaren und alles mögliche andere zu lenken. Das ist Benares! Aber Benares ist nie es selbst, sondern stets im Bann der Pilger, der Fremden, die seit Wochen durch Fasten und Kasteiungen sich abgehärmt, kaum die lange Fußreise überstanden, in Bußübungen geschwächt, nach Reinigung ihrer Seelen sich dem Genuß des Lebens aufs Neue hingeben, oder durch scheußliche Schaustellungen von Krüppeln sich der Bettelei ergeben. Fast bei jedem Schritt tritt man auf blinde, lahme und aussätzige, verkrüppelte Bettler. Ekelhafte, mit Kalk und Kuhdreck beschmierte Fakire sitzen dazwischen in monotonen Zuckungen, selbst geheiligten Kuhdreck fressend, erregen die Bewunderung der Umstehenden, und Kinder versuchen es, ihnen nachzumachen, um

auch so angestaunte heilige Männer zu werden, daneben machen Gaukler den Eier- und den Schwertertanz und andere Taschenspielerkunststücke; Bären und Schlangen müssen tanzen. Wenn man von solchem Ausgang heimkommt, kämmt und badet man sich, läßt die Kleider klopfen und sagt sich, daß man zu viel für einen Tag gesehen hat, daß die Eindrücke überwältigend und gar nicht zu beschreiben sind, und je länger man in Ruhe ist, desto schöner schält sich aus dem Gestank und Schmutz alles Schöne und Merkwürdige heraus. Man sieht den Ganges in goldigem Licht, sieht fromme Hindus beten und alles so sonnig und farbig und poetisch, und ist glücklich, so eigenthümliche Eindrücke genossen zu haben!

Zwischen den geheiligten Plätzen am Gangesufer haben sich Speicher und Ladeplätze eingenistet, denn der Handelsverkehr auf Schiffen von Getreide, Reis, Mais, Indigo und Gewürzen ist sehr stark. Ein Wald von Masten und dampfenden Schornsteinen spricht lebhaft dafür. Um die alte Stadt lagert sich ein neuer eleganter Stadttheil, Sikrol genannt, der durch Paläste, Parks, Villas, Grasflächen geschmückt, von den Europäern bewohnt wird. Die Magazine bieten hier nicht nur europäische Artikel, sondern die besseren einheimischen Industrien sind auch hier noch nach diesem Stadttheil übersiedelt und bieten Edelsteine, Perlen, Shawls und Gold- und Silberarbeiten. Gold-

durchwirkte Wolken-Musseline von unglaublicher Feinheit, Brokate, Parfümerien, Lack, Gummi und alle Schätze Indiens zu sehr hohen Preisen. In Benares haben die Sekte der Jains eine Bibliothek von 20 000 Bänden alter Sanskritcommentare der Veden und seit 100 Jahren ein College daselbst, in dem die alten Sprachen und Literaturen gepflegt werden. Zwischen aller Pracht der Paläste und manchen reizvollen Kunstwerken der Goldschmiede und Weber wird man in einem solchen Grade durch Bettelei belästigt, daß man dadurch oft von seinem Ziele abgelenkt wird. Die Wägelchen, die hier gebräuchlich sind, bestehen aus zwei ein Meter hohen Rädern, auf deren Achse ein schmales Brettchen angebracht ist. An der Achse sind zwei Deichseln befestigt, die sich oben im Sattel der kleinen Ponies vereinigen. Eine kleine vergoldete Gallerie und rothe Decke verziert den Sitz, auf dem mit Mühe ein Mensch Platz nehmen kann, während oft drei dort sitzen; der Kutscher davor auf den Deichseln. Aus dem Sattel steigt eine $^3/_4$ Meter hohe, stoffbekleidete Pyramide auf, und der Saum ist mit Goldflitter geschmückt. Ganz reizend sehen diese Kinder-Equipagen aus, die von den Natives ausschließlich gebraucht werden. Benares sieht unglaublich heruntergekommen und verwahrlost aus, auch verläßt den Beschauer dieser Eindruck nicht selbst beim Bewundern oft höchst kunstvoll ausgeführter Detailarchitekturstücke;

einmal des alles verschlingenden Schmutzes wegen, dann aber auch, weil die Dimensionen der viel berühmten Tempel doch sehr klein sind. Unser erster Ausflug galt dem Affentempel, und schon bei der Annäherung sahen wir im heiligen Weiher ergötzliche Badescenen dieser komischen Thiere. Der Tempelhof aber war angefüllt mit ihnen, die, durch die europäische Tracht neugierig gemacht, zusammenliefen, um uns genau zu betrachten. Wir schienen in ihrer Kritik nicht immer glimpflich davon zu kommen. Vielleicht hatten sie unter sich auch einen Darwin und kamen unsern Gedanken auf halbem Wege entgegen. Vor dem Abbild Hanuman's mit dem Affenkopf waren viel Blumen geopfert, die Behälter aber, in denen man ihnen Speisen gebracht hatte, waren leer und der Verdauungsschlaf einiger größerer Vettern schloß nicht den Verdacht aus, daß sie zu Hanuman gebetet hatten.

In unmittelbarer Nachbarschaft dieses Tempels befand sich ein 65 Jahre alter Mann, dem ursprünglich das umliegende Terrain nebst Häusern und Gärten gehört hatte. Im Laufe der Jahre hatte er alles, was er besaß, den Priestern geschenkt, sich nackt in den Garten gesetzt und sitzt noch da. Die Priester dankten ihm dadurch, daß sie ihn für einen ungewöhnlich heiligen Mann ausposaunen, sie gestatten ihm, daß er sich aus seinem früheren Garten ab

und zu ein paar Bananen als einzige Nahrung sucht und küssen ihm die Füße. Als wir ihn besuchten, theilte er seine Bananen mit uns und schien sehr befriedigt, daß sein Ruf bis Berlin gedrungen sei und wir mußten uns in ein Album einschreiben und schieden dann von ihm, in den Augen der Hindus etwas angeheiligt. Dann wurde der goldene Tempel besucht, in welchem Shiva als Fisch verehrt wird. Ein kunstvoll durchgeführter Kuppelbau, von zwei Pagoden eingefaßt und mit besonderer Pracht ausgestattet. Nicht weit davon ist ein anderer Tempel, in dem eine Frau Shiva's angebetet wird und in dem die heiligen Kühe eine Schmutzerei vollführen, von der man sich keine Vorstellung machen kann. Diese niedlichen Thiere fressen die Opferblumen auf, lassen sich von den büßenden Sündern belecken und sehen, daß ihr Unrath zu deren Besserung gereicht. Um meine verehrten Leser nicht in die Lage zu bringen, so viel Beschreibungen von Tempeln zu lesen als ich gesehen habe, will ich lieber die andern verschweigen Im Hotel war vor dem Altan eine Jongleurvorstellung, in der ein paar recht überraschende Sachen gemacht wurden. Auch kämpfte ein Ichneumon, hier Mungo genannt, mit einer zwei Meter langen Cobra und bezwang schließlich die Schlange durch die Heftigkeit des Angriffs.

Abends besuchte ich die indische Oper. Man gab „Die Pflicht der Frau“. In einer herge-

richteten Bude mußten etwa 100 Menschen sehr lange auf den Anfang warten Endlich kam ein Radja aus der Nähe von Benares. Zwei Minister begleiteten ihn mit Hochachtung und Ehrfurcht, vier Diener mit Demuth. Der Radja setzte sich auf eine easy chair. Sein Minister neben ihn und neben diesen durfte sich der Kriegsminister niederlassen. Letzterer sah wie ein pensionirter Gensdarm im Turban aus. Ein Diener brachte dem Fürsten einen Riesenspucknapf, und alle Viertelstunde andere Betel zum kauen. Später kam eine Gesellschaft von half cast's an, die beim Radja gespeist hatte, sie verkehrte mit dem gnädigsten Herrn so amerikanisch ungenirt und ohne jede Rücksicht auf das Native-Publicum, daß es einen unangenehmen Eindruck machte. Das Orchester bestand aus einem Geiger und einem Pauker. Die Kostüme waren überaus kostbar und die Handlung wie Musik so monoton, daß man mit einer halben Stunde vollständig genug gehabt hätte. Die Handlung wurde durch einen erklärenden Chorgesang eingeleitet, gerade wie auf der alten griechischen Bühne. Im hinteren Theil der Bühne spielten die internen privaten Angelegenheiten, in dem vorderen die allgemeineren. Beide Abtheilungen hatten besondere Vorhänge. Die Frauenrollen wurden durch Knaben gegeben. Ein Theil des Parquets war für Frauen reservirt, doch was vom schönen Geschlecht da war, schien nicht zu den besseren Klassen zu ge-

hören. Europäer scheint es überhaupt nicht viel in Benares zu geben, denn man sieht höchst selten einen davon.

Dienstag, 28. November. Erst um Mitternacht nach Hause gekommen, waren wir um 6 Uhr früh schon wieder unterwegs, um bei Sonnenaufgang im Ganges die Pilger beten und baden zu sehen. Jede fromme Gemeinde, jeder reiche Fürst gründet sich ein Heim in Benares, am Ufer des heiligen Flusses. Das rechte Ufer ist ganz flach und nur der Radja von Benares hat auf dieser Seite seine Residenz in herrlichen Gärten aufgebaut. Die Stadt der Paläste zieht sich auf dem linken Ufer erst eine deutsche Meile lang dahin. Das Ufer ist etwa 200 Fuß hoch, besteht aus losem Sandstein. Der Fluß steigt und fällt in Dimensionen von 40 Fuß. Man kennt hier die Fundamentirung durch Pfahlroste nicht, und da erliegt jährlich hier und da das sinkende Uferland der Last der gigantischen Bauten, und Trümmerstätten zeugen von früherer Pracht. Festungsartige Unterbaue von hundert Fuß Höhe tragen oben imposante Residenzen von mit Gallerien verbundenen Eckpavillons in mehreren Etagen, gekrönt mit Kuppel-Thürmchen, und alles wie aus Filigran, leicht, duftig, elegant. Davor und daneben führen breite und hohe Treppen in den Fluß und steigen gewinkelt und steil oft in schmalen Lücken nach der oberen Stadt. Wo nur ein

Platz zu denken ist, stehen Tempel und Pagoden bald roth, bald vergoldet, bald oben, bald unten. Manche sind bereits halb im Wasser und halten in der Construction noch fest zusammen, obgleich sie bedenklich schief stehen. Neue Häuser, weiß getüncht, sehen in der indischen Architektur wie Zuckerwerk aus. Zwischendurch stehen alte Banianiabäume, und das Ganze liegt in durch die Sonne vergoldeten Wasserduft. Herrlich und zauberhaft ist der Anblick dieses Ufers, an dem das Auge nur Halt findet an den überragenden Pagoden und Minarets, an vergoldeten Spitzen, Kuppeln, Flaggenmasten. Man gleitet im Boot an diesem herrlichen Bilde vorüber und kehrt immer wieder zurück, um solchen Eindruck dauernd in sich zu befestigen. Man vergißt die Verkommenheit der inneren Stadt, möchte auch gar nicht dahin zurückkehren, sondern, so lange man in Benares weilt, auf dem Flusse bleiben. Alles aber, was ich hier als so bezaubernd schildere, ist nichts als der Rahmen für ein Bild von eigenthümlichster Anziehungskraft. Die ganze Uferlinie hat etwa zwölf weitere Treppen-Anlagen und Plätze, welche bis ins Wasser hinein mit Latten aus Stegen bebaut sind. Etwas erhöht, auf Steinvorsprüngen, sitzen halbblödsinnige Fakire, stieren in die Sonne oder den Fluß. Jeder macht irgend eine Albernheit, um sich bewundern zu lassen und sitzt so,

daß wenn ihn die Kräfte verlassen, er sogleich im heiligen Ganges Zuflucht findet. Auf den 12 Plätzen lagern den Fluß entlang etwa 40 bis 50000 Menschen. Die Hälfte davon steht im Wasser und betet, die einen waschen ihre Trinkgefäße, die anderen ihre Wäsche, und Männer, Frauen und Kinder – alles durcheinander, Blumen und kleine Geschenkopfer dabei ins Wasser werfend. Am untern Treppenrand haben sich Priester mit allerhand Farbentöpfen unter großen Sonnenschirmen etablirt und quittiren dem neu gereinigten Sünder seine Opfer und Klärung durch farbige symbolische Striche, die sie demselben auf Stirn und Wangen malen. Hier baden nur Marhatten, dort nur Jains. An dieser Stelle wird dem Shiva, an der andern aber nur seiner Frau geopfert. Eine Kolonne Pilger, die durch Tracht als aus der Gegend von Penshawr erkenntlich ist, tritt befriedigt ihren Rückmarsch in die Heimat an. Kaum ist Platz auf der breiten Treppe, dann ergießen sich etwa 1000 neue Pilger, elend, abgehärmt, bestaubt und erschlafft, die Stufen herab, nach wochenlangem Weg ihr erstes Bad im heiligen Fluß zu nehmen. Es geschieht dies Alles mit Fanatismus und Inbrunst, als wäre das Ertrinken ihr schönstes Ziel. Andacht und Feier ist so groß, daß das dicht dabei vorüberfahrende Boot kaum eines Blickes gewürdigt wird. An mehreren Plätzen liegt Brennholz, Rauchsäulen steigen auf.

17*

Dort sieht man auf ein Paar Bambusstangen mit Tüchern verhüllte Leichen herunter tragen. Die Leidtragenden tauchen sie im Fluß unter, dann werden sie auf den Scheiterhaufen gelegt und verbrannt. Die Ueberreste werden hierauf in den Fluß geworfen und treiben im Wasser zwischen den badenden und trinkenden Büßern, welche nur beten, auch bald ihnen nachfolgen zu dürfen. Die zahlreichen kleinen Krokodile begnügen sich merkwürdigerweise mit den Ueberresten, ohne sich in das Getümmel der Badenden zu begeben. Der Anblick dieser Scenerie in so herrlicher Umgebung regt die Phantasie wunderbar an und läßt diese Stunden nicht zu den schlechtesten gehören, die das Leben bietet. Man hat oft gesagt, daß es am besten sei, das Land gar nicht zu betreten, sondern sich mit der Wasserfahrt vor Benares zu begnügen, und ich kann nur bestätigen, daß viel Gutes in diesem Vorschlag liegt.

Wir selbst aber befolgten ihn nicht. Unser Guide hatte durchaus das Bedürfniß, uns einen Tempel, den buddhistische Leute aus Nepal hierher gestiftet haben, und das Schaffen, Wachsen und Werden Shivas in einem Opferaltar und 84 Darstellungen verschiedener Auffassungen, darüber in kunstvollen Holzschnitzereien, zu zeigen, die über alles Erwarten waren, so daß selbst der gründliche Murray dieses Gotteshaus gänzlich mit Stillschweigen übergeht.

Dann wurde auch dem Palast des Radja von Jeypur ein Besuch abgestattet; die inneren Räume in Schmutz und Verfall gesehen und auf der Platform die alten astronomischen Hülfsmittel angestaunt, die vor mehreren hundert Jahren in Veranlassung der Controlle des indischen Kalenders hergestellt wurden. Ein eigenthümliches Schauspiel sahen wir noch, wie Angehörige ihren sterbenden 92jährigen Großvater im Ganges badeten. Diese ergreifende Familienscene war einer Leichenverbrennung dicht an die Seite zu stellen.

Es hat sich erst in der letzten Zeit ein schärferer Gegensatz der Hindus gegen die Mohamedaner herausgestellt, der nicht allein in Bombay, sondern auch in so viel andern Orten in Indien Formen angenommen, daß das Gouvernement es doch für nothwendig erachtet hat, durch fliegende Colonnen im Lande Ruhe und Autorität zu kräftigen. Hier, in Benares, ist eine sehr imposante Moschee auf ursprünglich Hinduboden gebaut. Die Hindu haben den Grund und Boden so in Beschlag genommen, daß die Mohamedaner nur durch eine kleine Hinterthür in ihre große Moschee hineinkommen können, und deshalb ist so eine Art Kriegszustand auch hier an der Tagesordnung. Der Nachmittag fand uns wieder auf dem Ganges. Der Ausflug ging aber auf das andere Ufer, um die Residenz des Radja von Benares zu sehen. Ziemlich weit ab von der Stadt erhebt sich

an aufsteigendem Ufer eine Art Akropolis von festungsartigem Unterbau, auf dem ein halbes Dutzend Paläste mit Veranden, Gallerien, Balcons, Säulenhallen, stehen. Die fürstliche Flagge flattert über den Thüren, und am Ufer liegen acht bis zehn größere Lustboote, von rothgekleideten Matrosen behütet. Ein elendes Dorf aus Lehmhütten umgiebt die stattliche Trutzburg. Der Eingang in die Burg führt durch eine via triumphalis; das Burgthor mit Fallgatter enthält die Wache und zugleich eine kleine Menagerie, darunter einen Tiger von besonderer Größe. Die Armee war in Leinwandanzügen, barfuß, Säbel und Patronentaschen-Bandelier kreuzweis, das bärtige Haupt mit dem Riesen-Turban in rother Farbe geschmückt. Zehn Mann waren mobil gemacht und stellten die Posten an drei Thüren. Die Schloßhöfe waren vernachlässigt, schmutzig, die Wände verwittert, das Ganze sah verlassen und öde aus. Treppen führten in sehr hohes Stockwerk, wo man aus Räumen von indischem Alabasterfiligran auf Marmor-Altane heraustrat und den Ganges entlang die Stadt Benares, mit ihren tausenden von Tempeln und Pagoden, im Sonnenglanz sah. Die Hauptdecoration der schönen Räume bestand aus Oeldruckbildern: der Kaiser Wilhelm in der Schlacht von Königgrätz und der Kaiser Friedrich bei Wörth. Zerlumpte Diener

lagen theilnahmslos in allen Räumen umher, alles übrige schien bereits vor Langerweile gestorben zu sein. Doch nein, man hört eine Pauke, Rufen und Pferdetritte, da reitet ein brauner fetter Mann, rosenfarben gekleidet, auf einem prachtvollen Schimmel in den Hof. Ein Dutzend Leute zu Fuß begleiten ihn. Einer mit der Wasserpfeife, ein anderer mit dem Beutel mit Betel, ein dritter mit dem Wassergefäß, wieder andere mit Früchten, mit Teppichen etc. Seine Hoheit der Sohn des Radja geruhten spazieren zu reiten, und dazu wird denn so das Allernöthigste in Bewegung gesetzt. Seine Hoheit der Herr Vater hat im indischen Aufstand den Engländern gegenüber eine sehr zweideutige Rolle gespielt und diese Generation soll den Europäern auch nicht hold sein. Wir ließen es deshalb mit der Abgabe der Karte bewenden und waren zufrieden, einen flüchtigen Einblick in den Palast eines indischen Fürsten haben nehmen zu können. Kein Schmuck ist für große Flächen so wirksam, so fein und geschmackvoll, wie die indische Architektur in ihrer künstlerischen Vollendung. Es muß als ein Zeichen barbarischer Unbildung angesehen werden, wenn solche feenhaften Räume mit schlechten Spiegeln und Kornleuchtern von farbigem Glase, Oeldruckbildern und sonst geschmacklosem europäischen Unrath vollgepfropft werden!

In Calcutta hatte ich Gelegenheit, den Palast eines von den Engländern ins Exil geschickten Nabobs zu sehen. Der Palast war dort in italienischem Styl in Marmor, einheitlich, in wunderbarer Pracht, durchgeführt, und die Räume mit guten Copien in Marmor der besten antiken Statuen und recht guten alten italienischen Bildern geschmückt. Für indische Bedürfnisse war nur eine Art Thron aufgestellt, wie ihn selbst der Vicekönig nicht hat. Alle Fußböden waren Florentiner Mosaik. Der Palast muß Millionen gekostet haben, zeigte nur indischen Reichthum, aber europäische Bildung. Der Palast des Radja von Benares ist so wie seine Vorfahren ihn vielleicht vor 1000 Jahren schon bewohnt haben, aber von einem Fortschreiten in Bildung, Kunst und erweitertem Gesichtskreis ist da nichts zu bemerken!

Mittwoch, 29. November. Nachdem pflichtschuldigst noch der Stätte der ersten Lehrthätigkeit Buddhas ein Besuch abgestattet war, fuhren wir weiter nach Norden und erreichten nach achtstündiger Fahrt



Lucknow.

Die Hälfte des Weges fuhren wir mit dem Radja von Jaunpur, der sehr liebenswürdig, aber un-

zertrennlich von seinem fürstlichen Spucknapf war. Etwa 20 Leute bildeten sein Gefolge, sehr zerlumpt und auch das ganze Gepäck war sehr jammervoll. Seine Hoheit sahen wie ein preisgekrönter Radfahrer aus, aber alles, was ihn sah, bezeigte ihm unterwürfigste Hochachtung. Die Gegend bis Lucknow sah so aus wie etwa die paradiesischen Gefilde zwischen Uelzen und Lüneburg. Die Orte hatten oft hübsche Moscheen, namentlich Sitzerabad glänzte durch einen imposanten Bau. Auf den staubigen Straßen bewegten sich lange Züge von Kameelen. In den Curryfeldern spielten graue Affen. Der Empfang in Lucknow war sehr feierlich, denn unweit unseres Hotels fand eine mohamedanische Hochzeit statt. Die Straße, in der das junge Paar wohnte, war glänzend illuminirt und Musik und Feuerwerk währte bis in Nacht hinein. Die ganze Beleuchtung in Indien verbreitet so intensive Blake, daß man hätte denken können, es sei ein Stadttheil abgebrannt. Mit der Nase spüren das die Inder nicht, und dem Teint schadet es auch nichts.

Donnerstag, 30. November. Lucknow ist die Hauptstadt des Königreichs Aude und zählt gegen 300 000 Einwohner. Das Königshaus von Aude gilt als das älteste in ganz Indien und als das Stammhaus aller übrigen fürstlichen indischen Regentenfamilien. Hier in Lucknow war nach

den ersten historischen Nachrichten das Hauptcentrum indischer Cultur, der Sitz des Glanzes, der Macht und der Poesie. So gilt der mittlere Theil der Stadt als schon von Lakshmana, dem Bruder Rama's, gegründet. Wie in Benares ist der Sond der Stadt ein Gewirre von elenden Erdhütten, mit so engen Straßen, daß viele kein Wagen passiren kann, aber das Ganze mit herrlichen Palästen durchsetzt in Parks und Wasserkünsten. Die Engländer haben das Königshaus Aude nach dem indischen Aufstand mit jährlich $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark pensionirt und die Regierung in Lucknow selbst übernommen. Die Garnison ist stark, und alles was die Engländer gebaut haben, sieht für die Ewigkeit aus. In der Stadt zeugt ein chinesischer Bazar und das Imambarah, welches beim Maharramfest die so weit berühmte Erleuchtung hat, daß der Verkehr von Handelsleuten und Pilgern aus China sich fest eingebürgert hat. Ich erwähne dabei, daß die erste Lehrstätte Buddhas in Benares schon im vierten Jahrhundert von zahlreichen chinesischen Pilgern aufgesucht worden ist. Man kann sich kaum eine Vorstellung von dem crassen Gegensatz von Benares und Lucknow machen. Das erstere eine geheiligte Hindustadt, letzteres fast rein mohamedanisch, Kuppeln, vergoldete Minarets, Moscheen, wohin das Auge trifft. Diese Hauptstadt indischer Glanzzeit enthält merkwürdiger Weise sehr wenig bemerkenswerthe Bau-

überreste alter Cultur, jedoch haben die letzten 150 Jahre hier Kunstpaläste geschaffen, welche die Phantasie nicht schöner und aparter erdenken könnte. Aus Staub und Gerölle erhebt sich die mit kleinen Kuppeln gekrönte hohe Umfassungsmauer. Wenn man dann durch die hohe Pforte eintritt, findet das Auge keine Ruhe, denn in mehreren Höfen umgeben die vier Seiten Moscheen, Grabkapellen, Festhallen, Empfangs-Paläste, Gallerien, Treppen, Wasserbassins, Fontainen und Blumengärten. Alles ist überraschend in der Anlage, graziös in der Form und dabei verödet und leer. In einer kleinen Ruhmeshalle befinden sich die lebensgroßen Bilder der Könige von Aude und deren Nawabs, die alle diese Bauten geschaffen haben. Diese Herren sehen nicht so aus, als hätten sie diese Denkmäler erdacht, aber viel Geld müssen sie zum Bau hergegeben haben. Der Palast der Könige ist ein Quadrat von Gebäuden im Durchmesser von fast 1000 Schritt. In der Mitte steht ein Festhalle. Der ganze Hof ist mit architektonisch angelegten Gärten geschmückt. Das englische Gouvernement hat davon Besitz ergriffen. Sämmtliche Gebäude dienen zu Verwaltungsbureaux, in der Festhalle werden amtliche Acte vorgenommen. Die beiden Fische, das Wappen der alten Könige, zierten heute noch jedes Portal, im Jmambarah tönt noch Musik und täglich werden dort von der Familie des letzten

Königs 500 Arme gespeist, aber die Erinnerung an die alten Könige ist durch den Sieg der Engländer im letzten Aufstand verdunkelt. Jeder Europäer wird hier als zur siegreichen Armee gehörig angesehen. Alt und jung erzeigt jedem Fremden knechtische Devotion. Auf einer mäßigen Terrainerhebung in der Stadt in herrlichem Park liegen die Ruinen des englischen Gouvernementsviertels, aus dem 1857 der Kampf so ruhmreich bestanden wurde. Noch stehen Geschütze auf die Stadt gerichtet, die Gräber der Gefallenen sind längst mit Grün bewachsen, aber die Namen der Helden Lawrence und Havelok sind noch in aller Munde. Hier in Lucknow gewann sich England Indien aufs Neue und man kann nur wünschen für immer, denn Englands Regierung schafft dem Volke Segen.

Da es durchaus nicht im Zweck dieser Zeilen liegt, ein Reisehandbuch mehr zu schaffen, enthalte ich mich, alle Tempel und Moscheen namentlich anzuführen und verweise dazu auf den Murray. Man kann hier, was Prachtbauten betrifft, wirklich sagen, man sieht den Wald vor Bäumen nicht! Herrlich ist es aber, zwang- und zwecklos in den schattigen Arcaden einher zu wandeln und in jedem Blick Gedanken aus „Tausend und eine Nacht" angeregt zu fühlen. Das königliche Museum ist höchst sehenswerth wegen ein paar seltener Schaustücke. Da ist z. B. eine Art

Schwertfisch, aber mit Zähnen, dessen Seitenflossen schon deutlich die Umbildung in die fünffingerige Hand erkennen lassen. Interessant ist auch die Sammlung indischer Thiere, vom Schmetterling bis zu den seltensten Geweihen. Einige Schildkröten waren mir auch neu. Die Metallindustrie von Lucknow, Silber in Eisen eingelegt, hatte hier auch sehr vollständige Auslagen, ferner auch die mit der Hand bedruckten Musseline. Von so schönen Waffen, wie sie dem Prinzen von Wales geschenkt wurden und im Ostindischen Museum zu London zu sehen sind, habe ich hier kaum noch ein Stück gesehen. Das alte Indien muß man schon mühsam im Museum suchen, das moderne baut Eisenbahnen und verkauft Jute, aber Jahrhunderte können noch vergehen, bis europäische Bildung und Ordnung in diesem Boden einige Früchte bringen wird. In dem Massenverkehr fremder Pilger auf den Straßen von Benares kann ein Wagen nur passiren, wenn zwei Sais vor der Equipage herlaufen, und mit Rufen, Schelten, Winken und Geschrei Platz geschaffen wird. In Lucknow weicht alles schon von Weitem aus und grüßt unterwürfig, Elephanten werden auf die Seite geführt, und die kleinen Wägelchen dogcarts halten so lange, bis man vorüber ist. Die Bevölkerung sieht sehr arm und verkommen aus. Die kältere Luft ist schon recht empfindlich, obgleich man sich in der Mittagsstunde doch vor der Sonne schützen muß. Je mehr

man von Lucknow sieht, desto mehr erfreut man sich an der Silhouette der eleganten Bauten und erkennt, daß die Bilder der Bauten mehr versprechen als sie halten. Der abgebröckelte Stuck und der verwitterte Sandstein lassen oft Schutt und Thonziegel durchblicken. Mohamedaner bauen nur für eine Generation, hier aber haben sie Hindutraditionen mit zu Hülfe nehmen wollen, an die sie nicht glauben, und das prägt sich in dem Baustyl und Material reichlich aus.

Im Shah Manzil fanden früher Kämpfe wilder Thiere statt. Elephanten, Tiger und der wilde Stier zerfleischten sich bei festlichen Gelegenheiten. Heute blühen Blumen in der Arena. Ein Aja behütet ein paar braune schmuckbelastete Radjakinder, die auf allen Vieren Tiger spielen. Bei Radjas ist afternoon five o'clock tea, und allerhand weiße und schwarze Menschen kommen und gehen. Wie im zoologischen Garten ist ein Elephant mit jubelnden Kindern beladen. Im Bazar ist kaum vorwärts zu kommen. Die Läden und Wohnungen sind kaum größer als ein Schreibsecretair. Da wird geflochten, genäht, geklopft, gewirkt, goldgestickt und so gründlich gebettelt, daß alle Taschen des kleinen Geldes entleert werden. Oberst Harvey, der Chef des Stabes der Division Lucknow, hatte mir versprochen, mir alle militairischen Einrichtungen zu zeigen, wegen der religiösen Beunruhigung zwischen den Hindu's und den Moha-

medanern aber ist unter seinem Commando eine fliegende Colonne ins Land marschirt, um die Ruhe wieder herzustellen. Was ich sonst von Militairs, Beamten und Damen gesehen habe, sah ziemlich unfroh und gelangweilt aus, und auch ich konnte mir Lucknow nicht als das Ideal einer Garnison vorstellen. 1857 widerstanden 1200 Engländer in der zum Fort umgeschaffenen Residenz einem sechsmonatlichen Ansturm der insurgirten indischen Armee, und Gräber und Denkmäler erinnern an ihren Heldenmuth. Man ist über einen russischen Officier hier sehr empört, der, als man ihm den Schauplatz zeigte, bedauerte, daß man deshalb so viel Aufhebens davon mache, da diese Leute doch eben nur ihre Pflicht gethan hätten. In Rußland würde solcher Sachen wegen kein Denkmal gesetzt.

Freitag, 1. December. Wilde Affen turnen in den Bäumen. Das große Hotel ist von einer Säulenhalle umgeben, in der sich ein vollständiger Bazar für die Fremden etablirt hat. Juggler machen die schönsten Kunststücke, Schlangen kämpfen mit Mungo's. Die gestrige Hochzeitsfeier ist immer noch nicht zu Ende, Raketen und Schwärmer platzen ganz in der Nähe von Strohdächern. Das Paukenfell ist immer noch nicht entzwei, die Musik immer noch dieselbe Mißstimmung und Ausdauer. Der undankbare Mensch aber sehnt sich immer nach etwas Neuem, und so stehen denn die sieben Sachen wieder gepackt,

denn in acht Stunden Eisenbahnfahrt nach Norden soll es nach



weiter gehen. Noch einmal verschluckt ein Künstler seinen Degen, noch einmal werden die Photographien gemustert und dann geht es in den sleeping car. Adieu!

Auf ihrem Wege nach Agra durchfährt die Bahn eine der fruchtbarsten Landstriche von Indien. Die weiten Ebenen sind mit großem Fleiß bebaut. Je näher dem Ganges, desto zahlreicher die Gemüsefelder, deren Früchte bis Calcutta hin ihren Absatz finden. Die Haltestationen zeigen gewisse Wohlhabenheit. Diese ganze Landschaft ist mit Blut getränkt. Hier hauste der Aufstand in lichten Flammen und hat Hekatomben Opfer gefordert. Bei Cawnpur überschreitet die Bahn den Ganges. Die Stadt selbst besteht aus elenden Lehmhütten, einigen großen Regierungsgebäuden, Theater, Clubs und weiten, stillen Plätzen. Da, wo man es gewagt hat, so hinterlistig Engländer zu ermorden, ist alles abgebrochen und in Parks gelegt, in denen Spiel und Musik seit 36 Jahren nicht mehr zugelassen war. Cawnpur hat 200000

Einwohner. Aureng Zeb, der letzte Nachkomme Timur's, ist hier in aller Munde, denn er herrschte noch auf hundert eroberten Thronen. Tipo Saib war der Enkel seines Pflegesohnes und der letzte Inder, der den Versuch gemacht hat, das Fremdenjoch abzuschütteln. Er verschwand in Cawnpur. Sein Ende ist im Dunkel. Die Engländer aber ließen seine Beisetzung mit oder ohne Körper unweit des Grabes von Aureng Zeb im Reiche des Nizams von Hyderabad ausführen, um damit den Legenden der abergläubischen Masse ein Ende zu machen.

Sonnabend, 2. December. Agra war in der Zeit Timur's und seines Nachfolgers das in Indien, was das Fayum für Aegypten bedeutet. Die Bewässerungsbauten der damaligen Zeit, mit einem Wasserreservoir von vier Meilen Umfang, erregen in ihren Trümmern heute noch das Erstaunen. Heute ist Agra eine Stadt von 200000 Einwohnern, in dürrem Land, von zerstörten Wasserleitungen umgeben, und selbst die Djumna, an der es auf hohem Ufer liegt, bietet ihr nicht genug Wasser zum Leben, da der Fluß ein ganzes Netz von Kanälen speisen muß! Das Trinkwasser ist fast ungenießbar. Die alten Stadtmauern stehen zum Theil noch heute, die jetzige Stadt aber deckt nur noch die Hälfte des alten Glanzes. Breite Treppenanlagen führen vom steilen Ufer in den Fluß. Aus der Zeit von Akbar her

beherrscht ein Fort die Stadt mit 70 Fuß hohen Schutzmauern, die eine Fläche von einem Quadrat-Kilometer bedecken.

Das Haupteingangsthor ist wahrhaft imposant. Ein Massenbau von Thürmen, eingefaßt in mehreren Etagen und architektonisch mit großer Sorgfalt in den Details durchgeführt. Mosaik auf weißem Marmor hebt die Linien vom rothen Sandstein ab und gliedert die Decorationen so künstlerisch, daß der Massenbau leicht erscheint. Im Fort, das man durch einen Tunnel erreicht, befindet sich der Palast des Shah Jehan. Trotzdem er sich im Verfall befindet und nützlichen Zwecken dient, ist er zehnmal größer und viel schöner als die Alhambra in Cordova. Säle in weißem Marmor, in dem mit farbigen Steinen, genau in der Art der Florentiner, Mosaik, Blumen, Arabesken und Figuren eingelegt sind. Durch Blumen, Rankenwerk und geometrische Linien durchbrochen gearbeitete Flächen, in Alabaster und Marmor, schmücken die Wände. Da ist der Spiegelpalast und das orientalische Bad – da ist die Audienzhalle, und überall, wohin das Auge fällt, erkennt man eine alte, große Zeit, den Geist gewaltiger, großer Männer, und staunt über die Technik in so schönem Material! Hier erkennt man erst, daß alles, was man in Lucknow gesehen hat, nur schwache Nachahmung von Agra ist. Nach der Mohamedisirung Indiens herrschte die Araberfamilie der Lodi in

Agra und baute eine Anzahl schöner Tempel. Schah Jehan regierte von 1632 nur 27 Jahre, aber ihm verdankt die Stadt den Bau der Perl-Moschee, der Hauptmoschee und den der berühmten Taj Mahal, d. h. königliches Diadem des Harems. Der Schah Jehan nahm die Tochter seines ersten Ministers zum Weibe, die er sehr liebte. Sie schenkte ihm, obgleich sie jung und seine zehnte Frau war, einen Thronerben und starb. Auf dem Todtenbett ließ der Schah sie krönen und versprach, ihr ein Denkmal zu setzen, wie noch keins auf Erden stände. Er hat Wort gehalten. In einer Cypressenallee schreitet man neben in Marmor gefaßten Wasserflächen, dann auf Treppen zur Terrasse, auf der auf Marmorunterbau ein Marmorwürfel mit abgeschrägten Ecken steht, der im ersten Anblick fast nur aus einem großen Portal besteht. Die Wandflächen in zwei Etagen werden durch große Fenster eingeschnitten. Vier kleinere Kuppeln fassen auf höherem Mittelbau die große Hauptkugel ein. Dies Bauwerk ist in angemessener Entfernung von vier Minarets umstellt, welche die halbe Kuppelhöhe erreichen. Der überraschende Eindruck liegt in der Einfachheit, und erst wenn man näher tritt, beginnt die Bewunderung der herrlichen flachen Reliefbearbeitung des weißen Marmors und der Wirkung der farbigen Mosaikarbeiten. Der Taj Mahal ist ein Bauwerk hoher Vollkommenheit, großer Harmonie und Einfachheit.

Die Höhe des Baues ist 243 Fuß. Das Innere ist ein Achteck von je sieben Meter Wandlänge. Die ganzen Flächen sind in farbigem Mosaik durch Koransprüche gegliedert und durch farbige Steine in Blumengewinden maßvoll geschmückt. Gedämpftes Licht fällt von oben in den Raum und verbreitet besänftigend erhebende Seelenstimmung. Hinter einem wie Spitzen durcharbeiteten Marmorschirm stehen die Gräber Schah Jehans und seines geliebten Weibes. Zwanzigtausend Menschen sollen 22 Jahre daran gearbeitet haben. Sechs Millionen Mark wurden allein in Rom und Florenz für Mosaikarbeiten gezahlt. Die Einnahmen von 30 Ortschaften wurden zur Erhaltung angewiesen. Man muß es den Engländern zum Ruhm nachsagen, daß auch sie das Ihrige thun, dieses herrliche Bauwerk zu erhalten. Der Grundriß des Taj Mahal zeigt gegen den vorhandenen inneren Raum eine unnöthige massive Stärke des Gemäuers, so daß der innere Raum nur wie eine kleine Oeffnung zwischen vier massiven Thürmen erscheint. Diesen Einwand kann nur ein prüfender Architekt machen, und selbst dann, wenn er Recht hat, wird dieser Ueberschuß an Kraft dem Grabdenkmal nichts von seinem eigenthümlichen Zauber nehmen. Der Taj Mahal ist nun einmal die Inkarnation indisch-mohamedanischer Baukunst und ebenso das Vorbild für zahllose Moscheen im Orient geworden, wie die Giralda in Sevilla das

Vorbild für die Thürme geworden ist. Die Hindu haben mit Vorliebe in rothem Sandstein gebaut, die Araber dagegen glänzen mit weißem Marmor, der auf das Discreteste den großen Flächen durch flaches Relief und Farben Leben verleiht. Das große Fort von Akbar ist eine gewaltige Residenz; vier Generationen haben in diesem Raum Prachtbauten geschaffen, die den Ruhm indischer Kunst und Reichthums über die ganze Welt verbreitet haben. Milliarden haben diese Bauten gekostet, und namentlich der Schah Jehan ließ seiner Phantasie auf Kosten der Landeseinkünfte dermaßen die Zügel schießen, daß sein eigener Sohn ihn absetzte und ihn sieben Jahr in strenger Gefangenschaft hielt, unter dem Vorwand, daß sein Vater vom Bauwahne ergriffen sei. Die einzelnen Kioske, zauberhaften Bäder, Empfangshallen, Wohnräume, sind eine zusammenhängende Kette von Kunstwerken und Perlen der Baukunst. Die Perle aber von allen in der Residenz ist die Perlmoschee selbst. In glattem, weißen Marmor, von drei Seiten geschlossen, sieht man einen Wald von viereckigen gegliederten Pfeilern, die in Hufeisenform ausgezackte Bogen tragen. Wohin das Auge blickt, begegnet es stets derselben Form, stets demselben polirten weißen Marmor. Diese Einfachheit ist von mächtigem Eindruck Die Architektur feiert in der Linie hier den Sieg über Farben und Zierrath. Der Vorhof ist mit

einem Hallengang umgeben, die Wasserkunst spiegelt die Kuppelkrönung wider. Absolute Ruhe und Einsamkeit lassen diesen Ort in der Erinnerung als einen schönen Augenblick im Leben zurück.

Von großer Schönheit ist auch das Grab, welches König Jehan seinem Schwiegervater Iddmadoolah errichtet hat. Es ist in derselben Anlage wie der Taj Mahal, ein Würfel mit Kugel und Minarets in einem Garten mit vier nach den Weltgegenden gerichteten, monumentalen Portalen. Der Bau darf ein Muster orientalischen Geschmacks genannt werden. Eine Art Nachtigall und fast betäubender Blumenduft, der Blick durch Cypressen über den breiten Fluß auf der Taj Mahal bewegten die Seele poetisch. Fürchte nichts, lieber Leser, ich will bei meinen ungereimten Berichten bleiben, ohne in die Dichterleyer zu greifen! Beim Sonnenuntergang muß wieder Hildebrandt beschäftigt gewesen sein, bald aber trat Aivovowsky an seine Stelle. Die Agrarier steckten ihre Lampen an und bald war die herrlich illuminirte in solchem Schwalch von Blake, daß man kaum athmen konnte. Jetzt trat das Verkehrsleben der großen Stadt recht in den Vordergrund. Ganze Karawanen von Kameelen lagerten sich vor der Stadt. Zebukarren wurden mit Geschrei durch das Volksgetriebe geleitet. Natürlich alles mit dem üblichen Hindugeschrei. Wo man Reiter in fliegendem

Burnus sieht, sind es immer Mohamedaner. Zwei Sais müssen mit Stöcken vor dem Wagen hergehen. Es scheint Niemand früher eine entgegenkommende Gefahr zu sehen, ehe er nicht am Arm gezupft und mehrmals angeschrieen wird. Dann erwacht der Träumer und bettelt sofort mit Energie. Im Wege sitzen widerliche Fakire, sich von der Bewunderung des Pöbels ernährend. Der Eine hat seit Jahren den rechten Arm in die Luft gestreckt, der nun schon halb vertrocknet ist. Der andere steht auf allen Vieren über gelindes Kohlenfeuer. Auf diese Idee muß er nur im Winter gekommen sein! Heute am 2. December hatten wir den Tag über 22° Reaumur. Im Augenblick, wo die Sonne unterging, wurde es so kühl, daß ich mir Kaminfeuer machen ließ. Sämmtliche Boys, namentlich aber diejenigen, welche mit im Himalaya waren, husten die ganze Nacht vor der Thür in der offenen Halle. Jetzt erst verstehe ich aus meiner Jugendzeit in Königsberg den philantropischen Hindu-Verein, der wollene Strümpfe für Ost-Indien strickte! Das Kunstgewerbe steht in Agra noch auf hoher Stufe. Man arbeitet in Alabaster und Marmor außerordentlich schön und unglaublich billig. Man zahlt für eine etwa sechs Zoll hohe durchbrochene treue Nachbildung des Taj Mahal sechs Rupien, d. h. neun Mark. In Stoffstickerei wird in der ganzen Welt nichts gearbeitet, was den Erzeug-

nissen von Agra nur an die Seite zu stellen wäre. Die Firma Ganashi Loll & son im Jouri-Bazar zu Agra bietet was nur denkbar möglich ist. In vollendeter Schönheit sind die Kleider-Einsätze von 100 bis 1000 Rupien. Ein Pfau auf seladon-grünlichem Grunde war mit Edelsteinen, Blumengewinden, ebenfalls in Juwelen, so gestickt, daß ich mich nicht erinnere, je etwas Aehnliches gesehen zu haben. Eine ponceaurothe Sammetdecke mit dem goldgestickten Taj Mahal war für die Ausstellung von Chicago nicht fertig geworden und sollte für 4000 Mark verkauft werden. Ich kann nur rathen, von meinem Wink zu profitiren, denn solch ein effektvolles Prachtstück dürfte wieder lange Zeit auf sich warten lassen.

Sonntag, 3. December. Mit Anbruch des Tages wurde eine Partie von 34 Kilometern nach Norden bis Fatihpur Sikri gemacht. Der Morgen war kühl. In den beiden Orten, in denen umgespannt wurde, war eine Art Jahrmarkt, und die Straße mit Wagen, Reitern und Fußgängern stark frequentirt. Kameele, Büffelkarren und die kleinen dogcarts schwirrten rechts und links um uns her. Der laute Wortreichthum der Inder ließ Jeden schon früher hören, als man ihn sah. Alles grüßt mit großer Unterwürfigkeit, alles bettelt mit derselben Energie. Jede Last wird auf dem Kopf getragen.

Die Frauen tragen nur enge, lange Hosen und hüllen sich in ein gelbes oder rothes Tuch von greller Färbung. Jede Frau, und selbst die elendeste Bettlerin, ist mit Silberringen an allen Gelenken, Ohr und Nase geschmückt, Kinder gehen gänzlich nackt. Männer tragen Hemde und Hosen von weißem Musselin, darüber einen Rock von lebhafter Farbe, oft wie die Mütze reich mit Gold gestickt. Die Mohamedaner einen sehr großen Turban in allen Farben. Der Weg, vortrefflich chaussirt und gehalten, ist stets von großen schattigen Tamarinden eingefaßt und führt zwischen Felder von Baumwolle, Curry, Senf, Tapioka und Getreide hindurch; die Gegend ist flach und so trocken, daß auf jedem Stück Feld ein Brunnen ist, um die Pflanzen zu erhalten. Zwei Ochsen ziehen an langem Seil einen sehr großen Ledersack voll Wasser herauf, der dann in die Leitungen ausgegossen wird. Die elenden Lehmhütten an der Straße sind kaum noch Hütten zu nennen. Das Vieh weidet am Grabenrand, Goldtressen werden auf der Straße gewebt; die Frau, die auf dem Weg mit den Händen den Dünger zu Feuerungskuchen knetet, hat oft an jedem Finger einen Ring. Als Nahrung sieht man nur Zuckerrohr, dabei scheint alles heiter und zufrieden zu sein.

Selbst bei dem Betteln wird gelacht und gesprungen. Am frühen Morgen schien das ganze

Thierleben in Bewegung zu sein. In allen Bäumen schwirrte es von Vögeln. Massenhaft, mit viel Geschrei, trat ein hellgrüner Papagei in den Vordergrund und hatte entschieden das Bedürfniß, mit dem Menschen in Verkehr zu treten. Ebenso zahlreich sind hier eine Art Vögel, die halb wie Staare, halb wie Elstern aussehen und sich sehr zahm benehmen. Schwere, große, weiße Geier gehen auf der Landstraße kaum aus dem Wege, auf Mauern und Häusern stehen Marabous ebenso geheimnißvoll nachdenklich und ruppig, wie in den zoologischen Gärten. Die kleinen, gestreiften Eichkätzchen sieht man überall, aber auch eine zwei Meter lange Wassernatter kreuzte unsere Fahrt. Ein Sprung von zwölf bis funfzehn Antilopen machte fast dicht am Wagen Kehrt und konnte längere Zeit beobachtet werden. Auf der ganzen Fahrt ragten rechts und links oft Baureste oder Trümmer über den Boden, welche deutlich erkennen ließen, daß dieser Landstrich früher eine hohe Cultur gehabt haben muß. Zahlreich waren Reste von gemauerten Teicheinfassungen mit breiten Treppen. Der Boden steht auf rothem Sandstein, ähnlich dem Vogesensandstein bei Zabern, aus dem das Straßburger Münster gebaut ist. Der Stein bearbeitet sich sehr leicht, hält aber nur so lange wie Sandstein. Nach mehrstündiger Fahrt erhebt sich ein weiter, breiter Berg dicht am Ufer der Jumna bis auf

mehrere Hundert Fuß. Ende des 16. Jahrhunderts erkor sich der große Mongolenherrscher diesen Ort zu seiner Residenz, um von hier aus Hindostan zu regieren. Akbar's Mutter war eine Perserin. Er selbst bestieg mit funfzehn Jahren den Thron, führte den Mohamedanismus in Indien ein, regierte funfzig Jahre, so daß heute noch bei Nennung seines Namens der Segen ausgesprochen wird. Seine Frau war die Tochter des Califen aus Constantinopel. Eine zweite Frau war eine Christin aus Portugal. Durch die weisen Rathschläge eines ihm befreundeten Gelehrten gelang es ihm, einen Sohn Jehangir zu erzielen, der nach ihm von 1605 bis 1627 regierte. Dessen Sohn Jehan erbaute Agra und den Taj Mahal und wurde von seinem Sohn Aureng Zeb 1656 abgesetzt. Dieser starb als der letzte Nachkomme des Mongolenkaisers Timur.

Die guten Rathschläge des befreundeten Gelehrten haben demselben eine Art Heiligkeit eingebracht, so daß für dergleichen Wünsche sein Grab heute noch ein beliebter Wallfahrtsort ist.



Fatihpur,

d. h. Stadt des Sieges, ist von einer festen Mauer

umgeben, die zwei deutsche Meilen lang ist. Eine zweite innere Mauer schließt die Residenz ein und ist sieben Kilometer lang. In einem Winkel der äußeren Mauer haben sich 5—6000 arme Leute in Lehmhütten eingenistet, die allein eine schwache Pulsation von Leben repräsentiren. Im Uebrigen fährt man lange Zeit hin und her und ist fast erschreckt durch den Verfall eines Ortes, der augenscheinlich einer der größten Prachtresidenzen von Indien gewesen sein muß. Hie und da hat sich ein nackter Künstler etablirt, der aus den Resten der Steinplatten Mühlsteine fabrizirt; ab und zu trifft man auf Reste von Säulen, Kiosken und sculptirten Bruchsteinen. Man staunt über die Ausdehnung solcher Zerstörung und wird bald an Pompeji, bald an Heidelberg erinnert. Man geräth in förmliche Erregung bei dem Gedanken, daß selbst solche Steinblöcke nicht länger der Zeit und den elenden menschlichen Machinationen Stand halten sollen. Die Stadt Satihpur ist nichts mehr als ein Haufen zerschlagener Steine.

Oben auf der Höhe liegt die Residenz Satihpur, die sehen wir uns näher an. Die innere Schutzmauer verbirgt vorläufig den reichen Inhalt, doch sieht man bis auf unwahrscheinliche Entfernung Kuppel- und Minaret-Spitzen darüber hinausragen. Es biegt sich der Weg und mit Staunen und Bewunderung sieht man eine breite Treppenanlage etwa

100 Fuß bis zu einer Platform aufsteigen, auf der sich das 140 Fuß hohe sehr breite Hauptthor befindet. Der Eingang ist allein 70 Fuß hoch, von einfachem weißen Marmorsaum und Koransprüchen eingefaßt. Man kann sich kaum fassen über den mächtigen, gewaltigen Eindruck dieser ruhigen, einfachen Sicherheit. Es ist eine Großheit, nicht allein eine Größe, sondern eine Großheit in diesem Bau, daß ich ihn unbedenklich für das bedeutendste Bauwerk in Indien ansehen muß. Um so mehr, als man in diesem Hauptthor von Satihpur aus dem Jahre 1537 das Vorbild aller späteren Prachtbauten des Enkels Shah Jehan's erkennt. Selbst der Taj Mahal ist diesem imposanten Bau entlehnt und durch den weißen Marmor und die im Detail so staunenswerth kunstfertige Ausschmückung desselben so sinnberückend bezaubernd geworden. Das Hauptthor von Satihpur ist eben ein Eingang in eine neue Welt. Für den Mongolen Akbar war es der Eintritt in das Paradies, das Mohamed versprochen, für das Haus des Timur der Eintritt in die ersehnte Welt der Schätze Hindostans, für den Beschauer der Eintritt in das Verständniß indischer Baukunst der letzten drei Jahrhunderte. Die Hindubauten in Indien aus dieser Zeit kranken am Zweifel. Nach dem mit so heftiger Gewalt auftretenden Mohamedanismus hielt man sich zwar an Traditionen, aber Mangel an Opfer und Geld schufen diese Tempel in so kleinen Dimensionen,

daß man sie zuweilen nur als Votivtempel ansehen möchte. Die Kuppel der Moschee aber erhebt sich nicht allein über der Moschee, sondern hoch über den Ort und weithin sichtbar wie ein Sieg ins Land hinein zum Ruhm des Propheten. Wenn kleinliche architektonische Gedanken in colossalen Maßen ausgeführt werden, erscheinen sie lächerlich und wie eine Karrikatur, z. B. das Denkmal des Herzogs von Braunschweig in Genf, die Fresken Kaulbachs in München und anderes. Wer im St. Peter in Rom predigt, denkt, ihn hört die ganze Welt, wer durch das Thor von Fatihpur schritt, mußte fühlen, daß Akbar's Athemzug das Leben von Indien war. Es ist zu studieren, nichts zu messen, nichts zu gliedern, nichts zu kritisiren an dieser gewaltigen Einfachheit. Sie ist sinnberückend. Dieser Bau müßte talentvollen Architekten zur Belohnung gezeigt werden. Natürlich waren wieder fromme Hindus mit Lotusblumen in der Hand da, um jeden ästhetischen Genuß durch Geplapper, Bettelei und Kleinindustrie zu beeinträchtigen. Eine Partei machte sehr mäßige gymnastische Kunststücke unter endloser Paukerei, dagegen boten sich ein Dutzend Kerle an, für vier Anas von der 80 Fuß hohen Mauer in einen mit grüner Entengrütze gefüllten Pfuhl zu springen und thaten es auch gegen unseren Willen mit ebenso viel Courage wie Geschick. Von der zinnengekrönten Mauer war das Bassin noch dazu

durch einen Weg getrennt, aber alles ging ohne Unfall ab.

Es war sehr gut, daß wir in Agra im Fort die Residenz des Enkels von Akbar, des Shah Jehan, so eingehend gesehen hatten, denn sonst würde man kaum das Verständniß gefunden haben für die Bedürfnisse so großer Herrscher, denn auch hier in Satihpur umgab die innere Mauer von sieben Kilometern nur den Hofhalt Akbars. Hier befanden sich ein halbes Dutzend Moscheen, ebensoviel Kaiserpaläste, Pfeilergallerien, um 2000 Bedienstete unterzubringen, Höfe für Besatzungstruppen, Einrichtungen für 800 Pferde-, Kameel-, Büffel- und Elephantenställe. Oeffentliche Audienzhöfe mit Schutzhallen, Privat-Audienzhallen, Kioske für Ministerberathung, Wohnhäuser für hohe Hofbeamte, drei Paläste für Kaiserinnen, mit Gallerien für siebzig zweite Frauen, fünfstöckige Pagodenaufbaue für Kinder. Ein halbes Dutzend große gemeinsame Bäder und zahllose kleinere Badeeinrichtungen. Schlafzimmer für die heiße und solche für die kältere Jahreszeit, Wasserkünste, Spielplätze, Labyrinthe zum Versteckspiel und Schachbretthöfe, auf denen mit lebenden Figuren gespielt wurde. Gärten und Kioske mit Wasserkünsten für den Teppich der Beschaulichkeit. Gallerien für Musik und Unterhaltung. Dies alles in mehr als zwanzig getrennten Etablissements, die Trepp auf Trepp ab dennoch mit

Gallerien in Verbindung stehen, nicht unregelmäßig nach Bedürfniß entstanden, sondern gleich in einem Wurf und Plan einheitlich hergestellt. Das Ganze in fein sculptirtem rothen Sandstein, der dadurch zwar etwas das Ansehen von gebranntem Thon erhält. Nur in den Moscheen und Hauptportalen ist in diesen rothen Sandstein mosaikartig weißer Marmor eingelassen. Die Kuppeln sind vergoldet oder in grün geglasten Ziegeln gedeckt. An dem Palast der portugiesischen Frau erkennt man noch christliche Wandgemälde. Dies war die Stätte des Lebens. Nun denke man sich alles, wie ich es hier angeführt habe, verödet, verlassen, verwittert, ohne Fenster, ohne Thür, nicht eine Bank zum Sitzen, ohne jegliches lebende Wesen! Kein Bettler hat hier ein Unterkommen gesucht, kein Schakal, kein Vogel ist zu sehen. Akbar ist todt! Der Mohamedanismus, dem er hier Leben gab, hat ihn vernichtet. Der Prophet, in der Zeit der Noth und des Kampfes, schuf die Gegenwart, seine Zukunft ist das Paradies. Die Erhaltung von Generation zu Generation kennt er nicht. Jeder will und soll für sich schaffen und den Vorgänger übertreffen. Daher ist ein bedeutender Vater für seinen Sohn ein Hinderniß und der Sohn sucht alsbald das Schaffen des Vaters zu vernichten, um sein Thun in größeres Licht zu stellen. Kaum hatte Akbar die Augen geschlossen, als Jehangir die Re-

sidenz nach Agra verlegte und Satihpur dem Verfall überließ. An die Burg Akbars wagte man sich nur mit frommer Scheu. Die weitere Stadt aber wurde, ächt orientalisch, gleich verlassen, zerstört, und in zehnmeiligem Umkreis ist jeder rothe Stein in irgend welchem Bau aus diesem Ort. Der Scheik Selim Schischtis war der weise Mann, dessen Rathschläge Akbar zu einem Erben verhalfen. Der glückliche Herrscher hat sich dankbar erwiesen, indem er ihm auf der Burg ein Grabmal in weißem wie spitzendurchbrochenen Marmor errichten ließ, das erstaunenswerth kunstreich und kostbar ist. Die Technik in dieser Marmorarbeit ist augenscheinlich das Muster in der Ausschmückung des Taj Mahal gewesen. Der Enkel entlehnte bei dem Bau die Gedanken des Großvaters. Shah Jehan hat aber in Agra mit der Audienzhalle und der Perl-Moschee unsterblichen Ruhm erworben, trotzdem seine Verschwendung, wie gesagt, die Ursache seiner Absetzung und Gefangenschaft durch seinen eigenen Sohn wurde.

Montag, 4. December. Man hätte den großen Akbar in seinem Seenpalast Satihpur begraben sollen, man bereitete ihm jedoch seine Ruhestätte in Sikandra. Nach dem mächtigen Eindruck, den gestern sein in Trümmern liegendes Schaffen noch auf mich hervorgerufen, wünschte ich, sein Grab zu sehen und fuhr heute dort hin. Eine staubbedeckte

Straße, durch elende Lehmhütten und ein Feld von Gräbertrümmern, an 4—500 gelagerten Dromedaren vorüber, führte uns zu einer Anlage in englischem Parkstyl von mehreren hundert Hectaren, durch hohe Mauern mit Zinnen viereckig eingeschlossen. In jeder der vier Seiten ein imponirendes Eingangsthor, das allein schon den Eindruck eines Tempels macht. Zwei davon sind von Engländern gut restaurirt und sehen wie neu aus. Das Material ist rother Sandstein, mit mosaikartig eingelegtem weißen Marmor. In der neuen Herstellung wird man dabei unangenehm an Chocolade mit Schlagsahne erinnert, wie man die durchbrochenen weißen Marmorarbeiten oft mit Zuckerwerk verglichen hat. In der Mitte dieses Parks steht ein colossaler Würfel, mit eben so großen Eingangsspitzbogen und reichgegliederten Flächen. Tunnelartig führt der Weg nach der Gruft hinab, in der die Ueberreste Akbars des Großen unter weißem Marmorstein gebettet sind. Alles ist massiv, voll Kraft in edler Einfachheit und in einer Art, daß man an dieser Stelle des großen Herrschers in Bewunderung gedenkt. Jehangir wollte ihn aber vor der Welt auch noch in seinem Grabe feiern und stellte auf die Platform dieses schönen, edlen, einfachen, großen Denkmals noch einen dreistöckigen Palast, der an jeder Front fünf offene Kioske trägt und als oberster Aufbau in weißem durchbrochenen Marmor

einen Paradesarkophag zeigt. Die vier Ecken tragen vier solche Kioske, die, mit durchbrochenen Wänden verbunden, den Blick von der herrlichen Landschaft ablenken und allein auf den reichen Sarkophag concentriren. Am Kopfende steht eine Art Marmoropferbecken, in dessen Schale früher der Diamant Koh-i-nur lag. Nadir Shah von Persien nahm ihn, der Sultan von Lahore eroberte ihn für sich und die Engländer fanden ihn bei der Besitzergreifung des Palastes in Lahore. Nunmehr schmückt er die Krone der Könige von England.

Der dreistöckige Aufbau auf der Platform hat viel mongolische, chinesische Anklänge und überrascht durch seine Dimensionen um so mehr, da man in der Nähe des Grundbaues fast nichts von ihm sieht. In der Entfernung allerdings fragt man sich, was die bunte bewegte Aufladung da zu bedeuten habe? Akbar ist todt, da unten liegt er stille begraben, aber über diesen Tod hinweg blinkt sein Ruhm in die Ferne für lange Zeit. Es ist den Engländern zu danken, daß sie durch Restaurationen solche herrliche Bauwerke zu erhalten suchen. Wollten sie alle Wünsche erfüllen, müßten, wie unter Shah Jehan, Milliarden verwendet werden, um sinkende Milliarden zu stützen! In einigen Räumen ist die Marmorfiligranarbeit in Farben gemalt und vergoldet und erinnert lebhaft an die sarazenischen Mosaiken in

19*

Palermo. An einer Stelle ist ein Quadratmeter in der alten Weise wieder hergestellt und hat dieses Stückchen 8000 Rupien gekostet. In Nebengewölben sind Frauen und Töchter Akbars beigesetzt. Die Fabrikation der Agrateppiche wird hier fast ausschließlich von der Regierung selbst, im hiesigen Gefangenhause, betrieben. Die Muster sind sehr einfach, die Farben nicht lebhaft, die Arbeit unverwüstlich und der Preis sehr hoch. Bei uns sind sie durch die orientalische Fabrikation aus der Concurrenz gedrängt. Die Alabaster- und Marmorarbeiten sind hier durch Italiener schon im sechzehnten Jahrhundert eingeführt und floriren ebenso wie in Florenz und Rom, sind aber von einer Billigkeit, daß man nicht begreifen kann, wie sie dafür herzustellen sind.

Es hat sich das Gerücht von unserer Abreise nach Delhi verbreitet. In Folge dessen ist der ganze Garten in der Umgebung des Hotels in einen Bazar verwandelt. Shawls, goldgestickte Stoffe, Teppiche, Marmorarbeiten, Waffen, Vögel und Eichhörnchen, und was es alles sonst noch für nothwendige Lebensbedürfnisse giebt, werden unter Geschrei und Gezänke zu Kauf angeboten. Albums mit Namen aller Fremden, die durch Agra gefahren sind, oft nur aus der Zeitung ausgeschnitten, sollen die Solidität der Firma rühmen. So giebt es ein ganz lustiges, lebendiges Bild, wenn man, um auszuruhen, in der Säulenhalle des

Bungalow sitzt und der Boy die Zudringlichen abwehrt.

Dienstag, 5. December. Heute ist der Geburtstag von Winkelmann, dem Stendaler Schulmeister. Wie wenig hatte doch dieser Mann in seinem Leben sehen dürfen und welchen Gedankenreichthum in Betrachtung der Kunst hat er uns hinterlassen! Welchen Gewinn hätte die Kenntniß indischer Kunst durch solchen Beurtheiler gefunden! Sei heute seiner wenigstens in Dankbarkeit gedacht. Wir begeben uns in achtstündiger Eisenbahnfahrt weiter nach Norden bis



Delhi.

Ob es mir vergönnt sein wird, dereinst in den Gefilden des Paradieses zu wandeln, wäre sehr unbescheiden, von mir selbst zu erörtern. Damit ich aber doch schon ein wenig orientirt in jene Gegend komme, betrete ich heute das Pendschab, das heilige Fünfstromland, welches die ältesten Legenden als das Paradies ansehen. Der heilige Saraswati durchfließt das Land und verliert sich dann im Sande. Es berühren sich fast hier im Quell- und Zuflußgebiet der heiligen Flüsse, Ganges und Indus, die uralten ver-

ehrten Wallfahrtsorte. Hier lag das von den Göttern gebildete Brahmawarta. Diesseits des Stromes lag das Land der Erkenntniß, der Wahrheit und des reinen Wandels, jenseits war der Schauplatz des Ringens nach Läuterung. Hier prüften sich Weise und Könige in Recht und Gesetz. Die ältesten Sagen und Berichte suchen hier den Schauplatz heldenmüthigen Kampfes, der zum Sieg des Guten führt.

Alexander der Große drang bis hierher vor. Im elften Jahrhundert verwüstete Mahmud Gazni das Land. 1526 eroberte der Mongole Barber, Großvater Akbars des Großen, das Reich. 1748 besaßen es die Afghanen. 1768 breiten sich die Sihks hier aus und 1799 vereinigte der Sihks-Herrscher, Randsha Singh, das Gebiet mit Lahore. Seit 1849 ist das Pendshab britische Provinz. Der nördliche Theil der Provinz lehnt sich an das liebliche Kaschmir und dieser Theil ist fruchtbar, der südliche dagegen ist fast eine Salzwüste zu nennen. Zahlreiche Trümmerstätten lassen auf sehr alte Cultur schließen. Vielleicht haben klimatische Veränderungen mit zum Verlassen des Paradieses Anlaß gegeben, denn ganz abweichend vom übrigen Indien herrscht gerade hier eine erdrückende, erstickende, trockene Hitze, die jede Vegetation verdorren macht. Die Kameelzucht der Urbewohner bringt auch hier Verkehr ins Land, denn nur durch diese nützlichen Thiere wird der Handel nach Kabul,

Samarkand und weiter vermittelt. Die Gudshars gelten für die Urbewohner der alten Hazara. Nach alten chinesischen Notizen saßen vor 2000 Jahren hunnisch-tibetanische Stämme der Juheischis hier, vielleicht dieselben, die heute in Ungarn eigene Politik treiben.

In Penshawr und Ludhiana florirt die Weberei kostbarer Shawls, in Lahore Metall- und Waffen-Industrie. Lahore ist reich mit alten Bauwerken ausgestattet. Sehr bemerkenswerth sind da Shah Jehans Garten der Freude, mit zahllosen Terrassen und Wasserkünsten. Jehangirs pomphafte Grabstätte befindet sich ebenfalls hier.

Delhi als Indraprasta, die Hauptstadt des alten indischen Reichs, dehnte sich damals 48 Kilometer am Ufer der Jamna aus, und heute noch decken Ruinen eine Fläche von einer halben Quadratmeile, als Zeugen vergangener Größe. Der Shah Jehan rundete die Stadt durch eine hohe, elf Kilometer lange Mauer ein und die Engländer haben den Ort durch Forts, Bastionen und verschiedene andere Fortifikationsarbeiten stark befestigt. Der Anblick ist überraschend; von welcher Seite man sich auch Delhi nähern mag, stets überragt die große Moschee und der stolze Palast Shah Jehans die ganze Stadt. Von ihrer Höhe herab beherrschen diese beiden Prachtbauten die ganze Umgegend. Eine

Menge anderer bemerkenswerther Gebäude liegen wie im Grün gebettet, von Gärten und schattigen Bäumen dicht umgeben. Außerhalb der Mauer haben sich elende Lehmhütten zwischen alten, kunstreichen Gräbern eingenistet. Jeder Blick auf die Stadt zeigt sie in neuem Reiz und jeder Stein redet aus Jahrhunderten der Vorzeit. Auf der Fahrt von Agra nach Delhi hatte man den Eindruck, als führe man im Kreise Jüterbog umher: flach, sandig, wasserlos, spärlicher Getreidebau, Viehzucht, wenig Menschen. Etwas abweichend von der märkischen Landschaft sind zahlreiche Kameelheerden, eine Masse wilde Pfauen, überaus große Kraniche und viele reizende Antilopen. Am Rande der Dschungeln schleichen Schakale um Büffelskelette und halten Nachmahl vom fetten Bissen, den der Tiger sich geholt hat.

Mittwoch, 6. December. Delhi zeigt sich in seinem Aeußern von anderen indischen Städten verschieden; die Häuser sind mehrstöckig, die Straßen breiter, mit Baumalleen geschmückt, die Läden mehr nach europäischen Mustern, das Straßenleben ist sehr bewegt, die einheimische Bevölkerung bekundet in der Hautfarbe schon eine Neigung ins Hellere und erinnert im Handelstrieb, Mienenspiel und Manieren etwas an die Armenier, um nicht zu sagen Juden. Zahllose fremde Gestalten, Pilger oder Handelsleute aus allen Gegenden Centralasiens, finden sich hier

zusammen. Delhi hat 200000 Einwohner, davon die Hälfte Mohamedaner, die andere Hindus. Beide Hälften sind im schönsten Haß und Zank, sodaß Polizei verstärkt und Truppen in Alarmzustand sich befinden, um Ausschreitungen zu verhüten. An den Thüren der Moscheen stehen Wachen, um zu verhindern, daß Hindus eintreten, die sich mehrfach in dem beschimpfenden Scherz gefallen haben, Ferkel in die mohamedanischen Bethäuser zu setzen. Auf dem höchsten Punkt der Stadt erhebt sich die große wohlerhaltene Moti Musjid, oder rothe Perl-Moschee, 1630 von Shah Jehan erbaut. Sie ist für 2000 Betende eingerichtet, die größte Moschee in Indien, die Sehnsucht der Gläubigen. Auf ein hohes Plateau von Steinblöcken führen von drei Seiten breite Treppen in hohe Eingangsportale, und diese Anlage allein schon giebt dem Bauwerk ein imposantes Ansehen. Colonnaden, aus denen man Ausblick in die weite Landschaft hat, umfassen den fast 500 Fuß im Quadrat messenden Hof, der, durch Wasserkunst geschmückt, einen höchst vornehmen Eindruck macht. Auf der Seite nach Mekka erhebt sich nun, von zwei sehr hohen Minarets eingefaßt, die nach dem Hofe offene große Moschee. Pfeiler, ausgezackte maurische Bogen und Gewölbe in überwältigender Größe und Einfachheit. Es ist dem Erbauer vollständig gelungen, in diesem Bau der Macht des Mohamedanismus ein

redendes Denkmal zu setzen, das keiner Erklärung mehr bedarf! In einem besonders geschmückten Raum durften wir ein Barthaar und eine Sandale des Propheten sehen, ebenso Gebetschriften von der Hand Alis, Hassans und Husseins in kufischer Schrift.

Die Residenz, heute das Fort genannt, an der Jumna, ist, wie alle indischen Königssitze, ein durch imposante, hundert Fuß hohe Mauern, Thürme, Wassergräben, Zugbrücken gesichertes Stadtviertel. Seit vorhistorischen Zeiten haben alle Dynastien daran zu ihrem Schutz und Ruhm und ihrer Lust gebaut, kamen aber Eroberer fremden Glaubens und anderer Nationalität auf den Herrscherthron, wie die Mongolen mit Barber, Huma ju Akbar, Jehangir, Jehan, Aureng Zeb, Mohamedaner oder Perser, wie Nadir Shah oder Usurpatoren, wie die Sikhs oder beliebige Nawabs, da war es Klugheit, sich so sicher zu schützen, als es nur möglich war. Mit der Macht ging Leben und Reich und Alles verloren! Wahrhaft ergreifend ist, meilenlang die Trümmerstätte von so viel Herrlichkeit zu sehen, und sehr, sehr lehrreich! Alles ist vergänglich, nur der Wechsel beständig. Leopold Ranke hat in seinen Büchern der Geschichte zum Erstaunen des Lesers nachgewiesen, wie im Schicksal der Staaten und Völker sich Macht, Sieg, Glanz oben, und Ohnmacht, Schwäche und Verfall

unten in ziemlich regelmäßiger Curve im Laufe der Geschichte auf und nieder bewegt, wie Charaktere, die oben als Helden glänzen, unten nur Verschwörer und Abenteurer sind, und daß weder Wille noch Tugend, weder Talent noch Kraft ausreichen, diese Curve zu ändern. Beiläufig sei dazwischen bemerkt, daß die Curve der Bildung, Wissenschaft und Künste ganz unabhängig ihren gleichmäßigen Schwung durch die Zeit der Jahrhunderte geht, sogar wunderbarer Weise die erste Curve der Siege und Macht im Gegensatz durchschneidet. Des Mongolen Barber Einfall in Hindostan war der aufsteigende Ast des Glanzes. Sein Sohn Humayun befestigte sich in Delhi für die sogenannte Ewigkeit, und sein Sohn Akbar, dessen Gigantenbauten wir in Lucknow bewundert haben, hatte 21 Vicekönige, mit denen er den größesten Theil des heutigen britischen Indien beherrschte. Humayun baute mit gewaltiger Kraft, ganz seiner Macht angemessen. Jede Mauer, jeder Pfeiler, jeder Bogen, jeder Stein ist ein redendes Zeugniß davon. Er war das Vorbild dreier seiner Nachfolger. Er war das Fundament, Akbar die Construction, Jehangir die Harmonie, aber Jehan ideale Poesie. Einer hat sich aus dem Andern entwickelt, und in dem Taj Mahal sehen wir die Vollendung der Kunst in einer Zeit, wo die Kraft schon abwärts neigte. Jehans Sohn, Aureng Zeb, herrschte noch auf hundert eroberten

indischen Thronen und mit seinem Tode zerfiel das Reich wie eine gelöste Perlschnur in tausend kleine Nichts, die eine Gesellschaft Londoner Kaufherren so einfach zu sich nehmen konnte, ohne daß in der Welt viel Aufsehens davon geschah!

Delhi ist unzweifelhaft eine der ältesten Hauptstädte der Welt und im Laufe der Jahrtausende haben sich immer neue Hauptstädte und Residenzen auf und neben die alten Orte gepfropft. Sechs deutsche Meilen entlang des westlichen Jumna-Ufers unterscheidet man neun verschiedene befestigte Städte. Jede mit ihrer besonderen Residenz in Festungsmauern, jede mit den großartigsten Tempelanlagen, Wasserbassins, Pagoden und Grabdenkmälern ohne Gleichen — und alles, als hätte dauerndes Erdbeben alles in Schutt und Trümmer verwandelt. Es giebt gar keinen Grund zu sagen, warum über dem Meere zertrümmerten Gesteins sich hie und da doch noch Bauten erhalten haben! Mir scheint es fast, als sei dies nur geschehen, um noch viel schroffer elendes, menschliches Machwerk und die Vergänglichkeit aller Dinge dem Beschauer klar werden zu lassen. Neu-Delhi ist 300 Jahre alt, unter den Resten der alten Stätten des früheren Delhi sind aber noch redende Zeugen, daß für sie ein Alter von 5000 Jahren nicht zu hoch gegriffen ist. Uralte Steinpfeiler in späterer Hinduzeit, mit colossalen Deckplatten zu Tempelbauten

benutzt, dürften aus der ältesten Zeit Delhis stammen. Ein anderer schlanker hoher Säulenschaft wird in das vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung gesetzt, und augenscheinlich hat die zerstörte ältere Stadt oft das Material zum Bau der neuen hergeben müssen. Indraprasta soll nach altindischen Chroniken etwa 3100 vor unserer Zeitrechnung eine der vier großen Hauptstädte Indiens gewesen sein. 1200 nach Christi herrscht dort der Mohamedaner Kutub. Im Bereich der alten Städte steht noch eine von ihm erbaute Moschee. Unweit davon befand sich ein colossaler Unterbau einer alten Hindupagode, welche nach den zahlreichen Inschriften, welche sich darauf befinden, der Nachfolger Kutubs benutzte, seinem Vorgänger zu Ehren diesen Bau um vier Stockwerke zu erhöhen, so daß daraus die heute Kutub Minaret benannte Säule, 240 Fuß hoch, entstand, welche eins der merkwürdigsten Denkmäler Indiens ist. 60 Fuß in der Basis spitzt sich dieser cannelirte Bau oben auf zwölf Fuß zu und ist aus rothem Sandstein, der obere fünfte Theil aus weißem Marmor. Die englische Regierung hat 40 000 Mark für Reparatur dieses Bauwerks verausgabt. Zur Beruhigung für alle Weltreisende ist der Kutub Minar auf innerer Wendeltreppe zu ersteigen. Im Süden, an das jetzige Delhi stoßend, liegen die Trümmer von Tuglakabad und Firozabad. Das sind Gigantenburgen, um 1350 von

Siruz-Tuglak im Uebermaß der Massivität, wie von Riesen und für Riesen, gebaut. Der Vater Akbars nistete sich hier ein, doch konnten ihn auch solche Mauern nicht schützen, da der Abenteurer Shir Chan ihn vertrieb und alles zerstörte. Mit Hilfe der Perser errang Humayun nach vier Jahren das Reich wieder und baute die Residenz im heutigen Neu-Delhi für sich aus, indem er den massiven Baustyl von dem alten Tuglakabad dabei zu Grunde legte. Bei Beobachtung der Venus (d. h. am gestirnten Himmel) fiel der große Kaiser die Treppe seiner Sternwarte herab und brach das Genick. Sein Sohn Jehangir bereitete ihm ein herrliches Grabmal, das man die Mutter des Taj Mahal nennen könnte, denn in den massiven Traditionen der Bauten von Tuglakabad erkennt man in diesem unter Trümmern allein wohlerhaltenen Prachtstücke das Vorbild der verfeinerten Nachahmungen der Nachfolger Humayuns bis zur unübertroffenen Taj Mahal. Der Treppenaufgang zum Grabe ist so steil und lebensgefährlich, daß ich nur annehmen kann, daß es eine sinnreiche Andeutung auf die Todesart des gefeierten Kaisers bedeuten soll.

Wie Märchen, in der Abenddämmerung erzählt, wirken in der Ruinenstadt einzelne noch theilweise erhaltene Bauwerke. Darunter sind vorzugsweise das Grab des Din-Ulea, eines weisen Berathers

Humayuns, dessen Ruf der Heiligkeit den Ort zum besuchtesten Wallfahrtsort gemacht hat. Auch Arra-Begum, die Tochter Jehans, welche seine zehnjährige Gefangenschaft freiwillig theilte, ist hier bestattet. Diese Grabstätten, in weißem, spitzenartig durchbrochenen Marmor, mit Moschee und Hallen und Gängen um ein Wasserbassin gebaut, erscheinen wie ein Kloster und würden sehr stimmungsvoll wirken, wenn die Bettelei und das von der Kuppel Inswassergespringe nicht gerade das Gegentheil davon hervorriefen.

Akbar verlegte seine Residenz nach Satihpur, Jehan nach Agra, Aureng Zeb gar nach Hyderabad. Als 1707 mit diesem letzten Mongolenkaiser die Autorität im Lande verschwunden war, löste sich ganz Indien auf, und jeder Verwalter irgend eines Bezirks machte sich zum Souverain. Der Großvezier des Kaisers wurde so der Gründer des königlichen Hauses von Aude. 1739 eroberte Nadir Shah von Persien Delhi, ließ 30,000 Hindus an einem Tage niedersäbeln, erbeutete 400 Millionen Mark, nahm alle Schätze, auch den berühmten Pfauenthron aus Edelsteinen, zerstörte was er konnte und zog wieder ab. In elf Jahren wurden fünf Kaiser ermordet. Shah Alam starb 1806, Akbar 1837 und der letzte Großmogul Muhamed Bahadur sollte sich 1857 beim Aufstand gegen die Briten betheiligt haben, wurde abgesetzt und sein Land confiscirt.

Ich habe bisher wenig von dem berühmten, für die Engländer so glücklichen, Aufstand der Inder gesagt. Englische Bücher über Indien reden fast nur allein davon und den Missionsfortschritten. Sie befanden sich in der That in sehr kritischer Lage, da sie in so ungünstig schwacher Zahl vertreten waren, gegenüber dem Unwillen einer gereizten ganzen Nation. Die grausamen Katastrophen von Lucknow, Gwalior, Cawnpur hatten auch die Geduld der Engländer aufs Aeußerste getrieben. Hier in Delhi aber spielte sich ein geschichtlicher Act ab, der doch zu wichtig ist, um ganz todt geschwiegen zu werden. Der plötzliche unvorhergesehene Ausbruch des Aufstandes ließ der geringen Zahl der Engländer kaum Zeit, sich mit geringem Proviant nach der alten Residenz zu retten, um sich dort vorläufig zu verbarrikadiren. Von hier aus wurden Angriffe abgeschlagen und Vorstöße gemacht, um Nahrungsmittel zu schaffen und mit den zum Entsatz erwarteten Truppen in Verbindung zu treten. Man nahm Geißeln und verhandelte mit den Aufständischen wie man konnte. Treue und Glaube war auf beiden Seiten verloren gegangen, man suchte mit Gewalt und List sich gegenseitig zu überbieten. Die fürstliche Familie war von Delhi nach dem Grabe Humayuns übergesiedelt und hatte sich dort verschanzt. Der Befehlshaber der Engländer schickte aus dem alten Fort den Capitain Hudson mit zwei Escadrons ab, um in

gütlicher Verhandlung gewisse Vortheile zu erreichen. Hudson lud den Fürsten ein, mit seinen beiden Knaben, welche bei ihm waren, bei Garantie seiner Freiheit, zum General zu kommen, die Verhandlungen zu vollziehen. In einem Ochsenkarren geschah die Ueberführung, aber auf dem Wege dorthin zeigten sich die beiden Escadrons zu schwach, dem Anstürmen des Volkes zu widerstehen, die ihren Fürsten aus den Händen der Bedrücker befreien wollten. Als nun der Fürst selbst den Befehl gab, zu halten und zurückzukehren beschloß, zog Hudson den Revolver und tödtete mit drei Schuß die letzten Fürsten von Delhi! So war das Land britisch geworden. Amen!

Donnerstag, 7. December. Heute lese ich in der Zeitung, daß vor einigen Tagen im Grand Hotel in Paris der Maharadja Dulip Singh gestorben sei. Er war der Neffe des oben erschossenen Herrschers von Delhi und zur Zeit des Aufstandes ein kleines Kind. Man brachte ihn nach London zur Erziehung, er wurde von der gütigen Queen wie zur Familie gehörig betrachtet und war in seinem reichen indischen Costüm ein prachtvolles Sensationsstück bei allen festlichen Gelegenheiten. Das Jungchen wurde größer, dachte mit Sehnsucht an sein Scepter und das Reichsobst; als er sich aber einfallen ließ, nach Indien abzureisen, wurde er in Aden arretirt und zwangsweise nach

Europa zurück befördert. Vor zehn Jahren veröffentlichte er in der „Times“ folgenden Protest:

„Als ich zu dem Thron des Pendshab gelangte (1858), war ich ein Kind. Die Truppen der Khalsa (der alten von Runshit Singh unterworfenen Verbrüderung der Häuptlinge), die schon während der Vormundschaft meines Oheims und meiner Mutter aufsässig gewesen waren, empörten sich, gingen über den Grenzfluß, griffen muthwilligerweise die Engländer an und wurden geschlagen. Wenn damals mein Gebiet annectirt worden wäre, so würde ich heute nicht ein Wort zu sagen haben, denn ich war damals ein unabhängiger Fürst, an der Spitze eines unabhängigen Volkes, und jede Strafe für das, was meine Soldaten gethan hatten, wäre gerecht gewesen. Aber in Anbetracht der Freundschaft, welche zwischen dem britischen Reiche und meinem Vater, dem „Löwen des Pendshab“, bestanden hatte, setzte Lord Hardinge, dieser ächte englische Gentleman, mich wieder auf den Thron und legte mir im Durbar (der Versammlung der Häuptlinge und hohen Beamten) das Geschmeide mit dem Koh-i-nur wieder an. Der gleichzeitig wieder eingesetzte Regentschaftsrath fühlte sich indeß nicht stark genug, den Pendshab ohne Hülfe zu regieren und wandte sich an den englischen Vertreter in meiner Hauptstadt Lahor, der sich zunächst das Recht der absoluten Controle jedes Verwaltungszweiges

ausbedang, und dann den Vertrag von Bhyrowal mit mir abschloß, laut dessen mir die Beschützung meines Thrones bis zu meinem 16. Jahre verbürgt wird, zu welchem Zweck die Engländer Besatzungen im Lande halten sollen, gegen Empfang einer von meinem Durbar jährlich zu zahlenden Summe.

„Das britische Volk übernahm dergestalt offenen Auges die Vormundschaft über mich, deren Natur durch die Proklamation Lord Harding's vom 20. August 1857 deutlich bezeichnet ist, wenn es darin heißt, bei dem zarten Alter der Maharadja Dulip Singh empfinde er das Interesse eines Vaters an der Erziehung und Bevormundung desselben."

(Unter Lord Dalhousie fand wieder ein Aufstand im Pendschab statt, der die Engländer dorthin rief.)

„Nach Wiederherstellung der Ordnung war für Lord Dalhousie, der nur ein hilfloses Kind sich gegenüber sah, die Versuchung zu stark; anstatt den feierlichen Vertrag, den die britische Regierung in Bhyrowal eingegangen war, zu erfüllen, annectirte er den Pendschab, verkaufte fast mein ganzes Privateigenthum, Edelsteine, Gold- und Silbergeschirr, sogar einen Theil meines Hausgeräths und meiner Kleidungsstücke und vertheilte den Erlös, wie ich erfahren habe 250 000 Pfund, als „Beutegeld" an eben die Truppen, die in das Land gekommen waren, um meine Autorität aufrecht zu erhalten. (Aus dieser Beute wurde

auch der auf zwei Millionen geschätzte Diamant Koh-i-nur, von der Größe eines Taubeneies, der Königin überreicht, welche ihn mit Verlust eines Drittels der Substanz hat facettiren lassen und in ihrem Diadem trägt.)

„Ich unschuldiges Kind, das nie auch nur den kleinen Finger gegen die britische Regierung erhoben hatte, hatte also dasselbe Schicksal, wie diejenigen meiner Unterthanen, welche meine Autorität nicht anerkennen wollten, trotz der Proclamation, daß die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen leiden sollten. Ich bin also unrechtmäßiger Weise meines Königreichs beraubt worden, welches 1850 eine halbe Million Pfund Reinertrag brachte und heute noch viel mehr bringt.

„Wenn ein rechtschaffener Mann in den beiden sündhaftesten Städten der Welt gefunden würde, so bete ich zu Gott, daß sich wenigstens ein ehrenhafter, gerechter Engländer in diesem Lande der Freiheit und Gerechtigkeit finden möge, der meine Sache im Parlament vertritt. Welche Aussicht habe ich sonst, Gerechtigkeit zu erlangen, da die britische Nation mein Berauber, mein Vormund, mein Richter, mein Anwalt, mein Geschwornengericht, alles in einer Person ist!"

Nachdem der unglückliche Fürst bis 1886 vergeblich auf Gerechtigkeit in England gewartet hatte, ließ er sich in Moskau nieder und suchte seinen Trost

in russischen Versprechungen. Der Tod hat auch diesen Hoffnungen ein Ende bereitet. Ich glaube aber, daß diese Notiz auch zum Verständniß indischer Verhältnisse gut ist, um so mehr, als wir uns gerade mitten im Schauplatz dieser Handlungen befinden!

In Delhi ist die kaiserliche Residenz, heute das Fort genannt, ein imposanter Festungsbau, von dem man denken müßte, daß er stark genug sei, dem Anstürmen asiatischer Horden schon durch sein Dasein Einhalt zu thun. Die rohe Masse, welche in dem Festungsbau Humayuns in Alt-Delhi so cyclopenartig wirkt, erscheint hier schon mehr architektonisch gegliedert, die Mauern sind zinnengekrönt und entbehren schon nicht mehr des Schmuckes. Imposant ist schon die Einfahrt durch Thore, Tunnels, über Brücken und wieder durch Thore. Die einen Kilometer lange Umfassungsmauer umschließt ein kleines Paradies, einen architektonischen Zaubergarten, in dem eine große Zahl von Gebäuden nicht allein ziemlich gut erhalten, sondern sogar von den Engländern mit vielen Kosten überaus sorgsam restaurirt sind. Alles ist sauber, alles von englischen Gartenanlagen umgeben, und sieht so aus, als ob Shah Jehan in den nächsten Tagen in seine Lieblingsresidenz zurückkehren sollte. Zuerst stößt man auf eine öffentliche Empfangshalle in rothem Sandstein, aber von großer Feinheit der Durchführung. Hier wurden allgemeine öffentliche

Akte vollzogen, Recht und Gerechtigkeit geübt, belohnt und bestraft und Jedem stand der Zutritt offen. Gegenüber ist ein Musikpavillon für das durchaus nöthige Gepauke. Flaggenstangen zum festlichen Schmuck. Durch alle Gebäude geht nahe Verwandtschaft mit den Formen im Großen und den Details der herrlichen Perlmoschee Jehans in Agra, doch ist hier alles reicher und kostbarer geschmückt. Das herrlichste, was man nur in indischen Bauten sehen kann, ist der Residenzpalast, mit der einzig in der Welt dastehenden Empfangshalle, den Privaträumen, den Bädern, der zum Palais gehörigen Moschee, den Frauengemächern. Alles ist in weißem, fleckenlosem Marmor, mit farbigen Edelsteinen wundervoll eingelegt, mit gemalten und vergoldeten Kuppeln und Decken. Alle Prachtschlösser des unglücklichen Königs Ludwig II. von Bayern sind getünchte Stuckspielerei gegen solche Residenzen. In der Empfangshalle, die, wenn man sie allein durchschreitet, wo sie ganz leer ist, dem Beschauer laute Bewunderung abzwingt, stand der berühmte Pfauenthron. Der Federglanz der beiden Pfauen, die die Rückwand bildeten, war aus Edelsteinen hergestellt, die mit Nadir Shah nach Persien wanderten, Wasserläufe aus Fontainen durchziehen alle Räume. Man denke sich, wie man auf alten Teppichbildern gefunden hat, die Decoration und einen Empfang von hundert Fürsten in Glanz und Pracht und Glück und

man wird sich sagen, daß Shah Jehan hier so glückliche Tage gehabt haben muß, daß er in 10jähriger Gefangenschaft nie hat ganz unglücklich sein können!

Auf Reisen ist meine Vorliebe für Museen stets der Schrecken meiner Bekannten gewesen, heute aber wurde ich durch das Museum von Delhi ganz aus der Fassung gebracht. Solch elendes Gerümpel habe ich an solchem Ort nicht da zu finden geglaubt! Man sollte dort das Thrönchen des Radja von Jeypur stehen lassen und alles übrige dem Scheiterhaufen übergeben. Ein ausgestopfter Löwe konnte erst nach langer Berathung als ein dem ähnliches Thier vermuthet werden. Mißgeburten von Hausthieren waren ekelhafter Weise mehrfach vertreten.

Große Creaturen fallen zuweilen den Wespen zum Opfer, auch giebt es Zeiten, wo der Mensch sich der Muskitos nicht mehr erwehren kann. Da aber erbleicht alles gegen die Ausdauer und Dreistigkeit, mit der die hiesigen Händler über die Fremden herfallen! Vor Thür und Fenstern werden in Blitzeseile Waarenlager etablirt, daß man sich vollständig eingeschlossen sieht! Die Forderungen sind derart, daß man alles für den vierten Theil derselben schließlich bekommen kann! Da Hotels und alle möglichen Boys dabei bestochen werden, giebt es auch keinen Schutz dagegen. Man glaubt, die Thür verriegelt zu haben, hat den Kopf in der Waschschüssel, sobald

man sich aber umdreht, liegen alle Möbel voll gestickter Stoffe, der Boden voll Teppiche, und nun werden Silbersachen, Waffen, Lackgegenstände, Buddhas, Shivas, Palischriften und Sanskritbücher, und daneben wird ein Album ausgelegt, in das man seinen Namen schreiben soll! Nichts hilft, als daß man seinen Koffer zuschließt und hinaus geht. Wie die Fliegen fallen dort aber sofort zehn Photographen und zwanzig Bettler über einen her. Fünfzig Menschen reichen einem Geschäftskarten entgegen, mit der Bitte, ihren Shop zu beehren; dann gehen Pferde durch; alles, was so schon immer geschrien hat, was es konnte, kreischt jetzt, selbst die, die gar nicht sehen, worum es sich handelt. Dann drängt sich ein halbes Kind an einen heran und fragt, ob man nicht Bajaderen tanzen sehen wollte? Da leuchtet ein belebender Strahl durch die ermattete Seele und zum Abend wird im Hotel eine fantasia bestellt. Die Vorbereitungen beginnen sofort. Der Salon only for ladies wird ausgeräumt und ein Dutzend Stühle für das geehrte Publicum aufgestellt. Ein halbes Dutzend Bottles Lehmansquatsch, d. h. Citronenlimonadegazeuse, in Bereitschaft gehalten, fünf Musiker und fünf Bajaderen im Voraus mit etwa 40 Mark ausgestattet, und nun giebt es keinen ruhigen Augenblick mehr, denn der Hotel-Manager bittet, ob ein Freund mit zusehen darf, und der möchte einen Bekannten mitbringen!

Das aber ist eine große Schwierigkeit. Ein Baptisten-Missionar wohnt neben only for ladies. Glücklicherweise bittet er aber auch, beiwohnen zu dürfen, da er noch niemals hat tanzen sehen. Dann kommen einzeln fünf halbnackte Kerle mit sehr eigenthümlichen Streichinstrumenten, die wie große Kürbisse aussehen, und deren Hals ein bis zwei Meter lang mit ein bis drei Saiten bespannt sind. Alle Fünf sitzen in der Ecke des Zimmers und nehmen nicht mehr Platz als ein Stuhl ein, und nun wird gestimmt und gequakelt, dann kommen zwei Knaben mit Handpauken, und jetzt wäre es besser, es finge schon an, denn solche Stimmerei geht über die Fähigkeit menschlicher Ohren. Eine Rate Lehmansquatsch scheint den göttlichen Funken Arions in ihnen zu entzünden, denn jeder einzelne pinkt und quiekt und zupft und paukt, ohne sich um den anderen zu bekümmern. Auf einmal erhebt sich die Bande, jauchzt und ruft und klatscht und paukt, dann öffnet sich die Portière, und fünf Mädchen, sehr verschieden an Alter, Gestalt und Toilette, treten auf den Teppich mit unnachahmlicher Grazie, schüchterner Sittigkeit, halb verschämtem Gruß und setzen sich dann auf den Teppich nieder. Die Würmer waren märchenhaft indisch gekleidet, mit einer Hülle von farbigem, dünnem, golddurchwirktem Musselin, die vorläufig die ganze Gestalt bis über den Kopf verhüllt. Nachdem auch ihnen

ein Begrüßungs-Lehmansquatsch gespendet war, entpuppte sich jedes Glied des Körpers übervoll mit Schmuck beladen: Diadem auf dem Haupt, Ringe mit großer Klingelei durch Nase, Ohren, um den Hals, Spangen auf Ober- und Unterarm und den Knöchelgelenken, Ringe auf den Zehen und allen Fingern, Kettchen im Haar, auch Münzen. Wenn man das so liest, müßte man denken, daß es geschmacklos und überladen sein müßte, jedoch überraschender Weise war das durchaus nicht der Fall, das gehörte alles so nothwendig zu dem Glanz und Farbenreichthum der Gewänder und namentlich zu der dunkeln Hautfarbe; das Geklapper und Blitzen bei jeder Bewegung, das Aufleuchten der sehr schönen Augen und die weißen Zähne beim Lächeln, das alles zusammen gab einen so specifisch indischen, eigenthümlichen, höchst charakteristischen Anblick, daß man sich an den Hof Schah Jehans versetzt glaubte.

Ich hatte im ganzen Orient viel Gelegenheit gehabt, nationale Tänze zu sehen: in Kasan und Tiflis, wo manches Sarmatische sich in den Orient eingeschlichen hat, oder vielmehr umgekehrt, wo man russische Tänze sieht, die viel Orientalisches in sich aufgenommen haben; in Spanien gleichfalls, wo die sogenannten spanischen Nationaltänze fast rein maurisch geblieben sind, ebenso erkennt man auch hier eine Verquickung von Hindu-Art mit arabischer Gewohnheit. Ich muß

aber sagen, daß der arabische Tanz dadurch nur gewonnen hat, dem knapp sinnlichen Ausdruck ist hier in Indien etwas Poesie beigegeben und etwas Geist eingeflößt. Wenn der Tanz dieser Völker die Liebe ausdrücken soll, so geschieht dies hier in überraschend zarter und sympathischer Weise. Man findet dabei keine stereotype Form, sondern die Darstellung erscheint individuell und auch dem jeweiligen Augenblick entsprossen und angepaßt. Dabei bleibt der Ausdruck immer sehr charakteristisch national. Der bei uns schon gezeigte Serpentintanz scheint hier seine Wiege zu haben, denn die effektvolle Benutzung der weiten Gewandung spielt dabei eine große Rolle. Leider schien es nun einmal dazu zu gehören, daß diese Tänze mit Gymnastik in Verbindung gebracht wurden, indem es durchaus nöthig schien, daß bei jedem Tanz verloren gegangene Schmucksachen oder Trinkschaalen hinten übergebogen mit den Zähnen vom Boden aufgehoben werden mußten. Das ganze Verhalten der Mädchen war sehr bescheiden und sittig. Ob wohl der Tanz in unseren Ballsälen auch die Liebe ausdrücken soll oder der Ausdruck der Liebe ist? Welcher Tanzmeister könnte mir diesen Zweifel lösen? Schon bei meiner Reise in Japan habe ich erwähnt, daß es im Buddhismus eine tanzende Göttin giebt, und Bajaderen eigentlich Jungfrauen sind, die sich die fromme Aufgabe gestellt haben, Buddha durch fröhlichen

Tanz zu erheitern. Daher ist die eigenthümliche Erscheinung, daß Tempel stets dort von einem Stadtviertel von Bajaderen umgeben sind, in dem es nicht immer sehr heilig zugeht. Die Sache ist aber älter als Buddha und im Brahmaismus tief eingewurzelt. Shiva wird hier durch Tanz gefeiert und die Bajadere gehört hier ganz mit zu dem Tempelapparat der Hindus; die Bajadere schmückt den Tempel mit Blumen, und alle Heiterkeit und Hoffnung und Frohsinn wird in der gereinigten Seele durch sie erweckt. Der Tanz gehört zum religiösen Cultus, wie er in dem Schwertertanz am Altar auch aus dem altasiatischen in den olympischen der alten Griechen überging und im christlichen in Spanien heute noch beibehalten ist, wo, wie ich schon früher erwähnte, am 2. Osterfesttag 12 Knaben in der Cathedrale von Sevilla vor dem Altar einen feierlichen Art Fünfschritt tanzen. Bei Begräbnissen wird heute noch in Granada der offen getragene Sarg bei fröhlichen Liedern umtanzt und der Todte um sein Eingehen in die paradiesischen Gefilde beneidet.

Eine ganz interessante Beobachtung stieg in mir auf bei dem Anblick derjenigen Hindutänze, welche augenscheinlich nicht durch arabische Art verquickt waren. Nämlich die, daß ganz augenscheinlich die Tänze der amerikanischen Indianer sich aus diesen reinen Hindutänzen entwickelt zu haben scheinen.

Trotzdem hier nicht der barbarische Kuhschwanztanz und Kriegstanz in Gebrauch ist, war namentlich die Bewegung der Füße auf der Erde fast mit der der amerikanischen Indianer identisch. Ich halte diese Beobachtung für einen neuen Wink für die Annahme, daß die Heimat der Indianer doch vielleicht in Tibet gewesen ist, aus der sie durch die Mongolen vertrieben wurden.

Noch eins möchte ich hier besonders hervorheben, nämlich, daß es mir unzweifelhaft erscheint, daß das älteste Hindubauwerk in Indien der Tempelüberrest ist, welcher dicht an der Riesensäule des Kutub Minar, 15 Kilometer vom heutigen Delhi, ist. Es muß dies ein ganz hervorragend heiliger Ort gewesen sein, denn bei der gewaltsamen Eroberung durch die Araber wurde diese Wiege des alten Glaubens gründlich zerstört, und die gesammte mohamedanische Welt besitzt kein ähnliches Werk als die in die Trümmer des alten Hindutempels hineingebaute Moschee des Kutub, zu der zwei Minarets bis in den Himmel ragen sollten, von denen das eine nicht fertig geworden ist. Augenscheinlich hat man zu den arabischen Bauten Bauleute herangezogen, die in Tuglakabad das Bauen gelernt hatten, denn die arabische Architektur tritt hier in colossalen Dimensionen auf, wie nirgends sonst an einem zweiten Ort. Aber auch diese sind schon wieder in Verfall. Ein

Theil des uralten Hindutempels mit einer Art Hippostyl und Hallen, ganz mit viereckigen Säulen und sehr hochinteressanter Deckenconstruktion, wie ich sie nur noch in den Bauten des alten Reichs in Aegypten wieder gefunden habe, sind als Vorhof zur Moschee stehen geblieben. In der Mitte dieses Vorhofs steht die oben schon erwähnte Säule von Eisen. Bautechniker müssen durchaus diese Bauten sehen. Ein Tag in diesen alten historischen Kunstwerken würde ihnen das Auge über vieles in einem Blick öffnen, wozu sonst jahrelange Studien gehören.

Mit Delhi habe ich bei meiner Reise den nördlichsten Punkt in Indien erreicht und wende mich weiter nach dem Süden. Alles ist reisefertig. In Jeypoor und Bombay wird noch ein kurzer Halt gemacht, um mich dort nach Suez einzuschiffen.

Freitag, 8. December. In zwölfstündiger Eisenbahnfahrt nach Süden erreicht man die erste Etappe



Jeypoor

und tritt aus den britischen Nordwest-Provinzen

Indiens in ein ziemlich trostloses ödes Wüstenland Radschputana.

Es ist etwa so groß wie das Königreich Preußen, und wird in 19 verschiedenen souverainen Staaten von einheimischen Fürsten regiert, welche jedoch sämmtlich mit England sogenannte Schutz- und Trutzbündnisse abgeschlossen, welche ihnen jede eigene Freiheit genommen haben. Nur das in der Mitte liegende Maivara ist direct britische Provinz. Die Regentenhäuser sind Radschputen, nur Tonk wird von einem Mohamedaner und sechs andere von Fürsten aus dem Stamm Jat regiert. Radschput heißt Sohn des Königs. Ihre Stammeltern waren die Sonne und der Mond.

Die Bevölkerung steht in Aussehn und Haltung weit über der des übrigen Indien. Ein schöner, stolzer, hochaufgerichteter Menschenschlag, die wie zum Krieger geboren erscheinen. Wie es aber in der Welt nichts Vollkommenes giebt, sind sie dem Genuß des Opiums so leidenschaftlich ergeben, daß sie oft der gefährlichsten Tobsucht verfallen. Sie sind sehr abergläubisch, sehen ihre Priester als ihre Führer an. Der Turban deckt beide Ohren und hat einen sehr großen Bund. Ueberhaupt liegt viel Phantastisches in der Tracht und großer Farbenreichthum. Die einzelnen Staaten haben etwa die Größe von Holland oder Dänemark und wenig über drei Millionen Einwohner.



Zuerst berührt man das Duodezstaatchen



Alwar.

Der Maha Rao hat ein hübsches Residenzchen mit 3000 Einwohnern. Sehr nette Baulichkeiten in Gartenanlagen! Seine Armee ist wirkliche, lebendige 5000 Mann stark. Er selbst aber schon so englisirt, daß er bereits aus der Hand frißt. Seine Passion ist der Sport und in Folge dessen regiert er mit 200 sehr schönen Pferden. Bei großen Festen aber wird mit Elephanten und viel Pomp aufgetreten. Die Tracht der Bevölkerung ist sehr malerisch. Ein englischer Capitain ist verpflichtet, ihn zu amüsiren, damit er nicht auf schlechte Gedanken kommt und Geschmack an Caviar findet.

Dann tritt man in das Land des souverainen Maharadja von



Jeypoor.

Das Land sieht trostlos, öde und steril aus. Hitze, Dürre, Stürme haben es zur Wüste gemacht. Um jeden Tropfen

Wasser wird gerungen. Es kann keineswegs immer so gewesen sein, denn uralte Trümmer bewohnter Stätten und sogar frühere höhere Bodencultur sind mehrfach erkennbar. Augenscheinlich haben hier Bodenveränderungen und Schwinden des Wassers stattgefunden, was möglicherweise den Anstoß zu den großen Völkerbewegungen gegeben haben mag. Zahlreiche Granitkegel erheben sich 2—300 Fuß aus dem Sande und schaffen immerhin manches hübsche Landschaftsbild. Im Kampf um die Existenz hat der Ernst des Lebens hier manche Charaktere gebildet, die über die engeren Grenzen des kleinen Vaterlandes hinaus in Indien genannt werden. Jai Sinh, ein Maharadja von Jeypoor, war zugleich Groß-Vezier des Kaisers von Delhi. Er war ein großer Astronom und von ihm und durch ihn entstanden alle die astronomischen Bauten in Jeypoor, in Alt-Delhi und Benares. Er reformirte auch den Kalender. Er ist der Stammvater der nachherigen jetzt ausgestorbenen Könige von Auda.

Der jetzige Maharadja von Jeypoor ist ein europäisch gebildeter, englischer Gentleman, oft in London und dort gern gesehen. Die Hauptstadt Jeypoor heißt in alten indischen Handschriften Amber und auch Dudar und wurde damals viel gepriesen. Heute hat sie etwa 200000 Einwohner. Die Mauer mit festen Thoren und Thürmen, das starke Fort und manches Andere

lassen erkennen, daß die Herrscher die Schutzbauten von Delhi gut gekannt haben, ebenso, daß die jetzige Generation der Herrscher starke englische Aspirationen hat. Die Stadt sieht sehr europäisch aus; breite, gut gehaltene Straßen sind von mehrstöckigen Häusern eingefaßt. Die fürstliche Residenz ist ganz und gar europäisch und nimmt mit allen Nebengebäuden, Gartenhäusern, Stallungen, in herrlichen Parks gelegen, allein schon die Bodenfläche einer Stadt ein. Alles sieht neu, frisch, elegant, sehr gut gehalten aus und muß ein Heidengeld kosten. Die Einkünfte des Maharadja betragen etwas mehr als sieben Millionen Mark, von denen er eine halbe Million an die Engländer zahlt, weil die das so netter finden. Die bewaffnete Macht ist 15000 schöne Männer stark und sieht ganz englisch aus, wird auch durch englische Offiziere gedrillt. Wie jede englische Stadt hat Jeypoor eine Masse Hindu- und Sekten-Tempel, zahlreiche Moscheen und viel Bethäuser christlicher Sekten.

Sonnabend, 9. December. Das Hotel, welches uns beherbergte, liegt auch wie das in Delhi an der Lisière der Stadt. Dort hatten sich eine Menge Schakale angesammelt und heulten den Mond an und mich aus dem Schlafe. Der Reichthum an Thieren ist hier sehr groß. Auf der Herfahrt sah man fast immer Antilopen, mehrere Male sogar Trupps bis zu vierzig Stück. Mitreisende wollten vor

Sonnenuntergang am Flusse einen Tiger gesehen haben, den ich aber nicht auf meine persönliche Verantwortung nehmen kann. In der nächsten Umgegend war allerdings das Vieh in großer Bewegung. Als wir sehr ermüdet gestern Abend 11 Uhr ins Hotel „Kaiser i Hind" kamen, fanden wir im Zimmer Tisch, Stuhl und eine Bettstelle. Alles übrige erwartet der Wirth, daß der Reisende sich das selbst mitbringt. Es ist ja so in ganz Indien, aber den Europäer wundert es doch jedesmal! Die Pfauen fliegen hier umher, wie bei uns die Rebhühner, und zwei Leute habe ich gehen sehen, mit dem Jagdpanther hinter sich, als wäre es unser Caro. Der Vater des jetzigen Maharadja verließ die alte Residenz Amber und erbaute die neue Stadt Jeypoor. Vier Straßen wie die Linden in Berlin durchschneiden sich rechtwinklig. Häuserfronten in indischem Styl, zwei-, drei- und vierstöckig, alle ohne Ausnahme rosa angestrichen, geben der Stadt ein sehr sauberes, freundliches, nettes Ansehen. Die Säulen, Gallerien, Thür- und Fenster-Einfassungen sind weiß und die rosa Flächen in weiß, mit architektonischen Linien und Blumen aufgeputzt. Ueber der Stadt sieht man auf den Bergen die Citadelle und Paläste. Jeypoor hat Gasbeleuchtung. Außer dem oben angedeuteten Straßenrost ist die Stadt noch reichlich mit engeren Gassen durchschnitten. Es entfaltet sich dort ein Leben von sehr charakteristischem

21*

Verkehr. Der Handel ist der Athem der Hauptstadt. An den Thorkarawansereien liegen Hunderte von Kameelen und in der Stadt findet man fast vor jedem dritten Hause solche, die bepackt oder entladen werden. 150 000 Einwohner sind auf den Beinen und aus dem Lande sind gewiß mehrere Tausend Menschen da, um zu verkaufen oder sich zu verproviantiren. Man ist nicht so laut wie in anderen Städten, wo Hindus wohnen. Man fühlt die Anwesenheit eines Machthabers. Man ist höflich und Alt und Jung grüßt sehr achtungsvoll. Man bettelt auch etwas weniger, wie im übrigen Indien. Die ernste, vornehme Haltung der Radschputen macht einen sehr angenehmen Eindruck. Polizei ist fast gar nicht zu sehen, das Militair hat ein sehr vortheilhaftes Aussehen.

Der Maharadja lebt augenblicklich außerhalb der Stadt in einem reizenden englischen Landhaus, von sehr gut gehaltenen Gartenanlagen umgeben. Sein ziemlich großer Harem dagegen liegt in der Stadt in einer Frauen-Caserne mit sehr phantastischer front piece. Manch neugieriges Gesicht lugte aus den kleinen Fenstern, als wir davor hielten. Dazu gehörig sind die Stallungen, welche gegen 200 edle Pferde und über 80 Elephanten beherbergen. Letztere überraschten wir bei der Morgentoilette. Jedem einzelnen wurden zahllose Kübel kalten Wassers über den Kopf ge-

gossen und das schien von sehr angenehmer Wirkung zu sein. Ein Hindutempel, in weißem Marmor, farbig eingelegt und stark vergoldet, war, wenn auch klein, doch sehr hübsch durchgeführt. Dem Eingang gegenüber stand die dem Shiva heilige Kuh in Bronze. Unter diesem goldenen Kalb hatte sich ein Fakir etablirt, der augenscheinlich nicht auf unsere Gegenwart vorbereitet war, denn er hatte für den Augenblick seine Wippchens eingestellt und nahm eine Masse Blumenkohl zu sich, den fromme Gläubige wohl für die heilige Kuh gespendet hatten. Ein zoologischer Garten außerhalb und eine Sammlung wilder Thiere in der Stadt zeigte eine Menge Tiger von einer solchen Größe, wie es sie gar nicht giebt. Ein solches Riesenthier, das zahllose Menschen zerrissen hatte, war erst seit drei Wochen in der unmittelbaren Nähe der Stadt eingefangen und wurde erbärmlich geärgert, mit Stangen gestoßen und angespieen. Diese Behandlung ging von Angehörigen aus, die gegründete Veranlassung hatten, sich an dem gefangenen Uebelthäter zu rächen. Pferde und Ochsen sehen alle sehr verhungert aus und werden jämmerlich geschlagen, wo aber Thiere eingesperrt sind, sieht man vom Wärter selbst bis zum zufällig Vorübergehenden nur Reizen der armen Viecher. Ein großer Affe hatte sehr raffinirt sich in den Besitz einer Menge Steine gesetzt, und wenn er ennuyirt wurde, warf er mit

einem Steine so sicher auf den Störenfried, wie ein Mensch auf einen Affen.

Vor der Stadt liegt in einem herrlichen, wirklich großartigen und schönen englischen Park ein phantastisches Gebäude. Mit Festhalle und Tanzraum und vier offenen Höfen, von offenen Säulenhallen umgeben, drei sich nach oben verjüngende Etagen, mit ausgeschweifter Dachform, ist es, halb indisch halb chinesisch, eine der wunderbarsten Schöpfungen des Fürsten in Jeypoore. Der Inhalt ist ein Museum, welches sich zum Kensington Museum verhält, wie eine Photographie zur Wirklichkeit, dennoch ist es eine großartige Leistung, nicht allein was der Fürst durch sein Geld gefördert hat, sondern auch dadurch, was der Fürst seinem Volk zu sehen giebt, an eigener und der Cultur der anderen Völker. Die verschiedenen Zweige der Wissenschaft sind so sorgsam und kostbar vertreten, daß ich wohl fürchte, daß es jetzt noch zu viel für das Verständniß der Radschputen sein wird. Die Ueberfüllung aber durch Eingeborene gab den besten Beweis, daß solche Mühen doch auch ihnen gute Früchte tragen werden. Für den flüchtig Durchreisenden ist es außerordentlich angenehm, in dieser Sammlung in alles Wissenswerthe des Radschputenlandes eingeführt zu werden. Eine üble Wirkung hat diese kostbare Sammlung von Originalen schon gehabt, da in der Stadt Jeypoor sich

eine große Zahl von Fabriken aufgethan haben, die alle alten Modelle in Waffen und Gefäße, und was es auch sonst noch giebt, treu nachzuahmen suchen. Daher ist Jeypoor in Indien der Ort, aus dem sich unsere 50-Pfennig-Bazare ausstatten.

Im Hotel hatte sich natürlich unter den Säulenhallen ein vollständiger Bazar aufgethan. Ein paar alte Barden klimperten auf einer Riesenkürbis-Guitarre und mit tonloser Stimme murmelten sie vom Ruhm und Glanz der Radschputen, wie sie aber von Persern redeten, ergriff einer der Waffenhändler ein Schwert, machte Lufthiebe gegen Westen hin, und es war ein glücklicher Zufall, daß gerade kein Perser da war. Es wäre ihm übel ergangen! Es giebt gar keine Stadt in Indien, die so indisch aussieht wie Jeypoor. Es ist ein Geschwirre in den Straßen, daß man kaum durchkommen kann. Nicht mit dem Mikroskop würde man einen Europäer finden, und selbst Eurasier, d. h. Halfcastes, sind auch nicht vorhanden. In keiner Stadt Indiens sah ich so viel Frauen auf der Straße wie hier. Ganze Züge von Kameelen schwanken durch die Massen, und nur beim Durchfahren der Stadt sieht man stets 20 bis 25 Elephanten unterwegs. Hofbeamte machen Commissionen. Ein Knabe mit Glocke kündigt diesen Extrazug an. Vor dem Laden angekommen, kniet der Elephant hin, streckt die Hinterbeine hinten fort, der Hofrath läßt sich an der

Seite herabgleiten, macht seine Commission, dann klettert er den Berg wieder herauf; das Thier erhebt sich und schreitet mit dem stolzen Bewußtsein seiner Last feierlich weiter. Sehr vornehme Leute und Damen bedienen sich dabei einer Leiter. Also auch hier wirkt die Heilsarmee. Im Lande der Fakire nimmt das sogar recht kategorische Formen an. Da das Trinken nun nicht der Fehler der Inder ist, betet die Heilsarmee, die sündigen Männer sollen sich des Tabaks enthalten. Ohne Pauke geht das natürlich auch nicht ab.

Die Bevölkerung macht einen sehr glücklichen, zufriedenen Eindruck, und der gute Fürst thut auch alles, was in seinen Kräften steht, um ein Vater seines Volkes zu sein. Immer gelingt es ihm nicht, denn er hat zwei legitime Frauen, 50 Concubinen und 300 Tänzerinnen, die ihm die Sorgen verscheuchen. Er muß wohl einst einen weisen Berather wie der Kaiser Akbar gehabt haben, denn er hat von den legitimen Frauen gar keine Kinder und von den Concubinen nur drei.

Vor etwa 150 Jahren fiel es einem müßigen Fakir ein, dem Maharadja zu prophezeien, daß sein Haus in der alten Hauptstadt Amber zu Grunde gehen würde. Statt nun dem blödsinnigen Kerl Fünfundzwanzig aufzählen zu lassen, verließ der damalige Maharadja zur selbigen Stunde

und baute hier eine neue Hauptstadt, die er Jeypoor nannte. Amber ist ein uralter Glanzpunkt Indiens, stand mit den Ptolomäern in Verbindung und wird von Strabo und Herodot erwähnt, stärker aber wie alle Tradition ist der Aberglaube. Amber ist verlassen, verfallen und heute immer noch ein Grabdenkmal alter Größe und alten Ruhmes. Der Maharadja hat nach europäischem Muster sich ein Heim geschaffen, als wäre er ein Parvenu und hat es doch gar nicht nöthig. In Amber ist alles Marmor und Stein — in Jeypoor sind Ziegel und Stuck an die Stelle getreten. In Amber stehen alte Tamarinden — in Jeypoor muß die Banane schnell das schattige Grün schaffen. Die ganze Stadt und alles, was dazu gehört, sieht wie Erdbeercream mit Schlagsahne aus, nur der große Stadtpalast ist gelb angestrichen. Anscheinend nach dem Vorbild von Peterhof gebaut, indisch aufgemuntert, fehlen auch die Wasserkünste nicht. Bei farbiger Erleuchtung muß der Effekt traumhaft sein.

Eine große Zahl von öffentlichen und privaten Audienzhallen, Festsälen durchsetzen die fürstlichen Lustgründe. Die Josephshütte in Böhmen muß Jahre lang

daran zu thun gehabt haben, alle die Candelaber, Kron- und Armleuchter und sonstigen Beleuchtungseffekte herzustellen, die hier angebracht sind. Kostbare Teppiche decken den Boden, bedecken die Wände, Wohlgeruch betäubt die Sinne, Tanz und Saitenspiel fesselt Auge und Ohr. Es ist wahrhaft indische Pracht! Dabei übersieht man ganz, daß statt des Marmors Ziegel die Decke tragen, die in Malerei die Muster zeigen, die wir von Shah Jehan in Delhi wie Mosaik von Edelsteinen und Vergoldung sahen. Ein Gang durch alle diese Lust- und Festgründe ist eine Marschleistung. Wir überraschten dabei gymnastische Uebungen von Militairschülern, die etwas circusartig, aber zum Bewundern waren. In einem kleinen See befinden sich etwa 40 Krokodile und manche von ganz besonderer Größe. Da nun in Peterhof die Karpfen durch Glocken zu Fütterung gerufen werden, ist diese Art auch hier bei den Krokodilen eingeführt. Natürlich mußten die frommen Hindus erst die armen Bestien ärgern und quälen, bis einige dann ein Stückchen Knochen erwischten. Im Billardpavillon fanden wir die Bilder vom Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich. Im Park steht ein anspruchvolles Denkmal, das der Maharadja seinem verendeten Mops hat setzen lassen. Außerdem ist ein Hundebegräbnißplatz da, mit mehr als einem Dutzend treuer Freunde des Fürsten. Ich fürchte, daß die Ursache des Todes der armen Geschöpfe Mangel

an Bewegung ist, denn was ich sonst von Thieren sah, war bis zum Platzen gemästet. Den vortrefflichen 300 Pferden, von denen gegen 60 vorgeführt wurden, gereichte ihre Lebensweise nicht zum Vortheil, denn sie sahen schon mehr wie Matratzen aus. Im nächsten Jahre, wenn der Fürst nach Marienbad geht, sollte er seinen ganzen Haushalt zur Cur mitnehmen! Die Hengste aus allen Theilen der Welt, von Arabien bis Birma, haben Augenkappen, um durch Neugier nicht ihr Gemüth zu beunruhigen, und sind an dem Halfter vorn an einer Marmorkrippe befestigt, die voll von einem Purée von nasser gequetschter Gerste ist. Ein Junge stopft mit der Hand dem unglücklichen Thier mehr in den Hals, als es vertragen kann. Die Hinterbeine sind ebenfalls gefesselt. Nach kürzester Zeit muß bei solcher Aufstellung aus dem besten Hengst sehr bald der schönste Staatshämorrhidarier werden. So hübsch die Bedienung im Palais und Marstall auch aussah, so unwürdig und dreist war die Bakschisch-Bettelei. Zahllose Pfauen, so viel wie bei uns die Sperlinge, zeigen nicht die geringste Scheu. Nachträglich will ich noch bemerken, daß in einem Curren-Felde ebenso viel Antilopen cervi capra als Menschen sich befanden, mit Vertrautheit wie Hausthiere sich bewegten. Da ich hier bei dem Nachträglichen bin, muß ich noch aus Hymalaya nachtragen, daß auf dem Markt in

Darjeeling, wie auch in Kurseong, statt des kleinen Geldes mit den weißen Muscheln gezahlt wurde, die wir Schlangenköpfe nennen und mit denen bei einigen unserer Husaren-Regimenter das Pferdezaumzeug besetzt ist. Zur Charakteristik von Indien muß ich noch erwähnen, daß ich heute wieder mit einem Wagen zusammengebrochen bin. Wenn noch Gerechtigkeit im Himmel ist, brechen die übrigen Wagen in Indien nächstens alle zusammen. Sie scheinen alle nach dem Vorbild des Wagens aus Lehm construirt zu sein, der in Vasantasena vor 2000 Jahren von dem alten, indischen Könige besungen wurde. So wie die Sonne sich neigt, wird es kühler. Die fromme Hindufrau, die mit schmuckbedeckten Händen Kuhdünger gebacken hat, macht jetzt Feuer damit an, um das Essen zu kochen. Dann steigt mit der Blake der Petroleumflamme und dem üblichen Opiumverbrauch ein Dunst über den Ort auf, in dem man kaum athmen kann. Neugier, Hunger und Langeweile treiben dann die Thiere des Feldes in den Ort und unter dem philharmonischen Geheul der Schakale holt sich der Tiger oder Panther manchen Braten.

Sonntag, 10. December. In brennendem Sonnenschein wurde heute die alte Hauptstadt Amber besucht. Man fährt durch die ganze, neue Stadt Jeypoor hindurch, die heute festlich geschmückt und sehr feierlich aussah. Es war ein Festtag der Göttin

Kali, derselben, welcher wir in Calcutta so viele Ziegen hatten opfern sehen. In der alten Stadt ist noch ein besonders heilig gehaltener Tempel der Kali, in dem noch bei Ankunft der Engländer in Indien regelmäßig Menschenopfer abgehalten wurden. Die Straßen waren durch bunt geschmückte Frauen Hindus belebt, welche kamen und gingen, ihr Opfer zur Schlachtbank führten oder mit der farbigen Quittung auf der Stirn befriedigt zurückkehrten. Sobald man die neue Stadt verlassen hat, tritt man in ein weites Thal, dessen hohe Berge einen großen See einschließen. In diesem See liegt ein großes vierstöckiges Schloß, nicht mit einer Handbreit Erde umgeben. Es ist das Wasserschloß, die Zuflucht und Rettung des Maharadja in Gefahr und Noth. Alles ist in Trümmern, öde und verlassen. Schaaren von Wasservögeln haben dort ihr Heim aufgeschlagen, große graue Affen gaukeln auf den Bäumen und spielen Vorübergehenden allerhand Possen. Nach $^3/_4$ Stunden Fahrt erreicht man das Thor der alten Stadt. Wagen würden Schwierigkeiten haben, die verfallenen Bergwege zu passiren, deshalb war mir, wie die Karte lautet, mit Bewilligung Sr. Hoheit des Maharadja, vom englischen Residenten ein Staatselephant zur Benutzung bewilligt worden. Diese Straße, sonst nicht mit großem Verkehr belastet, ist für gewöhnlich der Ort, wo die Pferde des Marstalls und 80 Elephanten bewegt werden. Heute

kam noch der Kalifesttag dazu und mehrere Züge Dromedare, so daß es oft nicht zum Durchkommen war. Der Elephantführer sitzt rittlings auf dem Genick, mit einem kleinen Marterwerkzeug, mit Haken und Spitze versehen, spricht leise zu dem Thiere, drückt die Hand rechts oder links auf den Kopf, welchem Wink sogleich Folge geschieht. Auf Befehl läßt sich das Thier nieder, wird mit einer Leiter bestiegen und erhebt sich auf Befehl. Die Schaukelei ist zuerst sehr unangenehm, doch gewöhnt man sich bald daran. Bei Begegnungen mit anderen Thieren wird stets mit großer Vorsicht verfahren, weil bei den schmalen Wegen doch zuweilen Carambolagen nicht vermieden werden können. Im Frühjahr soll für jeden Elephanten eine kurze Zeit kommen, wo er zerstreut ist und Heimweh fühlt. Diese Gefühle werden ihm durch kalte Douchen ausgetrieben. Nimmt sein Muth aber gefährlich zu, erhält er, wie schon erwähnt, eine Dose Morphium, die ihn etwa anderthalb Tag ganz betäubt, dann ist er wieder wie ein Lamm. Man sollte doch in den Menagerien und zoologischen Gärten dasselbe Mittel versuchen, statt so viel Todesarten für so ein armes Thier zu ersinnen, die oft nicht immer ihren Zweck erreichen! Zwischen zwei hohen Mauern, mit spitzen Schuttsteinen gefüllt, glaubte ich selbst kaum hindurchreiten zu können. Gerade an dieser Stelle begegnete ich sechs Elephanten. Kehrt zu

machen, war unmöglich; ich dachte daher an Kampf, Zertrampelung, Gebrüll und daß als Rest dieses Abenteuers überhaupt nur zwei Schwänze übrig bleiben könnten. Aber ganz im Gegentheil, kein Laut, kein Ruf. Mein Elephant deutete an, daß es besser sei, daß ich meine Beine ganz oben herauf zöge, dann glitten die klugen Viecher mit niedergeschlagenen Augen so verbindlich und fast süßlich höflich an einander vorüber, wie es kaum zwei Kammerherren befreundeter Höfe, die sich auf schmalem Flur begegnen, verbindlicher thun könnten. Man staunt zuerst über die Klugheit und das Verständniß dieser Thiere, dann aber begreift man solche Dummheit doch nur schwer, daß ein solcher Coloß von Kräften sich so mißbrauchen läßt. Mein Elephant war in diesen Tagen bei einer Tempelprozession gebraucht und noch sehr bunt angemalt. Diesem Effekt kann ich es nur zuschreiben, daß das verehrte Publicum und sogar die Wachen mich mit unterthänigster Hochachtung begrüßten. Da ich aber so unüberlegt war, einigen bettelnden Kindern ein paar Kupfermünzen zuzuwerfen, ritt ich bald, wie der alte Wrangel, mit gegen 100 schreienden Jungens hinter mir her, fürbaß.

Dies ist hier eine schlimme Gegend, denn alles, was über Afghanistan und Persien aus Indien heraus oder nach Indien hinein will, passirt dieses Land,

haut die Bevölkerung, plündert die Schätze und zieht weiter. So haben sich diese armen Bewohner stets wechselnd unter fremdem Druck befunden und sind immer gewärtig neuen Unglücks.

In einer Bergschlucht mit zwei Ausgängen hatte sich schon in den urältesten Zeiten eine Stadt gebildet, die, als die an der Westgrenze Indiens gelegene bedeutendste Stadt in unseren alten Culturländern bekannt, auch in Handelsbeziehungen stand. In den großen Völkerverschiebungen fehlte der Stadt Amber aber die Sicherung, wodurch der ganze indische Handel mit dem Westen nie geregelte Formen fand. Im Jahre 1060 etwa wurden die armen Jats von den Radschputen überrumpelt, zu Knechten gemacht und bis heute regieren im Land die Sieger. Es muß lange gedauert haben, bis die Radschputen ihren Sieg begriffen und sich entschlossen haben, zu bleiben. Nur Ruinen erinnern im Land an ihren Sieg, bis das Herrscherhaus sich endlich im 16. Jahrhundert entschließt, sich eine befestigte Residenz zu erbauen. Es geschah dies in Amber. Hohe Granitfelsen umgeben einen See, der mit Alligatoren angefüllt ist. Es scheint dieses Goldfischchen ein nothwendiges Attribut der Herrscher zu sein. Die Felsgrate auf beiden Ufern tragen crenelirte, mit Thürmen und Zinnen versehene feste, hohe Mauern, welche auf zwei Thalseiten durch befestigte Thore geschlossen sind. Auf dem nördlichen Grat liegt die

Festung mit Defensions-Casernen für zwei Regimenter und ausreichenden Proviantträumen. Die Garnison steht noch da — an den Stadtthoren stehen Wachen. Von dem Fort bis in den See ist die ganze Bergwand vom Palast eingenommen, den Maa Sing dort mit großer Pracht erbaut hat. Um den Palast drängt sich eine Stadt der Tempel und Paläste, und daran schließt sich die Kaufstadt der Bazare und Chane und das Kleinleben einer großen Stadt an. Thüren hängen schief an einer Angel, alles, was niet- und nagelfest war, ist verschwunden, Decken, Fußböden eingefallen. Im halb zerfallenen Schloßportal schlafen zwei Leute, das Schild aus Elefantenhaut sagt, daß es Soldaten sind. Die Feuerschloßgewehre haben sie oben im Fort gelassen. Sie sehen aus, als hätte man im vorigen Jahrhundert sie abzulösen vergessen. Nur die Hoffnung auf Backschisch elektrisirt diese Biedermänner. Sie wollen mir alles zeigen, selbst Kioske auf den entferntesten Gipfeln. Alles, alles ist öde und verlassen, vergessen, zerstört, und soweit das Auge reicht sind diese beiden Krieger und die Alligatoren im See die einzig lebenden Geschöpfe!

In Montenegro hörte ich einmal zwei Weiber sich so beschimpfen, daß ihnen der Geifer vor dem Munde stand, und es gar nichts mehr zu sagen gab, was sie nicht schon alles gegeneinander ausgespieen hätten. Da rafft sich das eine Weib noch einmal

zu einer letzten, ganz außerordentlichen, Kraftleistung auf, tritt dicht vor die andere hin und sagt mit verächtlichem, heiseren Ton: Dein Sohn soll im Bett sterben! Die Frau dachte wie eine Heldin. Nach soviel Kämpfen aber glaubte vielleicht der olle Fakir, der dem Maharadja prophezeite, daß er in Amber sterben würde, etwas Liebes zu sagen, in Anbetracht des herrlichen Palastes. Der Maharadja aber dachte nur an seinen Tod, verließ, wie gesagt, Amber und erbaute seinen neuen Palast und seine neue Hauptstadt 1728 in Jeypoor. Seit dieser Zeit ist Amber öde, und Wind und Wetter zehren an den Resten alten Glanzes. In dem alten Palast aus weißem Marmor sind die Räume in kleinen Dimensionen, aber mit großer Sorgfalt und Kunst, ausgearbeitet. Spiegelflächen, Wasserkünste, offene und geschlossene Audienz- und Festhallen, Bäder, Frauen-Gemächer, durchbrochene Marmorwände und Fenster und mit Steinen eingelegte Blumen- und Fresco-Malereien, Alles augenscheinlich nach Shah Jehans Muster in Delhi in geringerer Dimension und Material, aber sehr interessant und sehr hübsch durchgeführt. Der Palast, mit den zahllosen Höfen und Gebäuden, der imposanten, die ganze Landschaft beherrschenden Front, ist ein Schmuck Indiens und muß jeden Europäer, der von Bombay zuerst nach Jeypoor geht, bestricken. Herrlich ist die Aussicht vom Palast in das engere

Thal; das Entsetzen über diese verhängnißvolle Zerstörung und das Bild des Todes schwindet bei dem Eindruck der bezaubernden Umgebung. Nicht allein in der greifbar nächsten Umgebung mit den scharfen Felsprofilen, Gipfeln und Graten, die sich im glatten Spiegel des Sees verdoppeln, liegt der Zauber des Ausblicks, sondern auch in dem Contrast der weiten Wüstenebene, deren Farbenspiel durch das nach Osten geöffnete Thal den Gedanken aus dem alten Amber in die weite Welt hinausleitet. Auch wir müssen weiter! Weder Krokodilsthränen noch die größte Sanftmuth der dicksten Elephanten konnten uns zurückhalten! Die Sachen standen gepackt, die Wagen vor der Thür, die Preise der Händler fielen um die Hälfte der letzten Forderungen. Eine Juggler-Gesellschaft machte noch die schönsten Sachen, wobei ich nur das Originellste erwähnen will, daß ein 15jähriger Junge eine etwa 15 Fuß hohe Bambusstange im Gürtel balancirte, auf welcher oben sein Großvater mit langem weißen Bart Sachen machte, für die der Berliner Wintergarten hohe Preise fordern würde. Also nach Bombay weiter!

Montag, 11. December. Der Schleier der Nacht deckt unsern Traum durch die Wüste. Stationen verrathen sich durch viel Geschrei und Klingelei. Geheul der Schakale kündigen uns das freie Feld. Wir verlassen den Landstrich der stolzen Radschputen. Jeder

trägt eine goldene Münze, mit dem Bild der Sonne, um den Hals. Die Sonne ist der Ahnherr dieses begnadigten Volkes, das nie seit ewigen Zeiten anders als herrschend gewesen ist. Jeder Familienchef führt sein Wappen, sein Banner, sein Scepter, hat das Recht, zwei Pauken vor sich her gehen zu lassen, wenn er zu Pferde erscheint, trägt den Speer in der Hand und würde eher sterben, als gewöhnliche Arbeit verrichten. Diese Leute sehen stolz auf ganz Indien herab. Als Napoleon III. in den fünfziger Jahren auf der Freie bei den Höfen Europas so wenig Gegenliebe fand, sagte er das geflügelte Wort: Bleibt mir mit der Legitimität vom Halse — das kenne ich besser! Hier in Indien hat das mit den Fürstenhäusern auch so seine Bewandtniß. Wenn man sich da auf das Untersuchen legt, kommen dabei wunderbare Resultate zum Vorschein. Des Entstehens des Königshauses Aude und Tippo Sahibs habe ich schon früher Erwähnung gethan. In den zahlreichen Unruhen, Empörungen, Usurpationen und im Schutz der Engländer sind hier eine Menge Throne mit Fürsten besetzt worden, deren Stammbäume durchaus nicht in Sanskrit geschrieben sind. Die Verpachtung von Provinzen an Nawabs, deren Reichthum und lokaler Einfluß ist die Veranlassung, daß oft die legitimen Häuser bei Seite geschoben und durch mächtige Nawabs ersetzt wurden. In den letzten hundert Jahren ist England durch die Politik der Nützlichkeit

hart mit der Legitimität zu Werke gegangen. Es hat dadurch augenblicklich sich hier große Vortheile geschaffen und es muß wohl die Ueberzeugung haben, daß es in der Geschichte keine Vergeltung giebt!

Station auf Station wird ausgerufen; der Tag bricht an. Aus dem Lande der Radschputen sind wir in das der Marhatten getreten. Diese Leute sind schwarz, klein, geschmeidig, schnell und aufgeweckt. Ursprünglich saßen sie auch nicht hier, sondern in den Bergen von Berar, sind nicht arischen Ursprungs, aber das einzige Volk in Indien, in dem sprachlich die Sanskrittraditionen sich am reinsten erhalten haben. Auf dem Höhepunkt ihrer Macht wurde ein Häuptling Namens Gaikowar zum Radja von Baroda ernannt. Da er sich selbständig machen wollte, trat er seine Rechte an die Engländer ab, welche ihm sofort dafür seine sogenannte Souverainetät garantirten. Sie nahmen ein Theil des Besitzes, ließen ihm eine Revenue von 12 bis 15 Millionen jährlich und beide Theile sind zufrieden!

Wenn er nach London kommt, werden rasende Umstände mit ihm gemacht. Das Hauptstädtchen



mit vielen Parks sieht sehr englisch aus. Von

hier ab bis nach Süden gewinnt die Landschaft mit jeder Stunde mehr; die Vegetation wächst mit der Hitze. In der Nähe der Indus-Mündungen spürt man schon den wohlthätigen Einfluß der Seeluft. Die Nähe der Häfen und die scharfe Ecke, wo aus dem Sind alles nach dem Dekhan zieht, zeigt hier wieder ein Völkergewirr von unendlicher Verschiedenheit. Der Turban von Bagdad und die persische Pelzmütze streben nach Bombay, denn auch nach Europa geht von dort der beste Weg über Bombay.

Dienstag, 12. December. Also in



Um später den geehrten Leser nicht zu langweilen, muß ich es jetzt noch ein bischen thun. An früheren Stellen habe ich mich über Brahmaismus, die Hindus und Confucius ausgelassen. Nun treffen wir aber hier in Bombay auf eine ganz eigenthümliche Erscheinung, nämlich auf die Parsen. Es giebt in der Welt nicht 200 000 Parsen, und von diesen wohnen $^2/_3$ in Bombay, die andern zerstreuen sich in verlorenen Gemeinden bis nach Baku in dem Kaukasus, und einige leben in Calcutta und den englischen Ansiedelungen von Hongkong. Sie sind kluge Geld-

geschäftsmänner und in Bombay sehr reich. In Indien theilen sie sich in zwei Sekten; die Feueranbetung ist wohl die älteste der Welt und fand in Persien die größeste Verbreitung und den größten Schutz. Zoroaster brachte dem König die heiligen Bücher Avesta, in der Zendsprache geschrieben. Es giebt nur einen Gott — die Religion von Zarduscht ist die beste — Zarduscht ist Prophet Gottes — Sei gut und nicht böse. Das ist der Inhalt der Religion der Parsen. Das reinigende Feuer und die Sonne sind das Symbol Gottes, wer aber das Feuer anbetet, ohne Gottes zu gedenken, sündigt. Die Priester haben sich zur erblichen Kaste heraus entwickelt. Als der Mohamedanismus in Persien Platz griff, wurden die Feueranbeter verdammt, vernichtet. Was sich nicht retten konnte, floh nach Korassan, hierauf nach dem Sind, dann fand in Bombay eine feste Vereinigung und Stärkung des Glaubens wieder Gestalt, und heute sieht jeder Parse auf Bombay, wie die Mohamedaner auf Mekka. Eines der ältesten heiligen Bücher des Zend-Avesta befindet sich in der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen, und der Einblick in die ganze Parsenliteratur hat unschätzbare historische Daten zu Tage gefördert. Wer hat nicht schon einmal die kleinen trockenen Männer gesehen, im einreihigen schwarzen Rock, mit Stehkragen, eine schwarz lackirte Mütze auf dem ernsten Haupt? Sie sind Sprachforscher oder Bankiers. Sparsam,

stille, bescheiden und reich. So also sieht der fünfte Theil der Bevölkerung von Bombay aus! Im Norden der Bucht, wo die Engländer ihre Villen und schönen Gärten haben, mit einem Blick auf die Bay, etwa so wie in Neapel von Pizzo Saleoka nach Cajori und Sorrent hinüber, liegt auf der Höhe ein sorgsam und prächtig gehaltener Garten. Auf breiten Treppen steigt man auf. Wunderschöne Frauen, gelblich angehaucht, mit überraschend sprechenden Augen und reich gekleidete Kinder stehen umher. Da bewegt sich ein ernster Zug die Treppen hinauf; leidtragende Familienmitglieder bringen, in weißes Tuch gehüllt, auf vier Bambusstöcken einen geliebten Todten, etwa zwölf ganz in weiß gekleidete Männer folgen, den Priester in ihrer Mitte. Daran schließt sich viel anderes Volk an, jedoch nur Parsen. Es sind Parsen, die die Todtenfeier im Hause des Verstorbenen abgehalten haben und die sterblichen Ueberreste nun nach dem Thurm des Schweigens tragen. Etwa 50 Schritt vor demselben macht der Zug Halt, noch einmal wird der Leichnam umgangen und wie zum Segen die Hand über sein Haupt gestreckt. Dann treten vier Männer heran, tragen die Leiche nach dem Thurm und betten sie innerhalb in freier Luft auf den Rost. Niemand darf folgen, niemand einen Blick in den Thurm werfen. Die Begleitung tritt betend zu Gott und in eine offene Halle vor die reinigende Flamme,

welche aus dem Boden lodert. Dann kehrt alles stille nach Haus zurück. Unbeschreiblich widerlich sieht man die fettgefressenen Geier vom Rande der Thürme sich auf die neue Nahrung stürzen. Aus diesem Thurm kehrt nichts mehr zurück; bei der Ausrottung der Parsen durch die Mohamedaner war das Vernichtungsfeldgeschrei: „Dich soll der Geier holen.“ Wie so vieles von den Arabern ist auch dieser Ruf bis zu uns herübergedrungen. Die Parsen werden Izad, d. h. Feueranbeter, oder wie heute noch Gebern genannt, was nichts anderes als Giaur mit dem persischen Guttural-Laut, d. h. Ungläubige, bedeutet. Mohamedaner und Hindu zanken sich in scharfer Concurrenz. In diesen Tagen haben die Hindus Tempelfeste und bereiten dieselben den Moslems zum Possen ganz besonders feierlich. Tempel, Häuser, Straßen sind mehr decorirt und illuminirt als sonst. Polizei und Truppen sind aufgeboten, Ordnung zu halten, und ängstliche Parsen schließen ihre Geschäfte, Unbill befürchtend.

Ihre Macht zu zeigen, haben die Engländer schon den ganzen Tag aus den Strandbatterien nach Scheiben so scharf geschossen, daß die Häuser wackelten. Es scheint mir aber die erwünschte Wirkung auf die Massen doch nicht recht erreicht zu sein, da der Native sich in den Straßen sehr laut, sehr unbefangen und selbstbewußt bewegt und nicht halb so devot ist wie auf der Calcutta-Seite. Die Tracht und das Aussehen der Bewohner

von Bombay hat etwas Gigerlhaftes. Phantastisch gewundene Turbane mit Goldflickchen darin, kokett rasirte Kopfhaare, kleine Stöckchen und lackirte Schuhe geben ihnen das Aussehen von Theatertürken, die unrichtig angezogen sind. Ringe, Armbänder, Nasenflügeldecorationen stehen in höchster Blüte. Bei der ersten Einfahrt in Bombay ist man wieder erstaunt über die weiten Plätze, Rennbahnen, lawn tennis-Gründe mitten in der Stadt. Dann aber muß das Auge sich erst an den englisch-indischen Baustyl gewöhnen, der, wie in Madras, ein Wirrwarr von Thürmen und Thürmchen und Säulenhallen bis zu sechs Etagen darstellt. In Madras ist der Fond roth und Säulen und Einfassungen weiß. Hier in Bombay ist der Fond gefleckt, dunkelbraun, sieht sehr ernst aus. Jedes Gouvernements- und Regierungsgebäude ist ein absonderlich prachtvoll sein sollender Palast und ist es auch, und die Stadt dieser Massenblöcke großartig und sehenswerth. Hotels, Banken und Privathäuser der reichen Parsen sind diesen Vorbildern gefolgt. Wo man hinsieht, steigt ein Wald von Thürmen aus dem Grünen, wo man hinblickt, weite pleasure grounds. Eine englische Truppe giebt Schauspiele und Possen im Gaité-Theater, die Radabum-Tingeltangel sind Kopf an Kopf gefüllt. Der Straßenverkehr ist nicht erdrückend. Natives haben Vorliebe für bunte Wagen. Jeder Engländer muß Wagen und

Pferde haben; Nachmittags sieht man zusammengestoppelte Viererzüge von blassen, trockenen Gentlemen in weißen Hüten fahren, immer mit drei bis vier Boys in den schneidigsten Farben, den unmöglichsten Turbanen und viel Goldtressen verziert, hinten auf. Es sieht aus, als sollte die Prinzessin Pumfia spazieren gefahren werden!

Nächste Woche sollen Pferderennen sein. Ich habe etwa 100 recht gute Pferde in Vorbereitung arbeiten sehen. Meistens arabisches Blut von den nomadisirenden Tribus um Bagdad her. Schöne, geschlossene, feste, elegante und sehr gute Pferde. Der Hauptbedarf wird merkwürdiger Weise aus Australien gedeckt. Landespferdezucht, Actienunternehmer, Händler und Speculanten schaffen mehrere Hundert australische Pferde zugleich hierher, welche dann öffentlich verauctionirt werden. Vor acht Tagen hat man hier in Baracken eine solche Aufstellung gemacht, in allen Blättern stehen rühmende Anzeigen und nächste Woche soll der Verkauf sein. Ich will dort Musterung halten.

Mittwoch, 13. December. Der Gaikowar Rao von Baroda will in den nächsten Tagen nach Europa fahren. Er ist hier, um dem Gouverneur davon Mittheilung zu machen. Der Gouverneur fährt ihn auf seinem Dampfboot zum lunch nach seiner Strandvilla. Diese Gelegenheit benutzen Schiffe und Batterien zu Ehrensaluten, daß man denken

könnte, es wäre eine Seeschlacht. Alles nur um zu zeigen, daß noch Pulver genug da ist!

Ein Parse, den ich nach dem Herkommen der wunderbaren schwarzen Lederkopfbedeckung gefragt, erzählt, daß der Radja von Guzerat, der die Parsen seiner Zeit in seinem Reich aufnahm, damals bestimmt hat, daß sie diese Mützen tragen sollten, und so sei es auch dabei geblieben.

Der heutige Vormittag war ziemlich anstrengend, 35 Grad Reaumur und Musterung von 600 australischen Pferden. Ich war in Amerika und habe den Staat Kentucki nicht besucht, bin also kaum berechtigt, über amerikanische Pferde viel zu reden, obgleich die Ausstellung ja eine gute Auswahl zeigte. Wir haben den interessanten Fall zu constatiren, daß bei den Rennen in der ganzen Welt die Distanzen nach dem Zeitmaß in Australien am schnellsten geritten werden. Das Land ist aber für uns doch zu abgelegen, um bessere Einsicht in die Zucht zu gewinnen. Da ich nun weder Lust noch Gelegenheit haben werde, nach Australien zu kommen, nahm ich gern den Anlaß wahr, mich etwas über die Pferdezucht zu orientiren. Schon in Singapore und in Java wurde mir jedes größere Pferd als ein australisches bezeichnet. Es waren mehrere große Hunkepunken darunter, die meine Sympathie nicht erwecken konnten. Heute aber sah ich ziemlich eingehend 600 Pferde, den letzten Transport, um den

Bedarf Indiens zu decken. Ich hatte geglaubt, daß Indien sein Pferdematerial aus Arabien bezöge; dies ist aber nur mit Luxuspferden der Fall. Im Uebrigen scheint die Verbindung Bagdad-Bombay nicht der Art zu sein, diesen Weg ausnützen zu können. Selbst das Gouvernement, welches früher arabische Pferde bezog, findet es billiger und zweckmäßiger, das stärkere, ruhigere australische Pferd zu verwenden. Die Thiere werden in der Gegend von Sidney und Melburne eingekauft, kommen mit Transportschiffen hierher, werden in Baracken aufgestellt, die aus Bambusstangen und Palmenmatten bestehen, sind von Australnegern gewartet und stellen sich im Preise von 700 bis 1500 Rupien (die Rupie zu 1 Mark 16 Pfg.). Es war allein schon interessant, durch die Baracken zu gehen, um die Australneger zu beobachten: schwarze, verwilderte, stupide Kerle, die ziemlich wenig Menschliches hatten und etwa wie wilde Thiere behandelt wurden. Sie tränkten vor dem Fressen. Als Futter wurde Maishäcksel und Gerstenschrot naß gegeben. Die Pferde schienen etwas scheu und nicht an zarte Behandlung gewöhnt. Um sie zu beschlagen oder die Hufe zu verputzen, wurden sie in einen Balkenbock gezwängt und zuweilen in der Schwebe gehalten, wie das bei dem Beschlagen der Ochsen im Gebirge üblich ist. Das australische Pferd wächst zu Hause auf der Steppe auf und hat alle guten und schlechten Eigen-

schaften des Steppenpferdes. Die Race ist starkknochig, groß und hat edle Formen, das Auge ist klein, mißtrauisch und scheut leicht, der Hals trocken und leicht. Das Pferd ist nicht kurz, hat aber guten Rücken und viel Tiefe. Manchmal schienen die Hufe zu groß oder die Hinterbeine zu stark gewinkelt, die Sehnen und Gelenke vortrefflich gelagert und trocken. Die Bewegung ist nicht leicht genug, im Ganzen aber nicht zu leugnen, daß es ein sehr nützliches, gutes Material ist, charaktervoll und fest, zur Weiterzucht sehr schätzbar.

Es ist der Mühe und Kosten wohl werth, das beste an Vaterpferden hinzuschicken, was England hat. Es kann dann wohl der Fall eintreten, daß man australische Pferde auch in Europa zu sehen bekommt.

Verschiedene andere Sehenswürdigkeiten von Bombay wurden noch in Augenschein genommen: der öffentliche Garten, mit einer zoologischen Sammlung vereinigt, und ein Asyl für invalide Thiere. Rindvieh, Schafe, Ziegen, Hunde, Hühner, Tauben, Katzen befinden sich zu Hunderten hier, und so human wie der Gedanke auch erscheinen mag, kann man nicht recht begreifen, dieser Sentimentalität gegen Thiere gerade hier Ausdruck gegeben zu sehen, wo die Straßen voller Menschen-Krüppel liegen. Der Gouverneur von Bengalen ist zum Besuch bei dem Gouverneur von Bombay. In Folge dessen

after noon-Empfang. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Die upper ten-Tausend in Wichs und Glanz der elegantesten Equipagen, und wo nur ein Tritt war, standen Diener, so viel wie Platz haben, darauf. Nachdem die Ceremonie vorüber war, fuhr alles am Wasser entlang spazieren und die Gouverneure hatten je halbe Eskadron Sepoys vor und hinter den Gala-Equipagen. Alles scharlachrothe Turbane mit fliegenden Schärpen, Lanzen etc. Kurz, es war eine Pracht ohne Gleichen! Am Musikpavillon standen ein paar hundert Wagen, aber schöner wie aller Flitterglanz war die herrliche Pracht des Sonnenunterganges. Aus dem Punkt, in dem sie verschwand, strahlte sternartig in allen Farben des Regenbogens ein zitternder Goldflimmer über den ganzen Himmel und das Farbenspiel wechselte in jeder Minute den noch nie so gesehenen Effekt. Die Musik hörte mitten im Stück auf, und alle Zuschauenden schienen ein großes Naturereigniß zu erwarten. Es sah aus, wie es beim Ausbruch des Krakatao etwa gewesen sein muß. Solche Wolkenbildungen, solche Farben kennen nur die Tropen, und wer dergleichen nicht selbst gesehen hat, kann sich kaum eine Vorstellung von solchen Effekten machen.

Die Präsidentschaft Bombay ist fast so groß als Deutschland und hat 30 Millionen Einwohner. Gegen die Mitte der vorderindischen Halbinsel erhebt sich

der Gebirgsstock, der an zwei Stellen durch tiefe Pässe durchschnitten ist. Das Bor-Ghat im Süden und das Tal-Ghat im Norden sind die Verbindungsstraßen, welche bei diesen Punkten von großartiger Wildheit und Schönheit sind; 1500 bis 2000 Fuß hoch bäumen sich die steilen Felswände auf, die in zerklüfteten Rissen oft glauben lassen, daß ein Durchgang da nicht mehr möglich sei. Diese Punkte sind der Mühe werth aufgesucht zu werden. Im Nordwesten aber, schon im Lande des Nizams von Hyderabad, liegt das berühmte Ellora. Es ist dies eine Gruppe von uralten Felsentempeln, in Größe und Bedeutung von keinem andern in Indien übertroffen. Die Hindu geben ihnen ein Alter von über 4000 Jahren. Diese zahlreichen in Felsen gehauenen Tempel ziehen sich einen Kilometer lang an der Gebirgswand hin und sind im Laufe der Zeit von Hindus und Buddhisten und Sekten wie die Jains occupirt und mit Legenden und Bildwerken ausgestattet. Wenig verziert und imponirt der Dher Wara Tempel durch vierfache Reihen gewaltiger Pfeiler und die Größe der Hallen. Ein anderer Buddhatempel hat 28 gewaltige achteckige Säulen und, was sehr selten ist, eine gewölbte Decke, und birgt ein Colossalbild Buddhas. Ueber die Tempel von Ellora allein sind dicke Bücher geschrieben worden. Baustyl, Bildwerke und Schriftzeichen sind sehr wichtig für die Kenntniß der Brahma- und auch Buddha-

Religion geworden. Der Anblick dieser redenden Zeugen so alter Zeit haben auf jeden Beschauer einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen. Die Stadt Bombay liegt auf einer schmalen von Norden nach Süden gestreckten Insel; sieben Eilande sind zangenartig gegen Südwesten davor gelagert, mit dem Lande durch Molendämme und Dockbauten so verbunden, daß sie wie zwei Arme schützend Bombay den schönsten Hafen für alle Flotten der Welt bilden. Bei dem herrlichen Ausblick wird man in Vielem an die Lage von Neapel erinnert. Wer von Europa direct hierher kommt, muß mit Recht entzückt sein, denn in den Anblick der Stadt von Palästen mischt sich der Zauber der tropischen Vegetation und der tropischen Farben. Die bunten Karren mit den flott dahintrabenden Zebuochsen, die frei in den Bäumen spielenden Affen, die eleganten Equipagen – Alles, alles ist neu, interessant und unterhaltend. Nun aber die schwarze Stadt! — da hört die Logik auf! Zum Nachdenken ist da keine Zeit mehr, denn nun folgen sich die Eindrücke überstürzend. Hier Pagoden, Hindutempel, Moscheen, dort Häuser in nie gesehenem Baustyl, Bazare mit nie gesehenen Sachen, Früchten, Stoffen, Bildern! Man kommt aber gar nicht dazu, das alles zu erblicken, denn der Spektakel ist ja sinnbetäubend und das Gedränge fast lebensgefährlich. Man glaubt kaum, was man sieht! Fast ist es, als wäre auf

einem Maskenball in einer kleinen Stadt die große Pause eingetreten, in der sich alles demaskiren muß. Man glaubt, lauter falsch angezogene Theatertürken zu sehen und viele, die noch nicht angezogen sind. Für einen Berliner Schutzmann wäre es gesundheitsschädlich, ihn mal so durch die Straßen gehen zu lassen. Er würde es für dienstlich nöthig halten, überall verbietend einzugreifen und hätte gar keine Zeit, alles aufzuschreiben – hätte es auch gar nicht nöthig, da ich es thue. Eine Bevölkerung von über einer halben Million Menschen, von denen kaum zwei sich gleich sehen. Es ist ein Carneval ohne Gleichen! Die Parsen-Frauen sehen wunderschön in reichem Anzug, sympathischem Ausdruck der schönen Gesichter und eleganten Haltung und Bewegung aus. Ihre Stoffe sind goldgestickt in lebhaften Farben und ihr Erscheinen Achtung gebietend. Alle andern Frauen erkennt man schon von Weitem daran, daß sie, mit Silberschmuck überladen, nur ein rothes Leibchen und rothe enge Hosen bis zum Knöchel anhaben. Sie thun alle schweren und schmutzigen Arbeiten, werden im öffentlichen Verkehr kaum beachtet, wo hingegen die Männer als Kaufleute wie Kaffeeschwestern klatschend vor ihren Bazars sitzen und sich von der Sonne bescheinen lassen. Die Marhatten und auch Mohamedaner sind weibisch rasirt, frisirt und tragen so unwahrscheinliche Turbane, daß sie gar nicht wie

Männer, sondern wie Friseurköpfe aussehen. Das Auge hat sich noch nicht daran gewöhnt, alle kleinen Unterschiede in den Nationalitäten und Sekten schnell aufzufassen und kaum, daß das Auge einen Eindruck gewonnen hat, wird derselbe schon durch ein Dutzend neuer durchkreuzt. Dort gehen Madrasleute, Singhalesen, hier kommen ein paar Vollblut-Beduinen aus Mascat und Bagdad. Sie haben mit Sansibar-Arabern viel zu schaffen und sehen wie Könige gegen das übrige Volk aus. Perser, Chinesen, Tibetaner — alles durcheinander und alles geht nach Geld und Reichthum! Baumwolle, Gewürze, Sklaven, Thee, Pferde, Reis, Seide — der Eine will's geben, der Andere haben. Sie kommen nicht in's Klare, weil die Sprachverhältnisse und das Geld ihnen Schwierigkeiten bereiten. Hier muß der Parse aushelfen, der alle Sprachen spricht und besser rechnet wie selbst bei uns die Juden. Er ist es also, der dabei verdient und Schätze aufhäuft! Ein Parse gab Millionen her zum Ausbau des Hafens von Bombay, als er starb hinterließ er 60 Millionen.

Die horizontale Auflagerung des Sandkalksteins in dieser Gegend leistet der Höhlenbildung großen Vorschub, und in der ganzen engern und weitern Umgebung sind solche Höhlen zu finden, die sichere Spuren der Bewohnung oder Benutzung aus uralter Zeit her tragen; da wo Tempel sich eingefügt, haben sich

architektonische Formen erhalten, die an manchen Orten durch ihre Schönheit eine Art Berühmtheit gewannen. Ganz in der Nähe von Bombay auf der kleinen Insel Elephanta befinden sich solche Höhlenformationen, welche im Ruf ihrer Heiligkeit bis in prähistorische Zeit reichen. Die noch erhaltenen Architekturen der eingehauenen Tempel meint man in's vierte Jahrhundert setzen zu sollen. Zwei Bergketten durchziehen die kleine Insel, das Thal dazwischen ist früher sicher ein See gewesen. Um diesen herum befinden sich über 100 Höhlen, in denen die Steinhammer und Meißel zu erkennen sind. Der größeste Tempel ist Mahádewo geweiht, in andere ist Buddha eingezogen. Jede Zeit hat nach ihren Bedürfnissen daran gemodelt. Vieles ist zerstört, Vieles überhaupt nicht fertig geworden. In der Phantasie muß man sich manches reconstruiren, aber ob man es versteht, klaren Blicks den Werth zu erkennen oder nicht – es weht den Beschauer ein hoher Geist der Vorzeit an, und in Weihe und Bewunderung steht man vor diesen Denkmälern alter Culturepochen! Vor dem Tempel stand früher ein steinerner Elephantencoloß, nach dem die Insel populair genannt wird. Der alte Name für sie ist Garipur.

Donnerstag, 14. December. Es ist sehr bequem, dorthin zu gelangen. Man mietet sich das kleine Dampfboot des Esplanadahotels, richtet sich ein, das Breakfast auf dem Boot einzunehmen und

fährt in der frühen Morgenstunde in $1\frac{1}{4}$ Stunden zur Insel hinüber. Bei Flut und Monsoom ist das Aussteigen beschwerlich. Um 250 Fuß hohe Treppe heraufzukommen, begrüßen einen Tragestühle, und damit die Zeit nicht zu lang wird, bieten nackte Kinder Vögel, schillernde Käfer, Streichhölzchen, Stöcke, Neste der Webervögel, Blumen und anderes zum Kauf. Vier Knaben führen einen Schwertertanz auf, andere wollen als Bakschisch erhaltenes falsches und fremdes Geld gewechselt haben. Oben erwartet uns ein alter englischer Veteran. Man weiß nicht, ob er Conservator oder Ruineur ist! Ihm sind die Ruinen zur Conservirung übergeben. Er führt uns durch einen kleinen Vortrag in die Hindu-Mythologie ein, sagt uns, daß Shiwa der am höchsten verehrte Gott ist, daß Shiwa sogar, wenn er will, als Brahma, auch als Wishnu erscheinen kann! Shiwa kann jede Gestalt annehmen; er erscheint sogar täglich in Gestalt eines Elephanten, eines Bullen, Affen oder wie immer er will, stets schaffend, wachsend, werdend – daher das Lingam als geheiligtes Symbol immer in opferwilliger Anbetung ist. Da Shiwa aber auch zerstört und vernichtet, wenn er will, so sucht man sich mit ihm in Güte abzufinden und bringt ihm öfter kleine Geschenke und große Versprechungen. Der große Tempel auf Elephanta ist mit Colossalreliefs geschmückt, die Shiwa feiern. In einem Bilde sitzt er zwischen Brahma und Wishnu. Brahma ist nur

Nebenfigur. Shiwa hat sechs Arme und jede Hand zeigt eine besondere Macht und Kraft. Auf einem anderen Bilde ist die Hochzeit mit seiner Gemahlin Parvati dargestellt, was in der ganzen Geschichte der Hindu-Mythologie und Kunst hochinteressant ist, da auf diesem Bilde die Gemahlin rechts von Shiwa steht, was nur im Augenblick der Trauung denkbar ist. Im Hintergrunde stehen der Priester, die Schwiegermutter und die Trauzeugen.

In einem andern Bilde hat Shiwa sich in Gestalt eines Elephanten seiner Gemahlin genähert. Der göttliche Sohn mit Elephantenkopf wird von zwei Ammen gepflegt. Dann ist eine Reihe von neun Frauen Shiwas in die Felswand gehauen. Priester haben dicke Klexe rother Farbe auf jede einzelne geschmiert. Pilgerfrauen suchen beim Beten ihren Körper mit dem der Gottgemahlin in Berührung zu bringen. Wenn sie dabei roth abgefärbt werden, tragen sie die rothe Farbe als Quittung für ihre Frömmigkeit. Zwei immens große Lingams von einem Granit, der gar nicht in der Gegend von Bombay vorkommt, stehen in besonders geheiligten Felskammern. Quellwasser bilden einen Weiher, der nur eine bestimmte Höhe erreichen kann und dann von selbst abfließt. Das Licht fällt wie durch einen Schacht auf den Elephantenplatz vor dem Tempeleingang und läßt das Innere in geheimnißvollem Dämmerlicht erscheinen. Zum

Bewundern großartig sind die einfachen, sichern Linien der Architektur dieser Bauten aus der Vorzeit. Vier Säulenreihen breit, sechs Säulenreihen tief, ist alles bis ins kleinste Detail gewaltig und gigantisch. Die Pfeiler, unten viereckig, oben mit einem sackartigen Wulstkapitäl versehen, sind nur dreimal so hoch als sie dick sind, und dennoch ist nichts Plumpes darin. Der Abakus ruht auf einem Reisigbündel, und dies Bild giebt dem Pfeiler sogar etwas Leichtes. Die einzigen Denkmäler der Welt, mit denen diese Felsentempel zu vergleichen, sind die Bauten des alten Reichs in Aegypten. Hier aber, in Indien, ist eine sehr viel höhere Stufe der plastischen Kunst und Feinheit der architektonischen Linie erreicht. Es ist müßig, zu streiten, ob das aus dem vierten oder neunten Jahrhundert vor oder nach unserer Zeitrechnung entstanden ist, so viel steht fest, daß ein solcher Giganten-Prachtbau nicht erfunden wird, sondern sich auf Jahrtausende lange Traditionen des Glanzes, Ruhmes und der Kunstfertigkeit aufgebaut hat! Wie erbärmlich kleinlich erscheint die Wichtigkeit des Tagesgetriebes von heute gegen solche gewaltigen Marksteine aus der Geschichte der Vorzeit!

Freitag, 15. December. Es sind die letzten Athemzüge in Indien! der englische P. & O. Dampfer „Carthago“ liegt im Hafen! Das Gepäck ist bereits in die tiefsten Gründe verstreut,

eine freundliche Cabine verheißt mir Kühle und Schatten bei der Fahrt durch's Rothe Meer. Der Capitain verspricht, in fünf Tagen uns nach Aden und von dort in vier nach Aegypten zu bringen. 5000 Tons sollen 1000 Pferdekräfte so schnell befördern. Ich glaube es kaum, aber hoffen wir das Beste! Der Gaikowar Rao von Baroda nebst seinem Bruder ist unser Reisegefährte.

Ich scheide von Indien und blicke mit Dankbarkeit zurück, daß das Geschick mir gestattet hat, die phantastischen Traumgebilde der Jugend im Alter auf die Wirklichkeit prüfen zu können! Durch den beschleunigten Schiffsverkehr ist Indien uns sehr nahe gerückt, und ich kann nur rathen, die Gelegenheit, wenn sie sich bietet, nicht von der Hand zu weisen, sondern drei Monate und 5000 bis 6000 Mark dazu zu benutzen, hier eine Welt kennen zu lernen, in der die Wiege der Menschheit stand und in der heute jeder Tag Blütenstaub und Poesie raubt, die unwiederbringlich verloren sind. Eine Weltreise, wie ich sie in Anbetracht der Ausstellung in Chicago damit verbunden habe, ist zu viel des Guten. Dem ernsten Forscher überbürden sich die Eindrücke und lassen ihm nicht immer Zeit, sie zu besserem Werth zu verarbeiten. Der flüchtige Reisende thut dabei nur seinem Magen und seinem Geldbeutel Schaden. Indien ist eine Sache für sich und tief und umfassend genug,

um allein genossen zu werden. Wer nach Indien geht, sollte mit Absicht nicht auch nur einen flüchtigen Einblick nach Aegypten thun, sondern direct nach Bombay fahren, dort die Weltstadt, die englische Macht, die tropische Vegetation, den Völkercarneval auf sich in unmittelbarer Frische wirken lassen. Nun ist es Zeit, sich historisch und mythologisch einzuführen, um von Stufe von Stufe zu genießen. Von Bombay wird Jeypoor die nächste Etappe sein, um neben der modernen Residenz eines indischen Radja zugleich im alten Amber den Vorgeschmack von dem zu nehmen, was im Norden zu erwarten steht. Wer Zeit hat, nach Kaschmir zu gehen, möge es thun. Es ist das Thüringen Indiens. Jedenfalls aber beginnt nun die Forschungsreise von Lahore über Delhi, Agra nach Benares. Von hier aus rathe ich, den Ausflug in den Himalaya nach Darjeeling zu machen und dann nach Calcutta zu fahren. Reisende, welche weitere Ziele haben, finden von Calcutta Schiffe nach Rangoon in Birma, und von dort nach Singapore, Java und weiter. Reisende aber, die sich mit Indien begnügen, mögen von Calcutta mit der Eisenbahn Hyderabad, Madras, den Süden nach Ceylon gehen, sie werden zufrieden sein, meinen Rath befolgt zu haben. Wer aber direkt nach Ceylon ankommt, gehe über Madras, Bombay, Jeypoor nach dem Norden und nehme nicht die Tour, wie ich sie

gemacht habe, weil die Eindrücke historisch so besser aufeinanderfolgen!

Was ich gesehen, habe ich bereitwillig mitgetheilt. Es kommt mir nicht zu, in tiefsinniger Kannegießerei politische und staatsökonomische Betrachtungen auszukramen. Nichts ist von Bestand, sagen alle Trümmer im weiten Reich! Wie soll aber ein flüchtig Reisender so fremdartige, ihm neue Verhältnisse mit unumstößlichem Urtheil kritisiren, wenn er selbst mit sich zu thun hat, alle neuen Eindrücke erst in sich zu verarbeiten? Es liegt auch durchaus nicht in meiner Absicht, hier als Prophet aufzutreten. Mich hat die Reise in wunderbarer Weise angeregt und auch außerordentlich gut unterhalten. Ich empfehle es, ebenso wie ich zu machen. Wer glaubt, daß ich ihm mehr beantworten könnte, braucht mich nur zu fragen. Wer Einkäufe machen will, findet in Bombay und Calcutta bei Shephard u. Comp. Photographien von ganz Indien. Es empfiehlt sich aber, diese Angelegenheit nicht bis auf den letzten Augenblick zu verschieben, sondern an Ort und Stelle das zu nehmen, was einem gefällt, da man oft gewünschte Abzüge nie mehr bekommen kann. In Delhi und Bombay sind die Antiquare Tellery u. Co. für alle Indiensachen sehr zu empfehlen, sogar für Briefmarken. Letzteres Fach bearbeitet ein Deutscher, Herr Bolze bei Tellery u. Co. in Delhi — avis au

lecteur! Jeypoor ist auch namentlich für Waffen ein guter Platz, doch ist man dort der Gefahr ausgesetzt, viel nachgemachte Sachen zu bekommen. Tellery ist auch für Stoffe zu empfehlen, vor allem aber die Sirma, die ich glaube, schon bei Delhi oder Agra erwähnt zu haben. Indien liegt auf der nördlichen Halbkugel, hat also mit uns analoge Jahreszeiten. Im Sommer ist es zu heiß und im Winter muß man sich in Nord-Indien auf wärmere Kleidung einrichten, da die Nächte dann kühl sind. Im Himalaya friert das Wasser in der Waschschüssel oft trotz des Kaminfeuers. Wer nach Indien reist, bringe sich Steppdecken, Kopfkissen mit mehreren Bezügen und Handtücher mit, denn die Hotelgewohnheiten erwarten das von jedem Reisenden. Ferner engagire man sich einen guten Boy, entweder durch Hotel oder Consul oder Bekannte, die Kosten sind sehr gering und ohne ihn bekommt man nicht mal ein Glas Wasser auf's Zimmer und wird auch bei Tisch nur vom eigenen Boy bedient. Der Boy aber, der von Bombay bis Calcutta mitgeht, ist in Vorderindien und Madras nicht zu gebrauchen, da er die dortige Sprache nicht versteht. Für diesen Theil von Indien müßte also ein neuer Boy engagirt werden.

Sonnabend, 16. December. Im Begriff, den Dampfer nach Aden zu besteigen, scheide ich von Indien. Es bleibt mir nur noch übrig, dem Leser

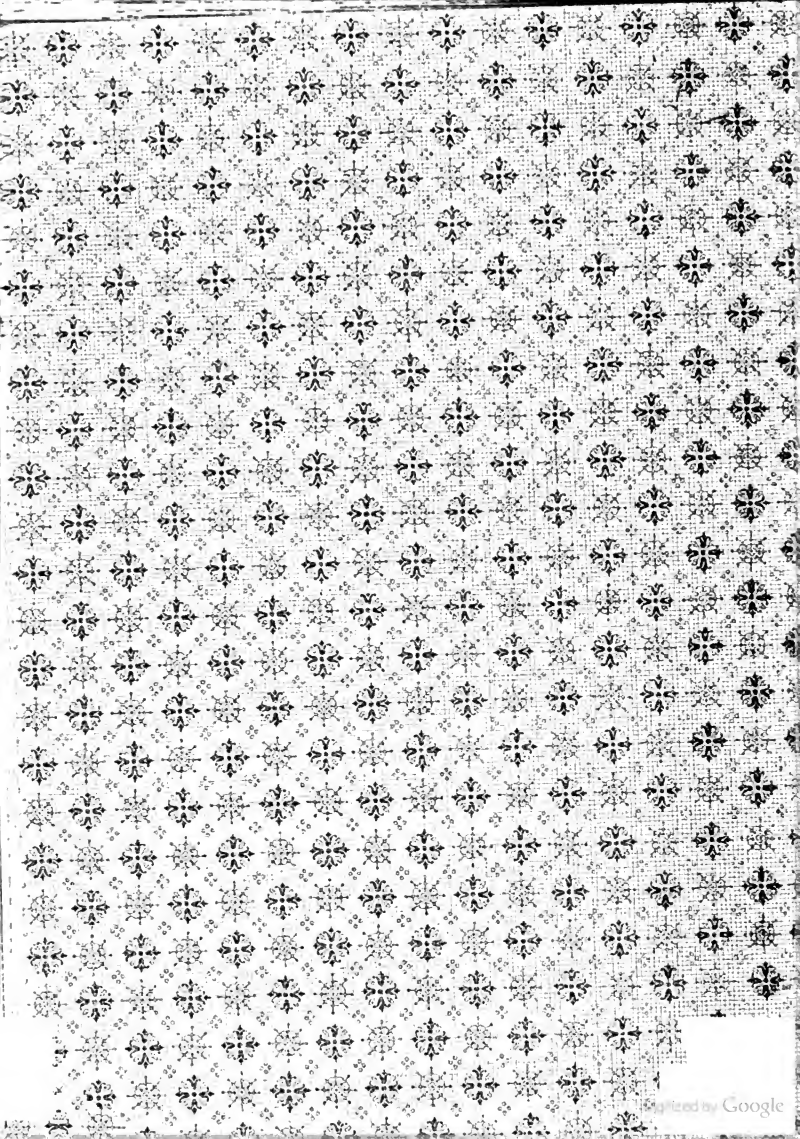
zu danken, daß er mich so treu begleitet hat! In zehn Tagen soll ich in Cairo sein. Das Bändchen darüber wird nur eine kleine Plauderei. Nimm sie noch mit dazu, dann will ich gänzlich schweigen — dann rede Du!

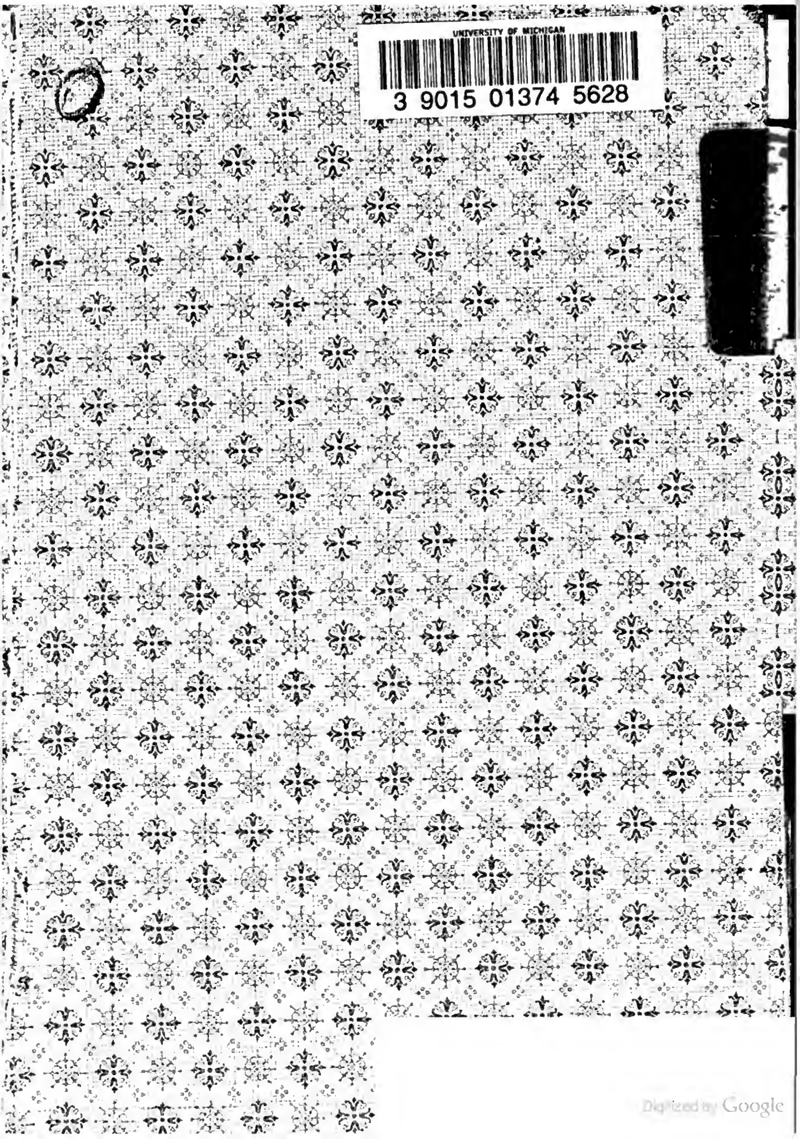
Heute, am 16. December, sieht Bombay wie Neapel zu Pfingsten aus; 27° Reaumur lassen ganz vergessen, daß in acht Tagen Weihnachten sein soll. Mit Noth und Mühe ist ein Blumentopf, eine australische Conifere, aufgetrieben, die uns im Rothen Meer den Weihnachtsbaum darstellen soll. Der Rao von Baroda verhilft uns zu einem feierlichen Abschied von Bombay; Strandbatterie und Schiffe geben Salut. Das Auge ist noch auf Indien gerichtet, das Herz aber wendet sich bereits der Heimat zu. India fare well!



Inhalt.

Faber'sche Buchdruckerei, Magdeburg.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01374 5628

